Militärseelsorge

51. Jahrgang
2013

Aus dem Inhalt

Seite

Franz-Josef Overbeck
Wer das Ziel will, muss auch die Mittel wollen, um das Ziel zu erreichen 51

Walter Wakenhut
Kirchliches Friedenshandeln zwischen Vision und Illusion 109

Walter Wakenhut
Brief an die Soldaten und Soldatinnen 143

Wolfgang Beinert
VATICANUM II. 159

Reinhard Kardinal Marx
Kirche als Friedensakteur 175

Thomas de Maizière
„Friedensstifter sein“ hat viel mit dem Auftrag von Streitkräften zu tun 187

Dokumentation

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 5

Militärbischof Dr. Franz-Josef Overbeck: Predigten – Ansprachen – Vorträge

„Selig, die Frieden stiften“
Predigt anlässlich des Weltfriedenstages am 1. Januar 2013 9

Kampfdrohnen werfen ernste Fragen auf
Gastkommentar in „Die Tagespost“ vom 07.02.2013 11

„Unschuldige dürfen nicht sterben“
Interview mit SPIEGEL-online zur Drohnendebatte am 08.02.2013 13

„Jedes Land hat seine eigenen Probleme“
Interview zur Amtseinführung des neuen Papstes Franziskus in WDR 5
am 19.03.2013 15

„Katholische Kirche steht vor einem Kulturwandel“
Interview im dradio am 30.03.2013 19

„Verantwortung übernehmen, wo es für viele kaum vorstellbar ist“
Der katholische Militärbischof Franz-Josef Overbeck würdigt im domradio.de-
Interview den Auslandseinsatz der Bundeswehr im Kosovo: Die UN-Mission
leiste vor Ort einen „Dienst am Leben“.
Interview im domradio am 09.04.2013 25

„Dahinter muss ein konkreter Mensch stehen“
Der katholische Militärbischof Franz-Josef Overbeck lehnt unbemannte
Kampfdrohnen nicht von vornherein ab. Nur dürfe „niemals die Tötung eines
Menschen durch einen Automatismus ausgelöst werden.“
Interview im domradio am 24.04.2013 27

Über den Frieden „als Werk der Gerechtigkeit“
Predigt im Pontifikalamt anlässlich der Wiederkehr der Weihe der Kirche St. Louis
vor 60 Jahren in der Julius-Leber-Kaserne am 15. Mai 2013 29

Bilder vom Pfingstfest sprechen vom Kommen des Heiligen Geistes
Predigt im Pontifikalamt mit Spendung der Firmung während der
55. internationalen Soldatenwallfahrt nach Lourdes am 25. Mai 2013 35

„Die Zukunft der Militärseelsorge geht nur ökumenisch“
Interview bei der 55. Soldatenwallfahrt nach Lourdes am 26.05.2013 41

„Die Bundeswehr steht vor großen Herausforderungen“
Interview mit KNA bei der 55. Soldatenwallfahrt nach Lourdes am 27.05.2013 43

„Was früher Science fiction war, ist jetzt Wirklichkeit“
Interview mit domradio über die Drohnendebatte am 13.06.2013 45

„Legitim ist alles das, was dem Frieden aller dient“
Interview im Deutschlandradio am 22.06.2013 47

„Wer das Ziel will, muss auch die Mittel wollen, um das Ziel zu erreichen“
Vortrag vor Kompaniechefs und Teileinheitsführern der 1. Panzerdivision in Augustdorf am 26.06.2013 51

Durst nach Hoffnung, Durst nach Gott
Erste Katechese auf dem Weltjugendtag in Rio de Janeiro am 24.07.2013 57

Jünger Christi sein
Zweite Katechese auf dem Weltjugendtag in Rio de Janeiro am 25.07.2013 63

Missionare sein: „Geht!“
Dritte Katechese auf dem Weltjugendtag in Rio de Janeiro am 26.07.2013 69

Familie als Heimat und Haus Gottes
Predigt im Pontifikalamt anlässlich der Woche der Begegnung in der Akademie Klausenhof in Hamminkeln-Dingden am 17.09.2013 75

„Worauf der kirchliche Fokus zu richten ist, zielt auf den ‚Status quo ante‘ ab.“
Interview in Kompass, der Zeitschrift des Katholischen Militärbischofs für die deutsche Bundeswehr (09/2013) 81

„Menschenwürde kommt von Gott“
Interview mit dradio am 03.08.2013 85

„Kommunikation und Christsein in der Kirche unter Soldaten“
Impulsvortrag anlässlich des 14. Seminars der GKS-Akademie „Oberst Helmut Korn“ am 06.11.2013 in Fulda 95

Grußwort bei der 6. Tagung der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) am 11.11.2013 in Düsseldorf 101

Afghanistan: Den Aufbau des Friedens solidarisch mittragen
Interview mit Radio Vatikan am 23.12.2013 103

Militärgeneralvikar a.D. Apostolischer Protonotar Walter Wakenhut

„Kirchliches Friedenshandeln zwischen Vision und Illusion“
Begrüßungsrede anlässlich der Festveranstaltung „50 Jahre Pacem in Terris“
in der Katholischen Akademie Berlin am 10.04.2013 109

Im Jahr des Glaubens: Freude am Glauben
Predigt in Lourdes an der Grotte am 24.05.2013 113

Geduld
Predigt zur Einführung des Leitenden Militärdekans Stephan van Dongen in
Berlin am 17.06.2013 117

Wege zum Glauben – die Tür zum Glauben
Predigt auf dem Mariahilfberg in Amberg am 04.07. 2013 121

Die Zeichen der Zeit deuten – und handeln
Predigt zum 24. Sonntag im Jahreskreis auf der 53. Woche der Begegnung
in der Akademie Klausenhof am 15.09.2013 123

Bericht zur Lage bei der 53. Woche der Begegnung in der Akademie
Klausenhof am 16.09.2013 127

Rückblick auf 13 Jahre als Militärgeneralikar
Interview mit katholisch.de am 04.10.2013 133

Interview mit Kerstin Bücker am 07.10.2013 137

Kirche unter den Soldaten
Predigt beim Pater-Rupert-Mayer-Gottesdienst in der Bürgersaalkirche in
München am 24.10.2013 141

Brief an die Soldaten und Soldatinnen
Aus: Kompass, Zeitschrift des Katholischen Militärbischofs für die Deutsche
Bundeswehr, 10/2013 143

Dokumentation Gesamtkonferenz 2013

Franz-Josef Overbeck
Abschied und Neuanfang
Predigt des Katholischen Militärbischofs im Pontifikalamt anlässlich der
Verabschiedung von Herrn Militärgeneralvikar Apostolischer Protonotar
Walter Wakenhut und der Einführung von Herrn Militärgeneralvikar
Monsignore Reinhold Bartmann am Dienstag, den 08. Oktober 2013 in Berlin 147

Franz-Josef Overbeck
Ansprache des Katholischen Militärbischofs zum Wechsel im Amt des Militärgeneralvikars von Herrn Prälat Walter Wakenhut auf Herrn Monsignore Reinhold Bartmann am 8. Oktober 2013 auf der 58. Gesamtkonferenz der katholischen Militärseelsorgerinnen und -seelsorger in Berlin 155

Wolfgang Beinert
VATICANUM II. (1962-1965)
Ein Rückblick auf die Zukunft von Kirche und Gesellschaft 159

Friedensethische Reflexionen

Reinhard Kardinal Marx:
„Kirche als Friedensakteur. Teil des Problems oder Teil der Lösung?“
Statement bei der Festveranstaltung von Justitia et Pax zu 50 Jahre Pacem in Terris in Berlin am 10.04.2013 175

Allgemeines – Grundsätzliches

Thomas de Maizière
Rede auf dem Ökumenischen Neujahrsempfang der Militärseelsorge an der Universität der Bundeswehr München am 16.01.2013 187

Thomas R. Elßner
Gedenke – Ein Imperativ in Zeiten der Bedrängnis und Entscheidung
Vortrag in der Synagoge in Koblenz am 10.11.2013 197

Autorenverzeichnis 201

Impressum 202

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser!

Im Jahr 2013 wurde in Politik und Gesellschaft die Frage der Beschaffung bewaffneter Drohnen für die Bundeswehr kontrovers diskutiert. In dieser durch die Praxis des weltweiten Drohneneinsatzes durch die USA vorbelasteten Diskussion hat sich angesichts dieser auch ethisch bedeutsamen Frage der Katholische Militärbischof für die deutsche Bundeswehr Dr. Franz-Josef Overbeck in Kommentaren und Interviews mehrfach öffentlich geäußert und dabei vor übereilten Beschlüssen gewarnt und vielmehr eine ausführliche und sorgfältige gesellschaftliche Diskussion und Güterabwägung angemahnt.

Die entsprechenden Textdokumente sind in dieser Ausgabe dokumentiert genauso wie die drei Katechesen, die der Militärbischof auf dem Weltjugendtag 2013 in Rio de Janeiro an drei aufeinander folgenden Tagen vor zahlreichem Publikum gehalten hatte und die um zentrale Themen christlicher Spiritualität kreisten und dabei einen tiefen Eindruck hinterließen.

Aber auch bei zahlreichen anderen Gelegenheiten hat Militärbischof Overbeck zu Fragen der Militärseelsorge im Auslandseinsatz und zur Bundeswehr, zur Katholischen Kirche, zu friedensethischen und anderen Themen in Interviews, Predigten und Vorträgen Stellung genommen. In dieser vorliegenden Dokumentation können Sie auch diese Texte nachlesen, die damit sein vielschichtiges Wirken im Rahmen seines Amtes als Militärbischof deutlich werden lässt.

Ein für die Militärseelsorge herausgehobenes Ereignis stellte das letzte Dienstjahr des Militärgeneralvikars a.D. Apostolischer Protonotar Walter Wakenhut dar, das mit seiner Verabschiedung in den mehr als wohlverdienten Ruhestand und der Einführung des neuen Militärgeneralvikars Msgr. Reinhold Bartmann auf der Gesamtkonferenz der Katholischen Militärseelsorge in Berlin im Oktober seinen Höhepunkt fand. Bei zahlreichen Anlässen hatte Prälat Wakenhut in diesem Zeitraum nochmals Gelegenheit, nicht nur zu verschiedenen Glaubensfragen zu predigen, sondern sich auch zu Themen und Aufgaben der „Kirche unter den Soldaten“ zu äußern und in seinem „Rückblick auf 13 Jahre als Militärgeneralvikar“ die zentralen Herausforderungen der Katholischen Militärseelsorge in diesem Zeitraum zu erinnern. All diese Dokumente zusammen mit dem „Brief an die Soldaten und Soldatinnen“, mit dem er sich von den ihm Anvertrauten, für die er sich zeit seines Dienstes in der Militärseelsorge verantwortlich gefühlt hatte, verabschiedet hat, sind in dieser Dokumentation zu finden.

Wie üblich, so wird auch in diesem Jahr – so weit es möglich ist – die Gesamtkonferenz der Katholischen Militärseelsorge dokumentiert. Ein besonderes Highlight stellte dabei der Vortrag von Herrn Prof. Dr. Wolfgang Beinert dar, der sich als Festredner aus Anlass der Verabschiedung von Militärgeneralvikar a.D. Wakenhut mit dem II. Vatikanischen Konzil und dessen Bedeutung bis in die Gegenwart beschäftigte.

Im Jahr 2013 galt es auch, des Erscheinens der Enzyklika „Pacem in Terris" von Papst Johannes XXIII. vor 50 Jahren zu gedenken. Auf der Festveranstaltung aus diesem Anlass, zu der Iustitia et Pax in Kooperation mit der Katholischen Militärseelsorge geladen und in die Militärgeneralvikar a.D. Wakenhut mit seiner Begrüßungsrede eingeführt hatte, hielt Reinhard Kardinal Marx unter dem Titel „Kirche als Friedensakteur. Teil des Problems oder Teil der Lösung?" einen für die spätere Diskussion wegweisenden Vortrag.

Beide Zweige der Militärseelsorge an der Universität der Bundeswehr in München hatten bei ihrem ökumenischen Neujahrsempfang am 16. Januar 2013 die Ehre, den damaligen Bundesverteidigungsminister Thomas de Maizière begrüßen zu können. In seiner Rede stellte er nicht nur die besondere Qualität der Militärseelsorger angesichts der weit verbreiteten kirchlichen Ungebundenheit heraus, die sich in deren realitätsgerechten Einlassen auf die Erfahrungs- und Lebenswelt der Soldatinnen und Soldaten zeige, und hob hervor, dass die Militärseelsorge immer wieder deutlich mache, dass sie nicht Waffen und Einsätze, sondern Soldaten und ihre Einsätze segne. Vielmehr ging er auch auf das Selbstverständnis der Bundeswehr ein, richtete unter dem Stichwort Anerkennung und Wertschätzung der Gesellschaft einen kritischen Blick nach innen, beschrieb seine Position in der ‚Veteranendiskussion' und betonte nicht zuletzt, dass der Platz der Bundeswehr in der Gesellschaft nicht allein Aufgabe der Bundeswehr sein könne, sondern eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe sei.

Wir hoffen, dass die Beiträge unserer Zeitschrift Ihr Interesse finden.

Manfred Suermann
Wiss. Referent

Militärbischof Dr. Franz-Josef Overbeck:
Predigten – Ansprachen – Vorträge

„Selig, die Frieden stiften“

Franz-Josef Overbeck

Predigt anlässlich des Weltfriedenstages, 1. Januar 2013

Wir Menschen werden von Sehnsüchten bestimmt, von der Sehnsucht nach Anerkennung und Liebe, von der Sehnsucht nach Wertschätzung und Gerechtigkeit, von der Sehnsucht nach Frieden. Schon bei kleinen Kindern ist zu beobachten, dass sie sich beim Spielen, wenn es zum Streit kommt, auch darum bemühen, dass es gerecht zugeht und dass im Konfliktfall der Friede wiederhergestellt wird. Einfach aber gelingt das in der Regel nie. Dann sind Eltern und andere Autoritäten gefragt – zum Trösten und zum Helfen, zum Zuhören und Vermitteln. Ist der Streit dann beigelegt und der Friede wieder hergestellt, sind strahlende Gesichter die Belohnung.

Was schon im Kleinen gilt, beschäftigt uns erst recht im Großen. Der so gewalttätige und blutige Konflikt in Syrien hat uns dies im Jahr 2012 auf eindringlichste Weise gezeigt. Gewalt und Waffen führen nicht zum Frieden. Es braucht dafür Verhandlungen, die einen berechtigten Interessenausgleich herstellen und Wege zum Frieden ebnen. Ein mühevoller, dornenreicher und schwieriger Weg, der viele Opfer kostet. Bei aller Tragik und Dramatik solcher Konflikte darf auch die Stimme des Gewissens, das Frieden herrschen solle, nicht verstummen. Denn die Stimme des Gewissens existiert in jedem Menschen, auch wenn sie oft überdeckt ist vom Lärm der Waffen, von den Aggressionen und der Wut, dem Zorn und den vielen Ausdrucksformen von Gewalt.

Wir Christen sind hier besonders herausgefordert, gerade angesichts der uralten Menschheitsfrage, wie denn Frieden immer wieder hergestellt und bewahrt werden könne. Der Friede an sich ist mehr als die Abwesenheit von Gewalt. Dabei wissen wir, dass Frieden in der Regel ein Idealzustand ist, der niemals vollständig erreicht wird, da es kein menschliches Leben ohne Spannungen gibt, seien sie psychischer, geistiger, geistlicher oder körperlicher Art. Darum sind Menschen so wichtig, die von den Gedanken des Friedens nicht lassen und sich mit ihrer ganzen Person dafür einsetzen, Frieden zu schaffen.

Schon die große Friedensvision des Propheten Jesaja spricht in packenden Bildern von diesem Frieden, wenn es dort nämlich heißt, dass der Geist des Herrn auf dem Messias ruht, der die Hilflosen gerecht macht, für die Armen gerecht richtet und für sie sorgt. Nicht in menschlichen Zuständen, sondern in einer Person, die von Gott kommt, wird der Friede letztlich verwirklicht, so Jesaja. Wenn all die Gegensätze – der Wolf und das Lamm, der Panther und das Böcklein, das Kalb und der Löwe, der Säugling und die Natter, also alles, was Spannung und Unfriede erzeugt – einander ergänzen, weil sie von einer Person, die von Gott kommt, zusammengehalten werden, dann wird endgültiger Friede

sein (vgl. Jes 11,10-16). All dies gilt im Selbstverständnis Jesu und damit in unserem Bekenntnis, wer Jesus Christus für uns ist. Jesus selber ist unser Friede (Eph 2,14). Es ist Jesus, der das Gottesreich der Gerechtigkeit, des Friedens und der Freude bringt. Aus dieser Optik wird der Friede nie nur als ein Idealzustand verstanden, sondern immer als ein Tun Gottes mit, an und für uns Menschen, das in Jesus schon seine Erfüllung gefunden hat. Überall da, wo Frieden ist, ist Gott selbst gegenwärtig und wirkt.

Ein solcher echter Friede hat immer mit der Verwirklichung von Recht und Solidarität, mit der Würde des Menschen und den Menschenrechten zu tun. Wie im Kleinen so im Großen bedeutet dies, dass Konfliktnachsorge immer Konfliktvorbeugung heißt und eine permanente Friedensarbeit nötig ist, die jeder Idealisierung wie Ideologisierung von Lebensüberzeugungen vorbeugt und der Würde aller Menschen dient. So kann deutlich werden, dass der Friede ein Werk der Gerechtigkeit ist und der Ertrag der Gerechtigkeit Ruhe und Sicherheit (vgl. Jes 32,16-17).

Wir Christen und die Kirche haben die Chance, heute mit Gewissensbildung und alltäglicher Versöhnungsarbeit im Kleinen zum Frieden beizutragen. Die Kirche muss schlicht eine Seelsorge für den Frieden ins Werk setzen, der sich den Maßstäben weltweiter Solidarität stellt. Das heißt schließlich auch, auf die Kraft des Betens zu setzen und das Beten durch Zeugenschaft andere Menschen zu lehren. So hat es der heilige Franz von Assisi getan, der uns in seinem großen Friedensgebet einen nüchternen Blick für die Wahrnehmung unserer menschlich oft so spannungsreichen Wirklichkeit lehrt. Er hält uns an, uns am Beispiel Jesu auszurichten. In seinem Beten wird konkret, was es heißt, dass für uns Christen der letzte Maßstab unseres Handelns Jesus Christus selbst ist, der nicht nur den Frieden gebracht hat, sondern der der Friede ist.

Kampfdrohnen werfen ernste Fragen auf

Franz-Josef Overbeck

Gastkommentar in „Die Tagespost“ zu Kampfdrohnen vom 7. Februar 2013

Die Absicht der Bundesregierung, bewaffnete Drohnen anzuschaffen, wirft ernste ethische Fragen auf, die erst noch debattiert werden müssen. Bischof Dr. Stephan Ackermann, Vorsitzender der Deutschen Kommission Justitia et Pax, und ich als Militärbischof haben eine gemeinsame Erklärung zur ethischen Prüfung dieser unbemannten Kampfdrohnen herausgegeben. Zunächst stellt sich die Kernfrage: Dient diese neue Waffengattung der Gewaltminimierung oder der Gewaltsteigerung?

Auch wenn das Risiko der Gefährdung für die eigenen Soldaten verringert wird, muss sorgfältig geprüft werden, ob die Gefahren für unbeteiligte Menschen nicht dadurch erhöht werden. Diese Frage stellt sich verschärft bei militärischen Interventionen, die zum Schutz der Zivilbevölkerung unternommen werden.

Auch bei nationalen Konflikten, in denen in der Regel asymmetrische Formen der gewaltsamen Konfliktaustragung vorherrschen, müssen extensive Kollateralschäden unbedingt vermieden werden. Völkerrechtlich und letztlich auch ethisch problematisch ist zudem ein außerhalb des eigentlichen Konfliktgebietes liegender Einsatz von bewaffneten Drohnen. Für mich ergeben sich noch weitere Bedenken. Wird durch die Kampfdrohnen die Hemmschwelle zur Gewaltanwendung gesenkt? Werden Vorkehrungen getroffen, um ein Absenken der Schwelle zur Gewaltanwendung zu verhindern? Auch sollten die Erfahrungen anderer Streitkräfte, die bereits Kampfdrohnen einsetzen, gesammelt und bezüglich der moralischen und politischen Auswirkungen ausgewertet werden.

Wer trifft aufgrund welcher Kriterien die Entscheidung zum gezielten Töten, zum Beispiel im Kampf gegen den Terrorismus? Die Tötung eines Menschen darf nicht durch einen Mechanismus ausgelöst werden. Es wäre fatal, Drohnen als Hinrichtungsinstrumente einzusetzen.

Das Leben anderer verliert auch dann nicht an Würde, wenn sie als Feinde bekämpft werden. Die Beachtung von Menschenrechten und Menschenwürde ist ein unabdingbares ethisches Gebot. Ich als Militärbischof erwarte von den Politikern, dass unsere Soldaten – unsere Bundeswehr ist eine Parlamentsarmee – diese Waffen nur einsetzen müssen, wenn auf die genannten Probleme tragfähige Antworten gefunden worden sind. Die Soldaten dürfen nicht gezwungen werden, gegen ihr Gewissen zu handeln. Das widerspräche zutiefst dem Prinzip der Inneren Führung. Ein breit angelegter ethischer Diskurs zu diesem Thema ist deshalb notwendig.

„Unschuldige dürfen nicht sterben“

Franz-Josef Overbeck

Interview mit SPIEGEL-Online zur Drohnendebatte am 8. Februar 2013

Wenn es nach der Regierung geht, darf die Bundeswehr bald Kampfdrohnen einsetzen. Der Militärbischof Franz-Josef Overbeck kritisiert im Interview, dass der Krieg per Fernsteuerung die Schwelle zur Gewaltanwendung senkt – und die Ausbildung der Soldaten sich damit noch nicht befasst.

SPIEGEL ONLINE: Herr Bischof Overbeck, Verteidigungsminister Thomas de Maizière will, dass die Bundeswehr Kampfdrohnen einsetzen darf. Sie haben gemeinsam mit dem Trierer Bischof Stephan Ackermann eine Erklärung veröffentlicht, in der Sie die Pläne kritisieren. Was befürchten Sie?

Overbeck: Mit der Einführung dieser Waffensysteme könnten die politischen und mentalen Schwellen zur Gewaltanwendung heruntergesetzt werden. Wir brauchen eine Diskussion, damit das verhindert wird.

SPIEGEL ONLINE: Aber ist das wirklich neu? Der Soldat, der aus einem U-Boot einen Torpedo abfeuert ist ähnlich weit vom Kampfgeschehen entfernt wie der, der vom Computer aus eine Drohne steuert.

Overbeck: Das Problem ist nicht neu. Aber es wird durch den Einsatz bewaffneter Drohnen und die damit möglichen Kampfeinsätze verschärft. Außerdem kann es sehr schwierig sein, zwischen Kämpfenden und Unbeteiligten zu unterscheiden. Unschuldige dürfen aber auf keinen Fall getötet werden.

SPIEGEL ONLINE: In der Theorie töten Drohnen den Gegner präzise und gezielt. Ist das nicht ein Vorteil gegenüber Waffen, bei deren Einsatz viele Menschen sterben?

Overbeck: Bei jedem Einsatz sollte es möglichst wenig Tote geben. Ich befürchte nur, dass die Hemmschwelle, Gewalt einzusetzen, durch den Krieg am Computer sinkt. Drohnen dürfen keine Hinrichtungsinstrumente sein. Wir brauchen deshalb höhere ethische Anforderungen an die Soldaten, die diese Computersysteme bedienen.

SPIEGEL ONLINE: Müssen diese Soldaten anders ausgebildet werden?

Overbeck: Ja. Man muss ein ganz anderes Stresstraining machen. Man muss ganz anders üben, wie man in schwierigen Situationen ethisch reflektieren und urteilen kann – zum Beispiel, wenn man auf dem Bildschirm nicht klar zwischen Kämpfenden und Unschul-

digen unterscheiden kann und ein Soldat vor der Frage steht: Löse ich das Kampfsystem aus oder nicht?

SPIEGEL ONLINE: Mit seinen Drohnen-Plänen begeht Thomas de Maizière einen Tabubruch. Haben Sie das von einem christdemokratischen Verteidigungsminister erwartet?

Overbeck: Das ist keine Frage der Parteizugehörigkeit. Wir stehen vor einer neuen Entwicklung angesichts moderner Waffensysteme und weltweiter Auseinandersetzungen. Dem muss sich jeder Verteidigungsminister stellen, unabhängig davon, welcher Religion oder Weltanschauung er angehört.

SPIEGEL ONLINE: Was befürchten Sie angesichts der technologischen Entwicklung?

Overbeck: Es stellen sich doch viele Fragen, etwa welche Wirkung der Einsatz von Drohnen auf die Zivilbevölkerung hat, zum Beispiel in Afghanistan. Was bedeutet es, möglichst umfangreiche militärische Fähigkeiten zu haben, gerade angesichts der Erfahrungen, die wir mit dem Wettrüsten im Kalten Krieg gemacht haben? Braucht die Bundeswehr jedes System, das es auf dem Markt gibt? Das muss in der Öffentlichkeit noch einmal diskutiert werden. Ich empfehle deshalb dem Bundestag ein öffentliches Hearing zu dem Thema.

SPIEGEL ONLINE: Auch der Minister wünscht eine breite gesellschaftliche Diskussion. Aber steht für ihn das Ergebnis nicht schon fest – die Bundeswehr wird ihre Drohnen bekommen?

Overbeck: Ich bin jemand, der das offen diskutieren will. Ich erwarte das auch vom Verteidigungsminister. Ich erwarte, dass er da seine Verantwortung wahrnimmt.

SPIEGEL ONLINE: Wie ist denn nun Ihre Haltung?

Overbeck: Es ist nicht meine Aufgabe zu entscheiden, welche Waffensysteme eingesetzt werden – sondern, mit welchen ethischen Maßstäben sie angewandt werden. Das ist die Aufgabe der Kirche.

Das Interview führte Niklas Wirminghaus.

„Jedes Land hat seine eigenen Probleme“

Franz-Josef Overbeck

Interview zur Amtseinführung des neuen Papstes Franziskus in WDR 5
am 19. März 2013

Mit einer feierlichen Messe ist der neue Papst am Dienstag (19.03.2013) in sein Amt eingeführt worden. Essens Bischof Franz-Josef Overbeck sieht große Aufgaben auf Franziskus zukommen – denn es bestehe auch Veränderungsbedarf in der katholischen Kirche.

WDR 5: Rechnen Sie nach den ersten Auftritten von Papst Franziskus damit, dass er es auch heute bei seiner Amtseinführung so schlicht wie möglich halten wird?

Franz-Josef Overbeck: Ich denke, er ist ein Mann, der sich treu ist. Von daher wird es sicher eine ihm sehr gemäße Form sein: schlicht und einfach und eindrücklich.

WDR 5: Auch die Insignien hält er ja betont einfach. Das mag zu dem Mann passen. Aber passt seine Berufung auf Franziskus von Assisi, den „radikalsten“ aller Heiligen, auch zu der Kirche, der Papst Franziskus jetzt vorsteht?

Overbeck: Zur inneren Mitte der Kirche gehört ja Jesus, sonst gäbe es sie gar nicht. Die Kirche hat immer schon in dem Franziskus jemanden gesehen, der Jesus besonders deutlich unter uns gezeigt hat. Von daher passt das wunderbar zusammen.

WDR 5: Franziskus war zu seiner Zeit aber nicht sehr gut gelitten, oder?

Overbeck: Der war unterschiedlich gelitten. Die einen haben sich schrecklich provoziert gefühlt durch ihn und auch auf vielerlei Weise verstört, Gott sei Dank. Und für viele andere war er der Segen und hat geholfen, die Kirche in eine neue Zeit hineinzuführen.

WDR 5: Aber es ist doch auch eine Kirche, die Prunk und Pomp nicht abhold ist, oder?

Overbeck: Das ist eine Kirche, die sich da verändern kann.

WDR 5: Da ist also auch Veränderungsbedarf?

Overbeck: Das glaube ich schon, ja.

WDR 5: In welcher Hinsicht genau?

Overbeck: Ich glaube, es ist ganz wichtig, dass wir neu lernen, das Verhältnis zwischen Weltkirche und Ortskirche zu bestimmen. Also zwischen den einzelnen Diözesen, den Kirchen unserer Länder, und der Leitung der Kirche. Das ist eine große Aufgabe. Und das

andere ist eine Riesenaufgabe. Die betrifft uns alle, die wir Christen sind: neu zu schauen, wie wir Christen sein können in unserer lebendigen, aber sehr pluralen Welt.

WDR 5: Das bedeutet auf der einen Seite Dezentralisierung, oder?

Overbeck: In einem Sinne, nicht dass alles auseinander geht, sondern zusammen bleibt, aber doch auch sein Eigengepräge vor Ort erhalten kann.

WDR 5: Würden Sie es auch begrüßen, wenn Entscheidungskompetenzen aus Rom in die nationalen Kirchen verlagert werden würden?

Overbeck: Es ist immer wichtig, dass man gut guckt, was in den Kirchen in den einzelnen Ländern zusammengehört und in den Diözesen getan werden kann. Da können wir schon eine ganze Menge tun, aber an manchen Punkten ist es sicherlich gut, das zu stärken und auf der anderen Seite sehr darauf zu achten, dass wir beieinander bleiben.

WDR 5: Das heißt, eine Aufgabe des Unfehlbarkeitsanspruchs würden Sie überhaupt nicht begrüßen?

Overbeck: Das ist eine Frage, die die Glaubenssubstanz unserer Kirche betrifft. Und da hinein gehört das. Und das hat nichts damit zu tun, wie die Kirche sich in diesem Sinne organisiert.

WDR 5: Wird sich unter diesem Papst vielleicht ganz neu definieren müssen, dass der Vatikan nicht nur die katholische Glaubenszentrale ist, sondern auch die Vatikan AG mit z. B. einem der umstrittensten Finanzinstitute der Welt in ihren Mauern, der Vatikan-Bank?

Overbeck: Der Vatikan, also der Heilige Stuhl und damit die Leitung der Weltkirche, braucht eine Organisationsstruktur. Das ist überall in der Welt so, egal, bei welcher Organisation. Und das tut sie eben auch in den finanziellen Fragen. Die müssen immer wieder kritisch beguckt werden, das haben wir ja noch vor einigen Jahren auch im Weltwirtschaftsmaßstab gesehen – und sehen es auch in diesen Tagen. Und von daher wird das auch zu den Aufgaben gehören, immer wieder kritisch zu gucken, gilt das noch oder müssen wir uns da neu aufstellen?

WDR 5: Ist da auch mehr Transparenz nötig? Über die Geschäfte der Vatikan-Bank erfährt die Öffentlichkeit ja bisher überhaupt nichts.

Overbeck: Für jede Bank gilt, dass sie sich ausgesprochen transparent und glaubwürdig darstellen muss. Da gibt es keine Ausnahmen.

WDR 5: Ist es möglich, dass der neue Papst Schwerpunkte seiner Arbeit in der nicht-europäischen und nicht-amerikanischen Welt setzen wird?

Overbeck: Der wird es auf eine andere Art und Weise tun, wie es die vorherigen Päpste auch schon getan haben, die sich ja nicht nur mit Europa beschäftigt haben. Das kann man an Paul VI. oder Johannes XXIII., vor allem aber auch an Johannes Paul II. wie auch an Benedikt XVI. deutlich sehen. Jeder Papst gibt ja dem Amt ein eigenes Gepräge. Es wird so sein, dass er durch seine Person seine eigenen, aus Lateinamerika und aus Argentinien stammenden Akzente setzen wird.

WDR 5: Könnte im Umkehrschluss die unausgesprochene Botschaft an die Europäer und auch die Nordamerikaner lauten: Nehmt euch nicht so wichtig? Eure kritischen Fragen zur Priesterweihe für Frauen oder zum kirchlichen Segen für Homosexuelle sind im Weltmaßstab gesehen eher kleine Probleme?

Overbeck: Jedes Land hat seine eigenen Probleme und seine eigenen Fragen, die man nicht kleinreden darf. Weil die Kirche eine Weltkirche ist, ist der Horizont der Probleme groß. Und trotzdem ist es sehr klar, die sind sehr unterschiedlich angesichts der einzelnen Länder, aus denen die Kirche besteht.

WDR 5: Der südamerikanische Kirchenkritiker Leonardo Boff macht darauf aufmerksam, dass dieser Papst vor ein paar Monaten ausdrücklich zugelassen hat, dass ein gleichgeschlechtliches Paar ein Kind adoptierte. Und dass er Kontakt zu Priestern halte, die von der Amtskirche verstoßen wurden, weil sie geheiratet hatten. Was erwarten Sie in dieser Hinsicht?

Overbeck: Menschlich zu sein, barmherzig zu sein, ist nicht nur ein Wort, das Jesus allen gesagt hat, sondern das wir auch zu leben haben. Und das versucht der Papst, das versuchen wir in auch sehr komplexen, schwierigen Situationen. Ich hoffe, dass es uns immer besser gelingt, weil das die Glaubwürdigkeit stärkt.

Das Interview führte Thomas Schaaf im Morgenecho vom 19.03.2013.

„Katholische Kirche steht vor einem Kulturwandel“

Franz-Josef Overbeck

Interview im dradio am 30. März 2013

Die Kernbotschaft zu Ostern sei, dass Altes verlassen werden müsse und Neues auf die katholische Kirche zukomme, sagt Franz-Josef Overbeck. Der Essener Erzbischof bringt traditionell am Karfreitag Bergbau und Kirche mit den Kreuzwegen auf der Halde zusammen.

Jürgen Zurheide: Nicht nur die Katholiken schauen in diesen Tagen gleichermaßen irritiert, möglicherweise auch überrascht nach Rom, wo der Papst neue Akzente setzt – wir haben es gerade gehört. Er will ja die Kirche näher an die Menschen bringen, will, dass die Würdenträger auf ihre Privilegien auch hier und da verzichten.
Wir wollen heute Morgen allerdings nicht nach Rom schauen, sondern auf die katholische Kirche im Ruhrgebiet. Dort gab es gestern einer langjährigen Tradition folgend den Kreuzweg auf die Halde – Sie haben richtig gehört: auf die Halde, also die Überreste des Bergbaus. Über all das wollen wir sprechen mit dem Ruhrbischof, der jetzt am Telefon ist, Franz-Josef Overbeck. Zunächst einmal schönen guten Morgen!

Franz-Josef Overbeck: Guten Morgen, Herr Zurheide!

Zurheide: Sie sind gestern auf die Halde gegangen – was ist das für ein Symbol?

Overbeck: Das ist eine jetzt schon 18 Jahre währende Tradition, die Bischof Luthe, mein Vorvorgänger, begonnen hat mit Leuten aus dem Bergbau, um zu zeigen, dass Kirche und Arbeitswelt und Bergbau, die ja seit Langem gut miteinander auskommen hier in unserem Bistum, auch im Sinne von Frömmigkeit an wichtigen Tagen, an denen es um unseren Glauben geht, zusammengehören.

Zurheide: Dann sind wir mitten im Ruhrgebiet – ein Ruhrbistum hat immer ganz besondere Herausforderungen: Armut, Arbeitslosigkeit, Strukturwandel, das sind Themen, die Sie eigentlich schon immer ganz besonders beschäftigt haben, sozusagen die Basis Ihres Bistums sind. Was heißt das für die katholische Kirche?

Overbeck: Das Ruhrbistum selber ist ja gegründet worden, um eine Antwort zu geben auf die Montanindustrie, auf die Entwicklung der Industrialisierung schon des späten 19. und des frühen 20. Jahrhunderts, und das ist großes Thema geblieben unseres Bistums seit Beginn. Als es gegründet wurde, starben die ersten Zechen. Ich habe gestern in der

Predigt noch auf der Halde gesagt: Es ist angesagt, einen neuen Begriff von Solidarität zu entwickeln, um die Dinge nach vorne zu bringen, angesichts der Jugendarbeitslosigkeit wirklich aufzuhelfen und auch den Strukturwandel noch einmal neu zu bestehen. Wir können das angesichts der Turbulenzen der großen Firmen hier bei uns jetzt gut sehen.

Zurheide: Und wenn Sie da oben auf der Halde stehen, können Sie zwar nicht ganz bis nach Bochum gucken zu Opel – was sagen Sie den Opelanern, die dort fürchten müssen, dass das Werk geschlossen wird, die in ihrer Wut dann auch Gespräche ja abgelehnt haben? Haben Sie Verständnis für solche Reaktionen?

Overbeck: Ich habe immer schon davor gewarnt, nicht darauf zu achten, dass die Hälfte aller Verhandlungen etwas mit Psychologie zu tun haben, und vor allen Dingen deswegen mit Vertrauen. Und das Vertrauen der Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen in die Leitung und Führung von Opel ist völlig zerstört, und das schon seit langer Zeit, und von daher kann ich verstehen, dass sie ihnen nicht mehr trauen. Jetzt allerdings ist es schon eine schwierige Lage, die auch die Solidarität der Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen des gesamten Opelkonzerns betrifft, wie wir ja deutlich sehen.

Zurheide: Wie sehr muss sich und darf sich Kirche einmischen, wie sehr mischen Sie sich ein, oder sind Sie der Beobachter am Rande und dann der Seelentröster?

Overbeck: Nein, das wäre nicht die richtige Rolle, die die Kirche hat. Natürlich sind wir Seelentröster für die Nöte der Menschen, auch in diesen Belangen, dafür sind ja ganz viele Priester und Seelsorger und Seelsorgerinnen da. Ich selber tue das auch und habe aber vor allen Dingen als Bischof auch eine in diesem Sinne politische Rolle, deutlich zu sagen, hier geht es um soziale Gerechtigkeit, hier müssen auch andere Formen von Verbindlichkeit und Verlässlichkeit hergestellt werden. Und da mische ich mich sehr konkret ein.

Zurheide: Was müsste zum Beispiel in so einem konkreten Fall passieren? Dann lassen Sie uns das diskutieren, wo drängt der Bischof drauf? Dass den Menschen welche Perspektive gegeben wird in Bochum, wenn General Motors in Detroit sagt, das interessiert uns alles nicht?

Overbeck: Das ist das Problem der Globalisierung, das habe ich auch schon mit den entsprechenden Verantwortlichen des gesamten Betriebes von Opel in Rüsselsheim besprochen und deutlich gemacht, dass ich sehr eindeutig auf der Seite der Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen und all derer stehe, die mit dieser Form von Unzuverlässigkeit und von Nichtsozialpartnerschaft und von Nichtachtung der Würde der Einzelnen nicht zusammengehen kann. Das ist das eine, was ich getan habe, das andere ist, eben auch unsere Leute vor Ort ermutigen, solidarisch zu sein mit den Nöten, das betrifft ja die vielen Leute in unseren Gemeinden, das betrifft die Priester, die zu Kreuzwegen der Solidarität aufgerufen haben. Ich habe auch ein Wort sehr deutlich gesagt zur Verlässlichkeit von Wirtschafts- und Finanzentwicklungen, die auch in solchen großen Firmen eine

wichtige Rolle spielen, und da kann ich mich durchaus dann – und tue das auch – auf eine Auseinandersetzung mit anderen Wirtschaftssystemen einlassen. Das mag auch in Amerika so sein, auch wenn ich weiß, dass Sie das wenig interessiert, aber das ist nicht mein Maßstab.

Zurheide: Jetzt haben wir vorhin gehört den Auszug aus der Bewerbungsrede des Papstes vor dem Konklave, der gesagt hat, wir müssen näher an die Menschen ran. Jetzt frage ich Sie mal: Lassen Sie ihre Limousine demnächst häufiger mal stehen und fahren dann U-Bahn, in Essen gibt es jetzt nicht so eine lange, aber vielleicht mit der Straßenbahn?

Overbeck: Also eine Limousine habe ich nicht, ein Auto aber, in dem ich gut sitzen kann und von A nach B komme, und in einer Region wie dem Ruhrgebiet könnte ich vieles nicht tun, wenn ich immer mit der Straßenbahn und der Metro führe, dann würde ich nämlich die Hälfte der Zeit auf der Straße zubringen, das wäre wenig effizient. Ich glaube, ich lebe sehr angemessen, das kann jeder begucken, wie ich es tue. Das ist okay so.

Zurheide: Aber muss die Kirche insgesamt – das ist ja das, was wir gerade diskutieren – ein Stück näher zu den Menschen? Sagen Sie, dass das insgesamt durchaus ein richtiger Appell ist, den wir aus Rom hören?

Overbeck: Das ist sowieso ganz richtig, immer schon gewesen, ich habe ja selber denselben Vornamen wie der Papstname jetzt – Franziskus – und weiß von daher, welches Programm nicht nur mich persönlich und die Kirche auch immer schon bewegt, um gute Reformen auf den Weg zu bringen. Das hat der gute Franziskus von Assisi im 13. Jahrhundert auf eine eindrückliche, aber sehr herausforderungsvolle Weise geschafft. Es ist, glaube ich, heute eine schwierige Antwort zu geben: Wie sind wir näher bei den Menschen angesichts der pluralen Welt, den unterschiedlichen Perspektiven der Menschen und den so komplexen Problemen. Dass wir aber auf der einen Seite sehr deutlich nahe an den Einzelschicksalen sein müssen, ist mir sehr klar, und auf der anderen Seite habe ich Ihnen schon gesagt, was ich und wir – und das ist ja in langer Tradition – in unserem Ruhrbistum auf sozialer Gerechtigkeitsbasis tun.

Zurheide: Sie führen im Bistum Essen seit einiger Zeit einen Dialog auch zu den kritischen Themen, wo die Kirche ja auch häufig unter Druck gerät: Wie geht man mit Wiederverheirateten um, die Frauenfrage, Homosexualität, wo die Kirche nicht mehr im Mainstream der Zeit liegt. Jetzt frage ich mal eher global: Dieser Dialog, was ist das? Ist mal nett, dass man drüber geredet hat, oder verändern sich auch bei Ihnen, merken Sie Positionen, wenn man sich einlässt auf solche Gespräche?

Overbeck: Ein echter Dialog ist immer einer, der einen Lernprozess in Gang setzt, und das kann ich an mir und an vielen anderen sehen. Es hat nicht wenige gegeben, die mir und anderen unterstellt haben, wir würden so ein unverbindliches Reden, um einfach Ruhe haben zu wollen, auf den Weg bringen, das war von Anfang an nicht mein Anliegen

und werde ich auch nicht tun. Und wer mich kennt, weiß, dass ich auch glaube, Dialog heißt Auseinandersetzung um die beste Lösung, und das ist immer der erste Schritt zur Veränderung. Und das gilt für alle Seiten, nicht nur für die Kirche.

Zurheide: Jetzt frage ich Sie konkret, Ihr Blick auf Homosexualität hat sich verändert, gerade zu Beginn Ihrer Amtszeit gab es da öffentliche Auftritte, da sind Sie auch klar markiert worden in einem harten Wort gegen Homosexualität als Sünde. Hat sich da Ihre Haltung ein Stück verändert in diesem Dialog?

Overbeck: Ich habe sehr verschiedene und auch jetzt immer wieder intensive Gespräche mit den Vertretern der Gruppen der Homosexuellen, der Lesben und Schwulen geführt. Das führt schon zu Veränderungen auf beiden Seiten, das stelle ich an mir fest, das stelle ich aber auch an vielen anderen fest, es ist die Nachdenklichkeit auf allen Seiten gewachsen.

Zurheide: Was oder wie kann Kirche Dialog weiterführen, und wie muss sie ihn weiterführen? Es gibt andere Bistümer, wo der Dialog zu solchen Themen nicht geführt wird. Wo, glauben Sie, muss und wird katholische Kirche sich da verändern?

Overbeck: Wir sind in riesigen Veränderungsprozessen, die wir auf der einen Seite bei gewissen Menschen, aber auch in gewissen Regionen langsamer laufen als in anderen, und wir in unserem Ruhrbistum haben eben all die Probleme, die uns immer auf den Nägeln brennen, dass wir jetzt sagen, wir gehen die nächsten Schritte. Ich glaube, dass wir in einem Kulturwandel stehen, wie wir ihn vielleicht vor 200 Jahren erlebt haben, als die Kirche einmal ganz neu wurde. Das geschieht jetzt auch wieder, und da habe ich mit ganz vielen anderen die innere Sicherheit, dass wir den richtigen Weg gehen. Und das ist auch übrigens ein sehr geistlicher, will sagen, also wirklich mit Gott verbundener Weg.

Zurheide: Sie haben mal davon gesprochen, dass manche die Worte benutzt haben, es gibt so eine Art Pogromstimmung gegen katholische Kirche, da haben Sie gesagt: Wir müssen als katholische Kirche auch aufpassen, dass wir durch manche Worte nicht diese Stimmung beflügeln. Was haben Sie damit gemeint?

Overbeck: Gewisse Worte sollen gewissen Wirklichkeiten reserviert bleiben. Ein Pogrom ist eine äußerst schreckliche Wirklichkeit, die wir in Deutschland ja auch kennen. Wir müssen uns – und darum habe ich das deutlich gesagt, dass ich gegen solche Worte bin – der pluralen Wirklichkeit, natürlich auch den Aggressionen stellen, die ungerecht sind, das dürfen wir und müssen wir auch klar benennen, aber in der Wortwahl klar bleiben, dass wir im scharfen Wind einer Auseinandersetzung mit vielen anderen Meinungen, mit Gegenmeinungen stehen, aber gar keinen Grund haben, uns dem nicht zu stellen, sondern auch da positiv hineingehen können. Und das ist mein Petitum, das ist mein Wille, sich so in der Gesellschaft zu positionieren.

Zurheide: Was erwarten Sie noch vom Papst, was ist Ihre Osterbotschaft, und was werden Sie aus Rom hören?

Overbeck: Franziskus wird seine eigene Botschaft, mit der er angetreten ist, eine arme Kirche für die Armen zu sein, viele Zeichen setzen können, die Menschen aufrütteln – das gilt auch gerade für Europa und für Deutschland. Ich selber habe es gestern schon gesagt, zur Wichtigkeit, die Armut zu sehen, gehört es, Solidarität zu üben, eine neue Kultur der Solidarität ist mir wichtig, und an Ostern selber werde ich sagen, da gehört es zu den großen Texten vom Durchzug der Israeliten durch das Rote Meer zu reden. Das sind ja Übergänge in ganz neue Welten, Altes muss verlassen werden, und Neues kommt auf uns zu, und das gilt von Ostern, und das ist eine Botschaft, die trifft mitten im Kern, und auf die Probleme unserer Zeit, und das werde ich sagen. Das wünsche ich auch allen, Mut zu solchen Veränderungen und Übergängen.

Zurheide: Das war der Essener Bischof Franz-Josef Overbeck. Herr Overbeck, ich bedanke mich für das Gespräch!

Overbeck: Bitte schön, Herr Zurheide, frohe Ostern auch Ihnen!

Zurheide: Danke schön!

„Verantwortung übernehmen, wo es für viele kaum vorstellbar ist“

Franz-Josef Overbeck

Der katholische Militärbischof Franz-Josef Overbeck würdigt im domradio.de-Interview den Auslandseinsatz der Bundeswehr im Kosovo: Die UN-Mission leiste vor Ort einen „Dienst am Leben“.

Interview im domradio am 9. April 2013

domradio.de: Bischof Overbeck, was hat Ihrer Meinung nach der Einsatz der Bundeswehr im Kosovo bislang gebracht?

Overbeck: Ich war zum ersten Mal dort. In meiner Funktion als Militärbischof wollte ich die Soldaten besuchen und genau auf diese Frage eine Antwort finden. Ich habe dabei unter anderem festgestellt, dass die schon seit Jahrhunderten währenden Feindseligkeiten zwischen den Serben und den Kosovo-Albanern dank der UN-Truppen zumindest in einen solchen Zustand überführt worden sind, dass jetzt nach Außen gesehen relativer Friede herrscht. Das ist wichtig für die Region, vor allen Dingen für den Nordkosovo,

Militärbischof Dr. Franz-Josef Overbeck im Gespräch mit Soldaten bei einem Besuch im Kosovo

wo es viele Auseinandersetzungen wegen der Beziehungen zwischen den Serben und den Kosovo-Albanern gibt. Ich habe deutlich festgestellt, dass es durch die 14-jährige Präsenz für viele Menschen möglich ist, friedlich zu leben. Das heißt natürlich längst nicht, dass die Spannungen aufgehoben sind.

domradio.de: Sie waren insgesamt drei Tage vor Ort. Was haben Sie in dieser Zeit gemacht?

Overbeck: Ich war mit den Soldatinnen und Soldaten im Feldlager in Prizren zusammen gewesen, habe dort auch gewohnt, habe mit ihnen Gottesdienste gefeiert und mich über die Lage informiert. Ich bin mit dem Oberbefehlshaber der Nato-Truppen zusammengekommen. Und war vor Ort, wo die Soldaten im Einsatz sind, wo es immer zu Streitigkeiten kommt. Schließlich konnte ich bei den Fahrten durch den Kosovo die Landschaft etwas kennen lernen – und dabei auch ein Jesuiten-Gymnasium besuchen, das von einem Deutschen geführt wird und der auf diese Weise viel für die Bildung der Mädchen und Jungen im Kosovo tut.

domradio.de: Welche Botschaft haben Sie den Soldaten bei den Gottesdiensten mit auf den Weg gegeben?

Overbeck: Verschiedene Botschaften. Zunächst natürlich die vom Leben, denn es war die Osterwoche, in der ich im Kosovo war, deshalb ergaben sich viele gute Anknüpfungspunkte für die konkrete Aufgabe, die sie vor Ort wahrnehmen: Die Osterbotschaft spricht vom Leben, und wenn Soldaten einen Friedensdienst und einen Dienst für die Sicherheit der Menschen vor Ort tun, ist das ein Dienst am Leben. Dann habe ich noch deutlich gemacht: Leben heißt heute immer, Frieden in einer globalisierten Welt zu schützen. Und das bedeutet auch, Verantwortung da zu übernehmen, wo es für viele kaum vorstellbar ist. Das erleben unsere Soldaten sehr, die immer wieder auch danach fragen, wie sehr denn ihr Einsatz in Deutschland gewürdigt wird. Mir war wichtig zu sagen, wir würdigen diesen Einsatz für den Frieden sehr.

domradio.de: Diese Frage spielt für die Soldaten eine große Rolle? Die Frage nach der Wertschätzung in der Heimat?

Overbeck: Die Soldaten erledigen professionell ihre Aufgabe, auf der anderen Seite ist es menschlich, dass nicht nur Aufmerksamkeit gewollt ist, sondern auch eine Form von Anerkennung. Und das kann ein Problem werden, das ist in den Gesprächen deutlich geworden. Auf der anderen Seite, darauf habe ich immer wieder hingewiesen, leben wir in einer globalisierten Welt mit unterschiedlichen Konfliktherden, haben wir gemeinsam mit anderen Völkern einen solchen Auftrag auszuüben, um Gewalt zu verhindern – also auch dort, wo die Medienöffentlichkeit nicht hinschaut. Umso wichtiger ist es, dass er auch wahrgenommen wird.

Das Gespräch führte Aurelia Rütters.

„Dahinter muss ein konkreter Mensch stehen“

Franz-Josef Overbeck

Der katholische Militärbischof Franz-Josef Overbeck lehnt unbemannte Kampfdrohnen nicht von vornherein ab. Nur dürfe „niemals die Tötung eines Menschen durch einen Automatismus ausgelöst werden.“

Interview im domradio am 24. April 2013

domradio.de: Wie kann es gelingen, Schutzverpflichtung und Soldatenschutz in Einklang zu bringen?

Bischof Overbeck: Zum einen ist davon auszugehen, dass wenn die Soldaten einen Auftrag haben, der dem Frieden dient und vor allen Dingen – so sagen wir Katholiken – dem gerechten Frieden. Dafür muss man Waffen gebrauchen, die natürlich niemals ethisch neutral sind und von daher immer die Gefahr in sich bergen, dass sie eine Wirkung haben, die auch auf sie selber zurückschlägt. Von daher ist jeder Soldat – aber auch diejenigen, die die letzte Verantwortung tragen – gehalten, dafür zu sorgen, dass Soldaten selber keinen Schaden nehmen. Das ist manchmal ein Konflikt, der nicht einfach zu lösen ist. In diesem Zusammenhang dafür zu sorgen, dass ethische Kriterien angewandt werden, die dem Schutz aller dienen, ist eine der Aufgaben, die wir in der Kirche wahrnehmen.

domradio.de: Mit auf der Agenda steht heute auch der Einsatz von Drohnen, der völkerrechtlich umstritten ist. Wie stehen Sie dazu?

Bischof Overbeck: Jede Waffe ist nicht einfach ethisch neutral, sondern braucht in ihrer Entwicklung, ihrer Herstellung, in der Beschaffung und besonders hinsichtlich ihres Gebrauches eine Begründung. Zu den Begründungen haben wir katholischen Bischöfe gesagt, müssen verschiedene Perspektiven bedacht werden. Einerseits ist es wichtig, den Aufklärungsaspekt und den Schutz der eigenen Soldaten zu sehen, da können die Drohnen sicherlich vieles leisten, was andere Waffensysteme unter anderen Bedingungen nicht so effizient leisten können.
Zweitens ist immer zu bedenken, dass es ein Risiko für die Zivilbevölkerung gibt, das man gut in Blick haben muss, um wirklich dem Frieden auf Dauer zu dienen. Drittens ist es für uns wichtig, man muss immer das Leben derer, die bekämpft werden, auch nach Möglichkeit schonen, ein Prinzip, das wir immer nach vorne gestellt haben. Wichtig sind uns auch das Bedenken der Folgen für das soldatische Berufsethos, dass nämlich

niemals die Tötung eines Menschen durch irgendeinen Automatismus ausgelöst werden darf, sondern dass dahinter immer ein personal verantwortetes Tun steht, nämlich ein konkreter Mensch.

domradio.de: Zum Dialog eingeladen hat Verteidigungsminister de Maizière. Wie erleben Sie die Zusammenarbeit mit der Regierung und dem Minister. Hat er ein offenes Ohr für die Meinung der Kirche?

Bischof Overbeck: Die Bundesregierung und der Herr Verteidigungsminister haben ein sehr offenes Ohr, sowohl für die Meinung des katholischen als auch die des evangelischen Militärbischofs und alle, nicht nur der Minister, sind sehr erpicht auf eine gute Zusammenarbeit und das heißt natürlich immer auch auf eine – im positiven Sinne des Wortes – Auseinandersetzung angelegte. Es geht um verschiedene Perspektiven, mit denen wir demselben Ziel dienen wollen, nämlich dem Frieden. Von daher ist Auseinandersetzung ein positiver Begriff und der heutige Dialog ist ein nächster Schritt, in dem wir öffentlich machen wollen, dass das ein Thema ist, das für alle von Belang ist. Ich erlebe das Interesse der Politik insgesamt und aller die Verantwortung tragen, durch alle Parteien übrigens, als ausgesprochen hoch und wir, das geht immer nur in ökumenischer Verbundenheit, tun das Unsrige, um diesen Dialog zu fördern, weil es ja um den Frieden, um die Menschen geht.

Das Interview führte Christian Schlegel

Über den Frieden „als Werk der Gerechtigkeit“

Franz-Josef Overbeck

Predigt im Pontifikalamt anlässlich der Wiederkehr der Weihe der Kirche St. Louis vor 60 Jahren in der Julius-Leber-Kaserne Berlin am 15. Mai 2013

Texte: Apg 20,28–38;
Joh 17,6a.11b–19.

Liebe Mitbrüder im geistlichen Amt, liebe Schwestern und Brüder,
liebe Soldatinnen und Soldaten, liebe Festgemeinde!

I.

Wenn ich aus unserem Bischofshaus in Essen auf den Burgplatz trete, sehe ich, weit rechts im Westen, vor mir die Statue von Kaiser Wilhelm I., König von Preußen, die ganz lange Zeit in der Mitte des Platzes stand. Es ist ein Reiterstandbild mit einem weit nach vorne ausgreifenden Pferd, das vor Zeiten mit dem König und Kaiser gen Westen ritt. Das Standbild in der Mitte des historischen Essen und gen Westen reitend, war, als es aufgestellt wurde, eine Kampfansage an Frankreich und alle mit ihm verbündeten Länder. Es erinnert uns Heutige sofort an den unseligen und schrecklichen Konflikt und die langjährige Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich, die in der Niederlage Frankreichs gegen Preußen 1871, mit dem Versailler Friedensvertrag nach dem 1. Welt-

Militärbischof Dr. Franz-Josef Overbeck bei seiner Predigt

krieg, den verheerenden Reparationszahlungen und der Besetzung des Ruhrgebietes, u. a. durch französische Truppen, seinen sinnfälligen Ausdruck findet. Gleiches gilt auch noch für die Barbarei der Nationalsozialisten und weite Teile der Aggressionen des Zweiten Weltkriegs, die von deutschem Boden ausgingen.

Dem ist historisch die Zeit gefolgt, die in den vier Besatzungszonen der früheren Bundesrepublik Deutschland und der früheren „Deutschen Demokratischen Republik" und Berlins ihren Ausdruck fanden. Die Kaserne, in der wir heute sind, und erst recht diese Kirche mit ihrem französischen Patron, dem heiligen König Ludwig, erinnert genau an diese Zeit. Ihr Bau und ihre Weihe vor genau 60 Jahren, im Mai 1953, weisen darauf hin. So ist schon allein dieses Gebäude, mit seinem Ursprung als Gotteshaus für die katholischen französischen Soldaten hier in der Stadt Berlin, ein klarer Hinweis auf die geschichtliche Verortung, die auch in der Neuordnung Europas nach 1989 weiterhin eine wichtige Rolle spielt. „Sie ist zugleich ein Hinweis auf die friedensstiftende Kraft, die nach dem Zweiten Weltkrieg in deutsch-französischer Partnerschaft segensreich gewachsen ist und die in ihren heutigen großen Herausforderungen, die weit über Europa hinausgehen, weiter wirkt."

Zu den wichtigen Ereignissen, die an das gewachsene freundschaftliche Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich erinnern, gehören die Élysée-Verträge, aber auch der Gottesdienst vor 50 Jahren in der Kathedrale von Reims, an dem der französische Präsident, Charles de Gaulle, und der deutsche Bundeskanzler, Konrad Adenauer, teilnahmen. Hinter diesen beiden Namen verbergen sich viele andere Initiativen, glaubwürdige Europäer, Männer und Frauen, die des Krieges absolut überdrüssig waren und das umsetzten, was ein wichtiges Wort der Heiligen Schrift sagt: „Opus Iustitiae Pax – der Friede ist das Werk der Gerechtigkeit!"

II.

Der Friede als „Werk der Gerechtigkeit" erinnert uns Christen daran, dass er immer verbunden ist mit den konkreten Handlungen derer, die politisch und militärisch Verantwortung tragen, zugleich aber mit deren Gesinnung untrennbar verbunden ist. Ein „Friede als Werk der Gerechtigkeit" kommt zum einen aus der Gesinnung des Menschen und braucht dies als klare Zielperspektive und Haltung, um fruchtbar zu werden. Dabei spielt der Glaube als Quelle, der sich an Gott bindet, der der Grund des Friedens und der Maßstab der Gerechtigkeit nach dem Evangelium ist, eine *wichtige Rolle*. Zum anderen braucht es die Verantwortung derer, die in der Komplexität von pluralen Welten und Handlungsfeldern die rechten Entscheidungen treffen und auch wagen.

Das Gotteshaus, an dessen Weihe vor 60 Jahren wir heute erinnern, steht symbolisch nicht nur als Haus des Gebetes, als Ort der Stille und der Besinnung, sondern zugleich dafür ein, dass der Mensch für sein ganzes Leben einen Bezugsrahmen braucht, der ihm

die Möglichkeit bietet, am Frieden für alle Menschen als Werk der Gerechtigkeit mitzuwirken. Damit sind all jene Verantwortungsträger auf den Plan gerufen, die unter ethischen Gesichtspunkten das zu erwägen und öffentlich zu begründen haben, was dem Frieden dient. Dabei wird kein Christ jener Spannung zu jeder Form von Gewalt entraten, die im Evangelium grundgelegt ist, in dem nämlich die Friedensstifter selig gepriesen werden wie auch die, die keine Gewalt anwenden. An dieser Stelle eröffnen sich alle schwierigen moralischen Fragen, vor allem nach den ethischen Bewertungsmaßstäben, die sich bei der Anwendung von militärischen Mitteln zur Erreichung von größerem Frieden aus Gerechtigkeitsgründen ergeben und stellen. Der inhaltliche Konflikt zwischen dem Wunsch und dem Ziel, Frieden zu erreichen und sich ganz dafür einzusetzen, und der bedrängenden Frage, welche Mittel denn legitim seien, diesen Wunsch und dieses Ziel zu verwirklichen, bleibt präsent. Wenn ich als Christ darauf eine Antwort zu geben versuche, muss ich auch, gerade im Blick auf die Seelsorge und die vielen Kontakte unserer Militärgeistlichen mit allen Soldatinnen und Soldaten, im Blick behalten, dass viele dieser Soldatinnen und Soldaten weder christlich sind noch kirchlich gebunden. Bemerkenswert aber ist immer wieder – und dies stelle ich sehr dankbar fest, weil es u. a. von der guten Arbeit der Militärseelsorger beider Kirchen spricht –, dass die Militärseelsorger überall als Ansprechpartner gefragt sind. Damit öffnet sich doch die Möglichkeit, solche gesinnungs- und verantwortungsethischen Problematiken so zu formulieren, dass in ihnen der Grund christlicher Begründung aufscheint, sich aber zugleich auch ein Zugang zu Grundfragen und deren orientierenden Antworten ergeben, die allen plausibel sind.

III.

1. Gerechtigkeit als Tugend, die jedem das ihm Zukommende zubilligt und gleichzeitig darauf achtet, dass niemand übervorteilt wird und das Gemeinwohl im Blick bleibt, ist eine Tugend, die aus der Solidarität erwächst. Der hier geöffnete sozialethische Raum des Nachdenkens erinnert daran, was für jeden Menschen von Belangen ist: Ohne Solidarität kann keiner leben, weder persönlich noch als Gemeinschaft, weder in der Kirche noch im Staat, weder in Europa noch in der Weltgemeinschaft. Solche Solidarität ist der weltliche Ausdruck dessen, was für uns Christen aus Gottes- und Nächstenliebe erwächst. Sie findet ihren Ausdruck im Bemühen, die Menschenrechte zu wahren und sich dafür einzusetzen. Dies unter den heutigen komplexen Wirklichkeiten, wie wir sie zum Beispiel in Afghanistan vorfinden, zu verwirklichen, braucht ein sensibles Gespür für die Anwendung von Gewalt, die eingesetzt wird, weil die Rechte der Soldaten wie auch die Rechte aller derer, die in Kämpfen verwickelt werden, auf welcher Seite auch immer, da es Menschen sind, als Menschenrechte geachtet werden müssen. Dies ist kein neues Problem, weil es sich immer beim Gebrauch von Waffen ergibt, sondern nur eines,

das sich unter den erweiterten Möglichkeiten heutiger Technik ethisch zuspitzt und moralisch nach Soldatinnen und Soldaten fragt, die unter oft schwierigsten Bedingungen die Friedenssicherung als Auftrag zur Solidarität begreifen und sich so einsetzen.

2. Dabei bleibt von größter Bedeutung, dass Gerechtigkeit den Angemessenheitsfaktor und die richtige Proportionalität beachten muss. Die entsprechende Waffe oder das sie unterstützende System muss dem zu erreichenden Ziel entsprechen, muss Schaden, vor allem Schaden an Menschen zu vermeiden trachten und darauf aus sein, niemals willkürlich benutzt zu werden. Darum ist es so wichtig, dass es ein klares, aus Gesinnungen erwachsenes verantwortungs-ethisch bedachtes System von Kontrollen gibt, die bei komplizierten Waffensystemen mit vielen unterschiedlichen Wirkungen der Kontrolle des Parlaments und entsprechender Verantwortungsträger unterliegt. Eingeschlossen ist darin auch das Prinzip der Suffizienz, will sagen der Erkenntnis, welche Kräfte für die Erreichung welches Zieles wann und wo eingesetzt werden müssen, um auch all die Wirkungen, so weit möglich, in Betracht zu ziehen und verantworten zu können.
3. Damit einhergehend ist auch die Frage zu bedenken, welche Konsequenzen der Dienst der Soldaten, gerade angesichts der konfliktiven, oft durch Terrorismus gekennzeichneten und globalisierten Konflikte, annimmt. Es ist ein Dienst, der in aller nüchternen und realistischen Beschreibung zutreffend davon ausgehen muss, dass Sterben und Töten dazu gehören, was nicht heißt, dass Sterben und Töten selbstverständlich seien oder jeden Tag stattfänden. Mitnichten ist dies der Fall. Ihr Eintreten und ihre Folgen bleiben ein hohes ethisches Problem, haben unendlich viele Tränen und Schmerzen zur Folge, ganz viel Trauer und oft lebensbestimmende Traumata. Darum ist es wichtig, auch hier Gerechtigkeit walten zu lassen, und zwar in dem Sinne, dass militärische Gewalt immer nur „ultima ratio“ sein kann, in der Regel das letzte, zumindest aber immer das äußerste Mittel sein muss. Für mich verbirgt sich dahinter die Überzeugung, dass ein solch qualifiziertes Tun hilft, dem Auftrag der Bundeswehr und dem Dienst der Soldatinnen und Soldaten entsprechende Anerkennung zu gewähren. Da die Bundeswehr eine Armee im Einsatz ist und sich dieser Dienst im Einsatz durch ein großes Spektrum von Tätigkeiten auszeichnet, die das Helfen, das Kämpfen, aber auch das Schützen kennen, ebenso wie die Begegnung mit bisher unbekannten Kulturen, Gesinnungen, Geschichten und Prägungen. Dazu ist zugleich immer wieder Tapferkeit nötig. Tapferkeit hält stand, verantwortet das in rechter Gesinnung bestimmte Ziel, übt so Gerechtigkeit und Tapferkeit und setzt sich ganz ein. Natürlich gebunden durch einen Eid, christlich aber noch mehr durch die Gesinnung, sich ganz für die Menschen und ihre Menschenrechte einzusetzen.
4. Wenn der Frieden das „Werk der Gerechtigkeit“ ist, braucht dieses Wirken viele Formen von Unterstützung. Dazu gehört die Unterstützung für die Soldatinnen

Leitender Militärdekan Stephan van Dongen

und Soldaten durch die Gesellschaft und den Staat, aus der und dem sie stammen. Immer wieder höre ich, wie sehr Soldatinnen und Soldaten einen Mangel an Anerkennung und Wertschätzung durch gesellschaftliche Gruppen und im Alltag für sie spüren und auch feststellen müssen. Respekt und Anerkennung helfen immer, gut den Dienst zu tun, gleich, um welchen Dienst es sich handelt. Dies in einem Gotteshaus zu erinnern, weist wesentlich auf den Gemeinschaftscharakter des menschlichen Lebens, erst Recht des christlichen Glaubens, hin. Gerechtigkeit zu schaffen, sich deswegen für Wege zum Frieden einzusetzen, braucht die Gewissheit der Unterstützung und der Bekräftigung des eigenen Handelns durch viele gesellschaftliche Gruppen. Vieles davon ist vorhanden, manches aber kann noch weiter wachsen. Gleiches gilt übrigens auch für die Unterstützung der Familienangehörigen und Partnerinnen und Partner der Soldatinnen und Soldaten; die oft nicht leichten Lebenssituationen mit extremen Belastungen verlangen und rufen nach Menschen, die die Familien und die, die Zuhause geblieben sind, unterstützen. Hier wird Gerechtigkeit ebenfalls konkret und hilft auf eindrücklich einfache Weise, Solidarität zu üben.

5. Diese Perspektiven aus Anlass einer Kirchweihe zu benennen, macht im Blick auf die Perspektiven der Gesinnungsethik und der Verantwortungsethik praktisch und konkret, wie der Beruf des Soldaten und der Soldatin zusammengeht mit jener Grundüberzeugung, die uns Christen bewegt, dass der Frieden ein Werk der Gerechtigkeit ist. Für uns, als gläubige Menschen, kommt die Kraft dazu aus der Verbindung mit Gott, für die dieses Gotteshaus hier steht. Es weist darauf hin, dass so, wie dieses Haus herausgenommen ist aus seiner alltäglichen Benutzbarkeit und Nützlichkeit, der Mensch um Gottes Willen herausgenommen ist aus jeder Form von Beliebigkeit. Um die Menschenrechte zu schützen, damit jedem um der Gerechtigkeit willen das Seine zukommt und immer mehr Frieden werde, beziehen wir Christen uns auf Gott und seine Botschaft vom Leben, die uns in Jesus vor Augen tritt. Von ihm, dem Gerechten, spricht im Symbol der Altar, der vor 60 Jahren geweiht worden ist. Vom Wort Gottes redet im Symbol der Ambo, an dem es vorge-

lesen wird, damit es uns wandelt und im Herzen und Denken verwandelt. Und die Feier der Eucharistie, die wir jetzt begehen, hat ihre innere Mitte in der Gewissheit, dass wir Menschen gerufen sind, dass zu leben, was uns Jesus vorgemacht hat: die Liebe, die unbedingt den anderen im Blick hat, weil nur so Gerechtigkeit und rechtes Leben, und somit das Gute, verwirklicht wird.

Gerade die unseligen vielen Kriege, an die dieser Ort, diese Kaserne und ihre französischen Ursprünge, die Stadt Berlin und Preußen, wie das Deutsche Reich und auch Frankreich erinnern, fordern uns auf, heute das dazu Nötige zu tun, um von unserer Gesinnung her Verantwortung zu übernehmen und im Frieden durch Gerechtigkeit den Weg zum rechten Ziel hin zu verfolgen.

IV.

Der Patron dieser Kirche, der heilige Ludwig der Fromme, war ein mittelalterlicher Herrscher, der sich und seine Möglichkeiten, Gewalt anzuwenden und Macht zu haben, nie ohne das Regulativ des Glaubens verstehen konnte. Die damaligen Vorstellungen von Verteilung und Ausübung von Gewalt und Herrschaft, sind aus gutem Grund vergangen. Geblieben ist die Notwendigkeit, auf Gewalt reagieren zu müssen und in der konfliktiven, oft terroristischen globalen Welt von Heute zu wissen, dass Verantwortung für Viele auch bedeuten kann, Gewalt anwenden zu müssen, natürlich nach klar definierten Regeln und mit einem klaren Ziel: nämlich der Versöhnung und dem Frieden als Werk der Gerechtigkeit zu dienen.

Es war nicht zuletzt der heilige Ludwig selber, der wusste, dass es keinen Königsweg zum Frieden gibt, bringt dieser doch immer Leiden mit sich. Von daher wissen wir, dass der hl. Ludwig eine besondere Frömmigkeit zum leidenden Christus entwickelt hatte, für uns Christen ein Sinnbild dafür, dass wir Menschen selber das Leid nicht beenden, aber durch Gott in Jesus in Liebe und Frieden verwandeln können. Darum ist letztlich auch dieses Gotteshaus zuerst und vor allem ein Haus des Friedens und ein Haus, in dem um Frieden gebetet wird, weil wir auf Gott vertrauen und wissen: Der Friede ist das Werk der Gerechtigkeit, die von Gott kommt und den Menschen unbedingt verpflichtet.

Amen.

Bilder vom Pfingstfest sprechen vom Kommen des Heiligen Geistes

Franz-Josef Overbeck

Predigt im Pontifikalamt mit Spendung der Firmung während der 55. internationalen Soldatenwallfahrt nach Lourdes am 25. Mai 2013

Texte: Apg 2,1-11; Joh 20,19 -23.

Liebe Mitbrüder im geistlichen Amt,
liebe Schwestern und Brüder,
liebe Soldatinnen und Soldaten,
liebe Gemeinde,

Militärbischof Dr. Franz-Josef Overbeck bei seiner Predigt

I.

Sturm und Feuer. Diese beiden eindrücklichen Bilder gehören zum Pfingstfest. Sie sprechen vom Kommen des Heiligen Geistes. Sturm und Feuer sind Bilder von Erfahrungen, die die Jünger machen und mit ihnen all die Menschen, genau die 17 Völker, die beim Pfingstereignis in Jerusalem, so die Apostelgeschichte, dabei sind (Apg 2,9-11). In einfache Sprache wird gefasst, was sich an Pfingsten ereignet. So können wir davon reden: Gott wirkt durch seinen Geist, und er wirkt wie Sturm und wie Feuer. Es gibt Erfahrungen im Leben, die mit den Bildern von Sturm und Feuer verbunden sind, die wir alle begreifen und menschlich füllen können.

Gleich werde ich die Firmung spenden. Bei der Firmung erbitte ich Gottes guten Geist für diejenigen, die bereits getauft sind und Kraft für den Glauben erbitten. Es ist eine Kraft, die nicht lahm und langweilig macht, sondern aufrüttelnd und kräftig wirkt. Eine Kraft wie Sturm und wie Feuer. Wir alle, die wir schon gefirmt sind, mögen uns daran erinnern, wie es bei unserer Firmung war und wie es seitdem ist. Gibt unser Glaube uns Kraft? Ist er wie Sturm und Feuer, das durcheinander bringt und uns neu macht?

II.

Der Sturm bringt durcheinander. Er ortet neu, lässt Altes zusammenbrechen, er bringt sprichwörtlich „frische Luft“ und ist ein Ausdruck von Macht, der die ganze Erde umherwirbeln kann. Sprichwörtlich wird im Sturm alles wie „Sand am Meer“ verstreut. Der Sturm erinnert aber auch an die vier Lebenselemente, die für uns auf der Erde notwendig sind. Der Sturm nämlich ist ein Hinweis auf die Luft, die wir zum Leben brauchen, ohne die wir nicht sein können. Die Luft zum Atmen gibt uns Leben. Darum erinnert uns der Sturm als Element der Macht und des Erneuerns ebenso an die Luft und damit an das Leben, an das, was heilig und gut ist.

Das Feuer ist das Element, das mit Kraft, Hitze, Sonne, Wärme und Verwandlung zu tun hat. Im Feuer wird alles geläutert und gereinigt; es kann aber auch alles im Feuer verbrennen. Feuer hat Leben schaffende und zerstörerische Kraft. Es ist kreativ und lässt, wenn das Feuer überspringt, so sagen wir es, vieles neu werden. Feuer kann Vielem ein Ende bereiten, wie wir es in den Feuerstürmen von Kriegen kennen, von denen so manche hier einiges bereits erfahren haben. Feuer kann wie ein Sturm über Zivilisationen hinweg fegen.

Feuer kann aber auch Wärme erzeugen und so Leben ermöglichen. Feuer ist ein Zeichen von Licht, von Energie, damit Dynamik sein kann. In der alten Welt unserer Kultur war das Feuer ein Hinweis auf Gott, weil es als ein Stück der Sonne und insofern als ein Element des Göttlichen betrachtet wurde. Wer über das Feuer verfügte, der hatte mit Gott zu tun, so wussten die Germanen und die Griechen. Die Geschichte von Prometheus erzählt, dass er im Kampf gegen die Gottheiten das Feuer vom Himmel herunter holt, auf die Erde bringt und damit neue Welten eröffnet.

In solchen Bildern spricht das Evangelium vom Heiligen Geist. Der Heilige Geist ist wie Sturm und wie Feuer. Er kräftigt, er kommt mit Macht zu uns Menschen, er macht uns brennen, er wirbelt alles durcheinander und macht alles neu, er spendet Licht und Wärme, gibt Orientierung und Energie.

III.

Stürme erleben wir in diesen Zeiten viele. Denken wir an die Stürme der Politik, aber auch der vielen Diskussionen um die zukünftige Gestalt der Bundeswehr, um den Dienst der Soldatinnen und Soldaten, um die Frage, wie unsere Gesellschaft in Deutschland eine „Armee im Einsatz“ mitträgt. Wird doch deutlich, dass unsere Gesellschaft von vielen Illusionen, die es früher einmal gab, Abschied nehmen muss. Lange Zeit nämlich hatte sich die Vorstellung von Krieg an den Massenkriegen des 20. Jahrhunderts orientiert, selbst noch als es um die Atombombe im 20. Jahrhundert ging, vorgestellt als einen Krieg, wie ein totaler Krieg, der ein Krieg von Nationen gegeneinander sei. Und früher

galt, dass der Dienst der Soldatinnen und Soldaten und ihre Einsatzbereitschaft allein dem Zweck diente, einen Einsatz in einem solchen Krieg zu verhindern.

Während der Firmung. Links der Firmling mit seiner Firmpatin

All dies ist mit den Entwicklungen der letzten Jahrzehnte wie im Sturm hinweggefegt. Seit dem Kosovo und seit Afghanistan wissen wir, dass die Bundeswehr und damit die Gesellschaft in Deutschland und die Politik beide derartige Perspektiven aufgeben müssen. Der „klassische Krieg" und „Bundeswehr ohne konkreten Einsatz" hießen da die beiden Stichworte. Alle Soldatinnen und Soldaten müssen jetzt ihre Kenntnisse anwenden, um ihren Auftrag bestens zu erfüllen. Sterben und töten sollen mit aller Macht verhindert werden, bleiben aber als „ultima ratio" hoffentlich das letzte, immer aber das äußerste Mittel. Es bleibt radikal ernst, dass, um Sicherheit zu schaffen und sich vor den radikalen Bedrohungen am eigenen Leib und Leben zu schützen, diese Realität auf die Soldatinnen und Soldaten immer wieder zukommen kann und zukommt. Das ist im Verhältnis zu früher wirklich ein Sturm, der Veränderungen herbeigeführt hat.

Dieser Lernprozess der vergangenen Jahre zeigt in der Tat, dass im sprichwörtlichen Feuer der heutigen Anforderungen alte Vorstellungen und Illusionen verbrennen und sich Neues auftut. Die verschiedenen Formen des Terrorismus, die damit einhergehenden Fragen an die Art ihrer Bekämpfung, bis hin zu den Drohnen, zeigen: Altes ist vergangen und Neues ist geworden, um Paulus zu zitieren, diesmal jedoch in oft brutaler, radikal-politisch und militärischer Wirklichkeit. Die Bundeswehr soll vom Ziel her im weltweiten Maßstab zur Stabilitätssicherung, eben zu Frieden und Sicherheit der Völker beitragen. Dieser Auftrag ist in dem Bewusstsein zu verwirklichen, dass Waffen dabei grundsätzlich ethisch nicht neutral sind und dass sie eben kein Strohfeuer auslösen, sondern offene Flächenbrände ermöglichen können. Darum auch muss immer wieder bei jeder Entwicklung, Herstellung, Beschaffung, Vorhaltung und bei insbesondere jeglichem Gebrauch einer Waffe begründet werden, warum dies geschieht. Darum ist parlamentarisch-politische Kontrolle so wichtig, darum ein sen-

sibel gebildetes Gewissen für den Schutz der Zivilbevölkerung und die Überzeugung, dass das Leben derer, die bekämpft werden, nach Möglichkeit zu schonen ist. Niemals darf die Gefährdung eines anderen Menschen durch Waffen durch einen Automatismus ausgelöst werden. Darum braucht es bei jeder Form von Waffe, die komplex und digital präzise usw. benutzt wird, übergreifende politische und militärische Strategien und klare Zielsetzungen, ethisch an der Wertoption eines weltweit gerechten Friedens die getroffenen Entscheidungen zu messen. Sonst laufen wir Gefahr, dass im Sturm und Feuer von Gewalt sprichwörtlich alles untergeht und kein Leben geschützt wird, geschweige denn, neu entstehen kann.

Dies gilt erst recht, wenn es darum geht, den Frieden zu sichern, der zuerst in den Haltungen von Menschen und dann durch politische Entscheidungen und militärische Zusammenhänge geschützt wird, aber doch nur dann politisch-militärisch durchsetzbar ist, wenn er auf positive Grundhaltungen und Gesinnungen von Menschen trifft, die ihn halten, pflegen und fördern wollen. Das Gegenbild vom Sturm ist das Säuseln und der sanfte Wind, das Gegenbild vom Feuer das kleine Licht. Der Frieden ist oft so etwas wie eine zarte Pflanze, wie ein leises Säuseln, er ist oft wie ein kleines Licht, das weitergereicht werden muss, damit es Viele anzündet. Es ist wie ein Säuseln, das zur Luft wird, die wir atmen und uns neu werden lassen kann.

IV.

Was für den konkreten Beruf des Soldaten und den Alltag gilt, das gilt auch für uns, die wir Christen sind und in der Kirche leben. Die Kirche steht in Stürmen. Hin und her gerissen von den Effekten der modernen Individualisierung, Globalisierung und Pluralisierung erleben wir, dass viele alte Traditionen wie morsche Bäume zusammenbrechen und in solchen Stürmen manche Opfer, also Menschen mit gläubigen Traditionen usw., mit untergehen, andere aber wiederum vom Wind der Meinungen hin und her getrieben werden und keine Orientierung mehr kennen. Das gilt für die Kirche und so auch immer für die Neuorientierung der Seelsorge und die Frage, was den Menschen um Gottes Willen und ihrer Würde dient.

Im Bild des Feuers ist noch Weiteres zu beschreiben, weil das Feuer für Reinigung und Klärung sorgt. Es ist ein Bild, das nicht umsonst von der Kraft der Liebe spricht, wenn das Feuer in die Herzen der Menschen überspringt und brennt. Solch ein Feuer nämlich fasziniert und gibt Orientierung. Auch das geschieht in der Kirche, wenn sie gereinigt wird von vielen Formen, die nichts mehr sagen und sich stattdessen auf Inhalte hin konzentriert, die auf Dauer tragen und provozieren, neue Formen von Leben im Glauben zu entwickeln. Die Kirche und wir alle als Christen lernen, wenn auch in gewissen Unterschieden, je nach Herkunftsregion und Prägung, dass wir nicht mehr von den Sicherheiten der Tradition und Gewohnheiten, von Gesetzen und kurzfristigen Planungen leben,

sondern uns auf das Wagnis des Lebens im Glauben, eben auf Gott und die Menschen einlassen. Die Kirche ist Institution und gibt Sicherheit, zuerst aber ist sie das Gefäß, in dem die Gottesliebe und die Nächstenliebe leben, die anziehend wirken und Menschen auf den Geschmack des Glaubens bringen, den Gott ihnen schenkt. Darum kann die Kirche auch den Glauben weitergeben als ein Feuer, das Orientierung gibt und eine Quelle von Licht ist. Wenn ich Sie an Ihre eigene Firmung erinnere und Sie gleich firmen darf, dann, damit Sie in den Stürmen des Alltags nicht untergehen, sondern standhalten, weil Sie sich vom Feuer der Liebe angezündet wissen, weil Sie brennen und wissen, wohin Sie sich zu orientieren haben, denn das Licht, das von Gott kommt, weist den Weg des Guten mit dem Evangelium und birgt unendlich viele Menschheitserfahrungen von Leben und Glauben in sich. Die Kirche trägt dieses Feuer des Glaubens und der Liebe, wie eine Schriftstellerin es einmal in den 1950er Jahren gesagt hat, als Straße der Jahrtausende zu Gott. So Gertrud von le Fort. Darin steckt Leidenschaft, die brennen macht, nicht zum frömmelnden Tun und nicht zu einem verstaubten, langweiligen gläubigen Leben, sondern um angesteckt zu werden mit der Leidenschaft für das Feuer der Liebe, das Gott für die Menschen schenkt.

Wenn also in den Bildern von Sturm und Feuer in der Bibel von Gottes Geist die Rede ist und wir sein Wirken auf dem Horizont unserer Erfahrungen als Menschen im Glauben deuten, dann bringt dies zum Ausdruck, wer wir als Christen sind, nämlich Menschen voll des guten Geistes. Und den wünsche ich Ihnen, die ich Sie gleich firmen darf und uns allen, die wir gefirmt sind und als Christen leben, nämlich ohne zu jammern und zu klagen, den Stürmen der Zeit standzuhalten und uns den notwendigen Veränderungen zu stellen, in allem Sturm auch die neue Luft zum Atmen zu entdecken, nicht nach hinten gewendet mutlos zu werden, sondern den frischen Wind des Neuen zu spüren, sich davon anstecken zu lassen und eben zu brennen von jenem Feuer, mit dem Jesus die Jünger angesteckt hat.

V.

Verbunden damit ist eine besondere Erfahrung: Von ihr spricht das Evangelium ebenfalls. Die Jünger machen nämlich mit dem Empfang des Heiligen Geistes im Sturm und Feuer eine besondere Erfahrung. Sie werden furchtlos und haben keine Angst mehr. Vorher waren sie furchtsam, nach dem Tod Jesu haben sie sich abgeschlossen, äußerlich wie innerlich, hockten hinter verschlossenen Türen, hinter den verschlossenen Türen ihrer Seelen. Plötzlich aber, mit der Erfahrung des Geistes wie Sturm und Feuer, sprechen sie so, dass alle Menschen angesprochen sind. Die Jünger damals wussten, dass sie in einer gefährlichen Situation lebten, da die Öffentlichkeit in Jerusalem voll der Erinnerungen daran war, dass Jesus, ihr Herr, hingerichtet wurde als Rebell (vgl. Apg 2,4.6-7). Aber

die Jünger überwinden mit dieser umstürzenden Erfahrung des Geistes alle Furcht und tragen die Botschaft von Jesus ohne Angst zu den Menschen.

Ganz oft begegnet mir dieses Phänomen der Angst und Furcht im Alltag, in der Politik, beim Militär und in der Kirche. In vielen gesellschaftlichen Formationen. Es ist eine Furcht, die lähmt. Oftmals auch eine Furcht, die für viele zu einem Kalkül wird, um Macht auszuüben und versteckte Interessen durchzusetzen. Es ist eine Furcht, die von irgendwelchen unbekannten Geistern und Mächten geprägt ist und sich wie Mehltau auf die Seelen, auf die Herzen und auf das Denken der Menschen legt. Gottes guter Geist aber, sein Heiliger Geist, der im Sturm und im Feuer kommt, überwindet alle Furcht, weil er eben mit dem neuen Wind und der Luft zum Atmen wie auch mit dem kleinen Licht, das andere anzündet, rechnet. Vor allem ist es darin die Liebe, von der wir im Glauben sagen, dass sie Furcht überwindet. Wer durch die Kraft Gottes selber von seinem guten Geist, von Gott berührt ist, der ist fähig, Feuer zu fangen und das Feuer weiterzugeben. Der hält den Stürmen stand und öffnet Räume für frischen Atem und für Kraft.

VI.

Hier zeigt sich, wo ich den Ort der Kirche und des Glaubens mitten in der Gesellschaft sehe, sowohl in unserem persönlichen Leben als auch im beruflichen und, bei Ihnen, im militärischen Tun. Beseelt von Gottes gutem Geist, sind wir nämlich die, die den Mut nicht sinken lassen, wenn die Stürme des Alltags kommen und in den Gluten mancher Entwicklungen vieles verbrannt wird. Wir wissen um die Opfer und bleiben sensibel, sind zugleich aber Menschen, die mutig und furchtlos nach vorne gehen, die vor allem aber immer eines wollen: immer wieder neue Prozesse von Leben auf allen Ebenen des Alltags in Gang zu setzen, damit sie von der richtigen Energie, nämlich von der Energie Gottes, vom Feuer für ihn und die Menschen geleitet und gesteuert werden. So können Herz, Mund und Hand zusammenstimmen: im Leben nämlich, das durchzogen ist von Gottes gutem Geist.

Diesen guten Geist Gottes erbitte ich Ihnen, die ich Sie nun firmen darf. Diesen guten Geist Gottes erbitte ich immer wieder Ihnen und uns allen, die wir hier sind. Es gibt einen kleinen, alten Gebetsruf, mit dem ich schließen möchte und der sich als kleines Gebet im Alltag für uns alle eignet, nämlich Tag für Tag mit diesem kleinen Gebet Gottes Energie und Dynamik anzurufen, immer wieder die innere Angst und die Furcht zu überwinden und sich so offen für Gott den Menschen zuzuwenden und den Alltag zu bestehen. Gottes guten Geist anzurufen, bedeutet dann zu glauben, dass sich erfüllt, was wir beten, wenn wir rufen:

„Komm, heiliger Geist!“ Amen.

„Die Zukunft der Militärseelsorge geht nur ökumenisch“

Franz-Josef Overbeck

Interview bei der 55. Soldatenwallfahrt nach Lourdes am 26. Mai 2013

Gemeinsam mit rund 750 deutschen Soldaten und Pilgern hat der katholische Militärbischof Franz Josef Overbeck an der 55. Internationalen Soldatenwallfahrt *„Lourdes – ein Zugang zum Glauben“* im südfranzösischen Lourdes teilgenommen.

Bischof Overbeck, welche Bedeutung hat Lourdes für die Soldaten?

Soldaten machen hier in Lourdes die Erfahrung: Wir sind viele im internationalen Zusammenspiel. Natürlich ist Lourdes für viele auch eine heftige Portion Katholizismus. Einige feiern hier vielleicht in kurzer Zeit so viele Gottesdienste wie sonst im ganzen Jahr. Lourdes bietet den jungen Leuten eine Antwort auf die Sehnsucht nach etwas anderem als dem Alltäglichen.

In Lourdes feiern Protestanten und Katholiken zusammen, aber es gibt auch viele Ungetaufte unter den Soldaten. Kann man eine solche Mischung in einem katholischen Pilgerort akzeptieren?

Lourdes zeigt den realen Status der Kirche in der Welt an. Die Vielfalt der Religionen, Konfessionen und Lebenshaltungen wird hier besonders bei der Soldatenwallfahrt deutlich. Jeder Mensch lebt in einer Beziehung mit Gott – ob reflektiert oder nicht. Deshalb ist auch jeder Mensch herzlich eingeladen nach Lourdes zu kommen. Trotz des vielen Kommerz in Lourdes wird gerade an der Grotte der tiefe Glaube der Menschen deutlich.

Die Teilnehmerzahlen sind im Vergleich zum vergangenen Jahr gesunken. Woran kann das liegen?

Der Volkskatholizismus ist im Begriff sich sehr zu verändern. Die Menschen in Europa haben einen weniger innigen Bezug zur Gottesmutter, anders als in Lateinamerika. In Europa schlägt zudem die Demographie durch. Es werden weniger Kinder geboren. Es gibt immer weniger junge Menschen, die zur Kirche gehen. Wir schließen keinen aus, der aus Interesse an der Wallfahrt teilnehmen will. Aber die Soldatenwallfahrt soll eine Wallfahrt bleiben und kein billiges Reisevergnügen.

Wie sieht die Zukunft der Seelsorge aus?

Wir müssen uns auf jeden Fall auf Umstrukturierungen einstellen. Die Bundeswehr wird sich in Zukunft verkleinern. Bisher haben wir noch 91 Stellen für Seelsorger. Es gibt auch

immer weniger Christen, die unter den Soldaten sind, die aktiv an Gottesdiensten teilnehmen. Die Zukunft der Militärseelsorge geht nur ökumenisch – das ist die Herausforderung der Zukunft. Da müssen wir schon mal mit Kompromissen leben. Es wird zukünftig die Aufgabe der Ökumene sein, in einer Welt zu agieren, in der die Christen die Minderheit darstellen. Wir sollten mit Gläubigen und Nichtgläubigen in einen Dialog treten. Eine weitere Veränderung in der Zukunft ist, dass die Soldaten in ihren Einsätzen immer stärker gefordert werden und sich in extremen Lebenssituationen befinden. Sie sind getrennt von der Familie, in schwierigen Lebensumständen, auf engsten Raum mit Kameraden und müssen auch noch mit fremden Kulturen umgehen.

Wie ist die Rolle der Militärseelsorge in den internationalen Konflikten?

Wir sind stark international verflechtet und aus diesen Verpflichtungen kommen wir nicht heraus. Der Terrorismus beschäftigt uns schon jetzt und auch in Zukunft. Auch durch die Digitalisierung nehmen die Menschen viel mehr wahr, was im Ausland passiert. Es ist dabei die Rolle der Kirche für Frieden zu sorgen. Auch die Bundeswehr wird sich in Zukunft neu aufstellen. Die klassischen Kriege der vergangenen Jahrzehnte und Jahrhunderte gibt es nicht mehr. Die Aufgabe der Kirche ist es, die Menschen in ihren Fähigkeiten und Gewissensurteilen zu stärken, um mit neuen Waffensystemen umgehen zu können. Auch muss die Kirche politische Diskussionen in Gang bringen, damit die Verantwortlichen ethische Kriterien entwickeln. So ist etwa die Konfrontation mit dem muslimischen Glauben in Afghanistan eine völlig neue Erfahrung für unsere Soldaten. Darüber müssen wir reden.

Welche Bedeutung hat die Militärseelsorge in Einsätzen?

Wir sind diejenigen, die völlig unabhängig bleiben. Wir agieren in einem sehr geschützten Raum. Unsere Soldaten wissen, dass wir Stillschweigen über das Gesagte bewahren. Zudem sind die Pfarrer auch immer unabhängig von militärischer Hierarchie. Religion hat viel mit Trost, Stille und Beheimatung zu tun. Es sind nicht immer die großen Probleme, sondern auch die alltäglichen Sorgen, mit denen die Soldaten zu den Militärseelsorgern kommen. Diese müssen Menschenkenner, Zuhörer und gute Begleiter sein. Solche Menschen brauchen wir jetzt und auch in Zukunft für unsere Aufgaben in der katholischen Militärseelsorge.

Das Interview führte Kerstin Kotterba.

„Die Bundeswehr steht vor großen Herausforderungen“

Franz-Josef Overbeck

Interview mit KNA bei der 55. Soldatenwallfahrt nach Lourdes am 27. Mai 2013

Gemeinsam mit 700 deutschen Soldaten war Militärbischof Franz-Josef Overbeck bei der 55. Internationalen Soldatenwallfahrt im französischen Lourdes. Ein Gespräch über Ökumene in der Militärseelsorge und Seelsorge im Wandel.

KNA: Bischof Overbeck, wie haben Sie die Soldatenwallfahrt in den letzten Tagen erlebt?

Overbeck: Ich habe gemerkt, dass die Soldaten nicht nur die Atmosphäre aufnehmen. Sie beschäftigen sich auch mit inhaltlichen Fragen, die eine Wallfahrt mit sich bringt. Mir ist auch bewusst geworden, dass die Wallfahrt für die meisten Soldaten eine heftige Portion Katholizismus ist. Das sind hier mehr Gottesdienste, als viele im ganzen Jahre erleben. Da müssen wir uns fragen, wie wir darauf vorbereiten können. Ich versuche auch zu zeigen, dass ich in der gleichen Welt wie die Soldaten lebe. Deshalb war ich auch gestern nicht bei der Lichterprozession, sondern habe das Finale der Champions League angeschaut.

KNA: Sie haben in Ihrer Katechese betont, dass Militärseelsorge nur ökumenisch funktioniert. Könnte man sagen, dass es eine Art Modellprojekt der Ökumene ist?

Overbeck: Die Militärseelsorge versteht die Ökumene nicht von ihren Defiziten her. Wir binden die positiven Errungenschaften der Ökumene. Wir sehen, dass auch bei den Soldaten immer weniger zu den Gottesdiensten kommen. Wir müssen also auch die Liturgie anpassen. Dass aber generell immer weniger Soldaten religiös sind, ist auch eine Chance für uns. Ich als Christ bin überzeugt davon, dass alle Menschen Suchende sind. Und diesen Suchenden können wir in der Seelsorge Antworten bieten.

KNA: Wie ist die Einschätzung der Militärseelsorge zu der Neuausrichtung der deutschen Bundeswehr?

Overbeck: Die Bundeswehr steht vor großen Herausforderungen: Sie muss sich völlig neu aufstellen. Die Lebenswelten heute sind anders, auch die Partnerschaften und Familien. Das hat viele Folgen für die Versetzbarkeit von Soldatinnen und Soldaten. Da sind wir als Seelsorger immer Vorreiter gewesen, die Rechte der Familien zu stärken und zu schützen. Da ist manches verbesserungswürdig, aber vieles Gute auch schon geschehen.

KNA: Sie haben eine ethische Prüfung bei neuen Waffensystemen gefordert. Wie soll das konkret aussehen?

Overbeck: Das ist natürlich eine große Herausforderung für alle Beteiligten. Die Vorstellung von dem, was Krieg ist, muss völlig neu definiert werden. Die neue Bedrohung des Terrorismus und die religiösen Herausforderungen betreffen nicht nur die Bundeswehr, sondern die ganze Politik. Wir müssen auf diese ethischen Fragen in unserer Seelsorge reagieren. Die Personen, die Verantwortung tragen, müssen in ihrem Gewissensurteil so sicher sein, dass sie verantwortlich entscheiden können. Es ist aber auch wichtig, eine politisch-öffentliche Debatte anzuzetteln. Das muss in einen politischen Diskurs eingebracht werden. Verantwortung bleibt aber letztlich an den Menschen gebunden und kann nicht an ein automatisiertes System abgegeben werden.

KNA: Die Teilnehmerzahlen der Wallfahrt sinken, woran liegt das?

Overbeck: Jeder Wallfahrtsort ist gebunden an die geschichtlichen Entwicklungen der Welt. Die Friedensintention der Nachkriegszeit, aus der die Wallfahrt entstanden ist, beschäftigt uns immer noch, aber anders als früher. Pilgern ist in Europa nicht mehr so selbstverständlich. Zudem macht sich auch in der Bundeswehr der demografische Wandel bemerkbar: Es gibt einfach weniger Soldaten. Wir wollen aber auch sicherstellen, dass der Wallfahrtscharakter erhalten bleibt und dass wir nicht als billiges Reiseunternehmen genutzt werden. Wir schließen allerdings niemanden aus, der ernsthaftes Interesse hat.

Das Gespräch führte Barbara Mayrhofer.

„Was früher Science Fiction war, ist jetzt Wirklichkeit“

Franz-Josef Overbeck

Interview mit domradio über die Drohnendebatte am 13.06.2013

Während Deutschland über das Drohnen-Projekt „Euro Hawk“ diskutiert, will Militärbischof Franz-Josef Overbeck eine Grundsatzdebatte über Drohnen mitanstoßen. Sie erzeugten oft Ängste: „Was früher Science Fiction war, ist jetzt Wirklichkeit.“

domradio.de: Unabhängig von allen tagespolitischen Fragen bei der Bewertung der Drohnen: Sie haben schon seit längerem die Frage in den Raum gestellt, ob und wie man die Sache ethisch rechtfertigen kann. Was ist in diesem Zusammenhang für Sie besonders wichtig?

Bischof Overbeck: Wichtig ist: Keine Waffe ist ethisch neutral. Vor allen Dingen muss immer kritisch gefragt werden: Wo wird sie hergestellt, wie wird sie benutzt, mit welchem Auftrag wird sie angewandt und welche Folgen hat das? Es geht mir um ethische Fragen: Erstens, sind diese Trägersysteme von Waffen dazu geeignet, möglicherweise Kriege oder Auseinandersetzungen zu führen, in denen zwischen Opfern und Tätern nicht mehr genau genug unterschieden werden kann? Muss mit Gewalt gerechnet werden, im Blick auf Menschen, die völlig unschuldig sind? Das ist ethisch nie rechtfertigbar. Zweitens, kein Waffensystem darf zur Automatisierung führen. Darum ist die Frage nach der Gewissensbildung und der Anwendung im konkreten Fall von großer Bedeutung. Auch auch die Frage nach der Schulung derer, die diese Verantwortung tragen. Drittens ist mir ebenso wichtig, darauf zu achten, dass mit solchen Systemen keine Eskalation von Gewalttätigkeiten hervorgebracht wird. Denn die völkerrechtlichen Perspektiven, damit eine Regionalisierung von Konflikten nicht aufgehoben wird, müssen immer beachtet werden. Sonst wird es schwierig.

domradio.de: Bei der Bevölkerung gibt es vor diesen neuen Waffen eine große Angst. Das, was man zunächst nur als Fiktion kannte, ist jetzt ganz real. Wenn Sie so etwas versuchen zu bewerten, zu welchen Entschlüssen kommen Sie dann?

Bischof Overbeck: Meine Wahrnehmung ist, dass viele Leute glauben, was früher Science Fiction war, ist jetzt Wirklichkeit. Das erzeugt ganz viele Ängste. Das andere ist, dass auf diese Weise deutlich wird: Es gibt keine regional begrenzten Konflikte mehr, die nicht ganz andere Auswirkungen auf ganz andere Weltzusammenhänge haben. Das muss jede Gesellschaft neu lernen, so auch unsere Gesellschaft in Deutschland. Im positiven Sinne

des Wortes bedeutet das, dass wir uns wirklich zu einer Weltgesellschaft weiterentwickeln, in der wir Verantwortung zu übernehmen haben, die sich nicht einfach nur regional begrenzen lässt. Das kann man an der Bundeswehr und an den Bündnispartnern deutlich durchbuchstabieren und auch ebenso klar sehen. Eine demokratisch gewählte Regierung muss Entscheidungen treffen, die weit über den Souveränitätsraum der Bundesrepublik Deutschland hinausgehen. Das ist die Welt, in der wir leben, und das gilt es weiterhin in aller Komplexität deutlich zu machen. Zum einen als einen großen Gewinn, den wir ja alle auch auf vielen Ebenen erfahren. Zum anderen aber auch als eine große Bedrohung, gerade wenn es um die Konflikthaftigkeit und die Gewaltbereitschaft auf dieser Welt geht.

domradio.de: Werden solche Themen auch auf Ebene der Weltkirche diskutiert?

Bischof Overbeck: Es gibt einige Foren, auf denen das geschieht. Aber auch da kann ich deutlich sagen: Wir müssen noch viel mehr lernen, in einer vernetzten Welt auch in Weltzusammenhängen in der Kirche zu denken, zu leben und zu arbeiten. Und dürfen dabei nicht vergessen, dass diese Zusammenhänge, gerade was das Militär angeht, ja sehr unterschiedlich sind. Die historischen Gegebenheiten, unter denen sich die Bundeswehr heute versteht, sind ganz andere als noch vor einigen Jahrzehnten. Betrachten wir die Armeen in anderen europäischen Ländern oder in den Vereinigten Staaten, wird es noch viel komplexer und diffuser, so dass es nicht leicht wird, da zu Übereinkünften zu kommen, die für alle von Gültigkeit sind. Aber es gibt einige Prinzipien, die gelten auf jeden Fall. Es geht immer um Menschenrechte, es geht immer darum, Verantwortung in internationalen Zusammenhängen wahrzunehmen. Und es geht darum, wahrzunehmen, dass die klassischen Kriege damit zu Ende sind. Was jetzt kommt, sind neue Formen von Kriegszusammenhängen, die komplexer sind: Cyberwar und digitalisiert geführte Kämpfe in Konflikten, die sich eben nicht mehr in den klassischen Grenzen entsprechend verhalten.

Das Interview führte Ingo Brüggenjürgen.

„Legitim ist alles das, was dem Frieden aller dient“

Franz-Josef Overbeck

Interview auf domradio.de am 22. Juni 2013

„Krieg ist ein großes Übel und bringt ganz viel Unheil mit sich – das zu verhindern ist das Allerwichtigste“, sagt Militärbischof Franz-Josef Overbeck. Das Konzept der christlichen Religion sei es, dass „Frieden das Werk der Gerechtigkeit ist“. Darum sei Prävention das oberste Prinzip der Schutzverantwortung.

Moderator: Wir wollen in dieses schwere Thema noch etwas tiefer dringen. Zum Thema Schutzverantwortung hatte ich die Möglichkeit, den katholischen Militärbischof Franz-Josef Overbeck zu interviewen. Overbeck ist der Bischof von Essen. Er sagt: „Es gibt keinen gerechten Krieg.“ Zumindest in den vergangenen Jahrzehnten hat die katholische Kirche Gewalt als Mittel der Außenpolitik grundsätzlich immer abgelehnt. Meine erste Frage an Bischof Overbeck war, ob nicht das neue Konstrukt der Schutzverantwortung im Internationalen Recht diese Position der Kirche nun aufweicht.

Franz-Josef Overbeck: Der Krieg ist immer etwas, was zu verhindern ist. Das ist der erste und wichtigste Satz, der immer zu sagen ist und dem sich alles andere unterzuordnen hat. Es gibt aber immer die ganz konkreten Konflikte, die nicht einfach bearbeitet werden können, sondern die bedeuten, auch klug die Menschenrechte der betroffenen Regionen und der Menschen, die dort leben, zu achten beziehungsweise zu schützen. Und da es solche Konfliktregionen weiterhin gibt, bedeutet es, die Verantwortung, die dann bleibt, wahrzunehmen, und dazu gehört eben Schutzverantwortung. Es gibt so viele Konfliktbereiche heute, in denen Menschen Opfer werden der Interessenlagen ganz anderer mit vollständig anderen Zielen, und dass es wichtig ist, dass wir als Kirche sagen: Die müssen geschützt werden um der Menschenrechte willen, die ja nicht nur ein Individualrecht sind, sondern zugleich auch ein soziales Recht für alle, das geschützt werden muss. Darum braucht es sie.

Moderator: Vor ungefähr zehn Jahren hat sich der Papst vehement gegen den Krieg im Irak ausgesprochen. Wir haben alle noch diese Wörter in Erinnerung. Wenn man die Schutzverantwortung ernst nimmt, war dann nicht doch der Einmarsch in den Irak gerechtfertigt?

Overbeck: Die Folgen dieses Krieges sind so desaströs wie viele, viele andere Folgen auch. Ich erlebe vor allen Dingen für uns Christen, dass gerade in den folgenden Jahren

dieses Krieges viele aus dem Irak haben fliehen müssen, obwohl es eines der Ursprungsländer des Christentums ist. Und von daher gesehen ist mir an dieser Stelle wichtig: Es muss alles getan werden, Kriege zu vermeiden. Und Papst Johannes Paul II., geprägt durch seine eigene Lebensgeschichte, war jemand, der zutiefst davon überzeugt war: Krieg ist ein großes Übel und bringt ganz viel Unheil mit sich – das zu verhindern ist das Allerwichtigste. Wenn es denn nicht zu verhindern ist, muss man alles tun, das Übel möglichst gering zu halten und vor allen Dingen die Menschen zu schützen und ihre Rechte zu garantieren.

Moderator: Das heißt, die Position des Papstes von damals war auch in der Rückschau richtig?

Overbeck: Sie war richtig und bleibt richtig.

Moderator: Die evangelische Kirche diskutiert ja in den letzten Jahren häufig mit diesem Schlagwort eines gerechten Friedens. Ist durch die Schutzverantwortung das Konzept des gerechten Krieges wieder aktuell geworden?

Overbeck: Es kann nur darum gehen, dieses alte Konzept, das sich ja einer anderen Denkwelt und einer anderen historischen Situation verdankt, zu überwinden. Es gibt keinen gerechten Krieg. Man kann nur alles dafür tun, dass Frieden herrscht und da auch erinnern, dass die Bibel selbst ja schon weiß, dass Frieden das Werk der Gerechtigkeit ist unter dieser Rücksicht. Und vor allen Dingen bedeutet das, die Menschen zu schützen, ihre Rechte nach vorne zu bringen und nicht nur, dafür zu sorgen, dass Schutzverantwortung als Konzept für diese konfliktiven Regionen an Bedeutung gewinnt, sondern auch gleichzeitig alles getan wird, um solche Konflikte präventiv zu verhindern, und wenn sie geschehen sind, alles zu tun, wieder für eine neue, lebenswerte und die Rechte der Menschen schützende Gesellschaft zu sorgen, die aber vor allen Dingen die Rechte und Pflichten derer ernst nimmt, um die es geht.

Moderator: Was bedeutet denn die Schutzverantwortung zum Beispiel konkret jetzt in Bezug auf den Bürgerkrieg in Syrien? Könnte die Schutzverantwortung das Liefern von Waffen an die Rebellen legitimieren?

Overbeck: Legitim ist alles das, was dem Frieden aller dient, und nicht Interessengruppen, die sich dann wieder gegen andere verbünden und neues Unheil über andere bringen. Das macht die Situation in diesem Land, soweit ich es sehen kann, so unendlich schwierig, weil so undurchschaubar. Das ist für politische Entscheider und für die dann daraus resultierenden Folgen das große Problem, das in diesen Tagen existiert. Mir ist an dieser Stelle wichtig, alle politisch verantwortlichen Akteure dazu aufzurufen, die konfliktive Situation in ihrer Kompexität wahr- und ernstzunehmen, die nicht nur Militär und Politik, sondern auch Geschichte und Religion und ja auch den gesamten Bereich des Mittleren und Nahen Ostens in den Blick nimmt, nicht nur wahr-, sondern auch

ernst- und anzunehmen und von daher Entscheidungen zu treffen. Das ist dasjenige, was die Aufgabe der Kirche ist, das so zu sagen, damit die Rechte aller Menschen geschützt bleiben.

Moderator: Das heißt, es scheint so zu sein, dass die katholische Kirche selbst in diesem Konflikt oder dieser konkreten Frage – Waffen an die Rebellen – recht ratlos ist?

Overbeck: Es ist eine so komplexe Situation, von der ich sagen kann, dass sie keine einfache Lösung, die dann wirklich zu einem guten Ziel führt, momentan jedenfalls, auf der Agenda der Tagespolitik sehen kann.

Moderator: Aber ist nicht manchmal auch das prophetische Reden nötig, dass man eben, obwohl man weiß, dass man es vielleicht nicht verhindern kann, dann trotzdem eine Position einnimmt, die vielleicht in der Tagespolitik dann keine Wirkung hat, siehe zum Beispiel diese große Rede von Johannes Paul II. gegen den Irakkrieg?

Overbeck: Papst Johannes Paul II. hat damals sehr deutlich gesehen, dass jede Form von Krieg noch viel mehr Opfer hervorbringt als die Situation vorher. Und unter dieser Rücksicht ist auch in diesem Konflikt, den Sie angesprochen haben, zu sagen: Es ist alles zu tun – und das ist wirklich prophetisch -, was allen dient, und nicht nur einer kleinen Gruppe.

Moderator: Damit ist aber die konkrete Antwort nicht gegeben.

Overbeck: Die müssen auch die entsprechenden Politiker in dieser Klugheit zu geben versuchen, dass sie sich nicht auf falsche Parteinahmen einlassen und dann noch mehr Opfer produzieren als eh schon produziert sind, und das ist alles schon unvorstellbar.

Moderator: Ist denn das zusätzliche Problem in Syrien, dass tatsächlich dieser Konflikt zunehmend auch religiös aufgeladen wird?

Overbeck: Zumindest sehe ich nach den Erfahrungen, die der Irakkonflikt nach sich gezogen hat, dass es immer wieder dann große religiöse Herausforderungen gibt. Im Irak hat das zum Exodus vieler, seit unvordenklichen Zeiten dort lebender Christen geführt. In Syrien droht ein ähnlicher Konflikt, sagen zumindest solche, die die Situation vor Ort gut kennen, und das glaube ich auch in der Tat, sodass da verschiedene Rechnungen – in Anführungsstrichen – beglichen werden, vor denen uns nur Gott behüten möge, damit möglichst viele Menschen hoffentlich auf Dauer wieder in Frieden leben können.

Moderator: Haben Sie denn die Befürchtungen, selbst wenn die Rebellen in Syrien gewinnen würden, dass dann am Ende auch die Christen in Syrien die Leidtragenden sind?

Overbeck: Es sind schon so viele Menschen Leidtragende geworden, dass es sicherlich auch Christen sein werden, aber sicherlich genauso viele Menschen anderer Religionen, und jeder Leidtragende ist einer zuviel.

Moderator: Aber gerade die syrischen Rebellen sind ja oft geprägt durch muslimische oder islamistische Kämpfer. Also könnte es sein, dass da vielleicht ein muslimischer Staat danach entstehen könnte.

Overbeck: Das Problem ist, dass es in diesen Regionen momentan zu politischen Entwicklungen kommt, die durchaus extreme Positionen beziehen. Die kann niemand wollen, weil sie das ja so labile und fragile Gleichgewicht der Kräfte im Nahen Osten derartig zerstören, dass noch mehr Menschen Opfer werden als es schon geworden sind. Und ich kann als katholischer Bischof nur sagen: Die Kirche selber hat in 2000 Jahren viele leidvolle Erfahrungen damit gemacht, Extreme auf der einen oder anderen Seite hervorzubringen. Da ist mir wichtig, deutlich zu sagen: Es geht darum, alle, die dort leben mit ihren angestammten Rechten aus unterschiedlichen geschichtlichen und religiösen Zusammenhängen mögen dort wohnen bleiben und eine neue Form des friedlichen Zusammenlebens finden. Es darf da keine Extremisten geben.

Moderation: Philipp Gessler

„Wer das Ziel will, muss auch die Mittel wollen, um das Ziel zu erreichen“

Franz-Josef Overbeck

Vortrag von Militärbischof Dr. Franz-Josef Overbeck vor Kompaniechefs und Teileinheitsführern der 1. Panzerdivision in Augustdorf am 26. Juni 2013

Teile Ihrer Einheit werden Anfang nächsten Jahres in den Afghanistan-Einsatz gehen. Die meisten von Ihnen wissen aus eigener Erfahrung, was im Einsatz auf Sie zukommt. Dennoch stellen sich Ihnen gerade jetzt angesichts der Einsatzvorbereitung viele Fragen.

Katholische Militärseelsorge ist „Kirche unter Soldaten“. Lassen Sie mich diesen wichtigen Satz frei ergänzen: „Militärseelsorge ist Kirche unter Soldaten – und insbesondere auch unter deren Ehepartnern und Familien“. Dies ist umso bedeutsamer angesichts des formulierten Ziels der Neuausrichtung der Bundeswehr hin zur „Einsatzorientierung“. Die daraus resultierenden Mobilitätsanforderungen wie zunehmende Auslandseinsätze an weit entfernten Standorten und nicht selten unter gefährlichen Lebensbedingungen, aber auch so genannte Wochenendbeziehungen aufgrund von Versetzungen oder auch Standortauflösungen, stellen eine große Belastung dar. Die Herausforderungen der Auslandseinsätze beginnen nicht erst mit der Abreise. Vielmehr wirken sich wochenlange Vorbereitungsmaßnahmen schon lange vor dem Einsatz aus. Das Gleiche gilt für die Einsatznachbereitungsphasen, in denen es die Erlebnisse zu verarbeiten gilt.

Eine Fragestellung für die Katholische Militärseelsorge angesichts der fordernden Einsätze für Leib, Leben und Familien ist: Wie können die betroffenen Soldatinnen und Soldaten, aber auch ihre Angehörigen, seelsorgerlich unterstützt werden, um auch mit den existenziellen Ängsten angesichts zunehmender körperlicher und psychischer Gefährdung besser umgehen zu können? Selbstverständlich bezieht sich dies in besonders intensiver Weise auch auf den traurigen Ernstfall einer Verwundung an Leib oder Seele sowie der seelsorgerlichen Begleitung Hinterbliebener.

Ich bin während meines Truppenbesuchs in Mazar-e Sharif und Kunduz im Herbst 2011 oft von Ihren Kameraden mit der Frage nach dem Sinn dieses Einsatzes konfrontiert worden. Diese Fragen werden auch Sie beschäftigen und vielleicht sogar mit ausschlaggebend sein dafür, wie sie mit dem Erlebten vor Ort umgehen.

Nun ist es nicht die Aufgabe des Katholischen Militärbischofs, den ISAF-Einsatz zu begründen, dies ist Aufgabe der politischen Führung und des Parlaments, die Sie in den Einsatz schicken. Gleichwohl beteiligt sich die Katholische Kirche – wie die Evangelische Kirche auch – an der ethischen Auseinandersetzung über den ISAF-Einsatz in Afghanistan. Und das auch im Sinne der Fürsorge gegenüber den Soldatinnen und Soldaten vor Ort, die den Sinn durchaus hinterfragen.

Gegenüber den Erwartungen und Hoffnungen, die den ISAF-Einsatz vor über 10 Jahren begleitet haben, ist große Ernüchterung eingetreten. Die hochfliegenden Erwartungen der Petersberger Konferenz und aller nachfolgenden Konferenzen zum Staatsaufbau in Afghanistan müssen heute deutlich nach unten korrigiert werden. Es war das wohlmeinende Ziel der Vereinten Nationen und aller in Afghanistan engagierten Staaten, nicht nur den internationalen Terrorismus zu bekämpfen und zu verhindern, dass das Land einen sicheren Rückzugsraum der Al Qaida darstellt. Vielmehr war allen beteiligten Akteuren klar geworden, dass unsere Sicherheit auch davon abhängt, dass sich die Lebensbedingungen der afghanischen Bevölkerung grundlegend verbessern.

Etwas abstrakter formuliert: es ist der Staatengemeinschaft klar geworden, dass sich das eigene Interessen nach Sicherheit vor dem internationalen Terrorismus nur umsetzen lässt, wenn die sehr grundlegenden und berechtigten Interessen der afghanischen Bevölkerung nicht aus den Augen verloren werden. Nach 30 Jahren Krieg und Zerstörung war das Land am Rande der völligen Zerstörung; die Taliban haben während ihrer Herrschaft keinen Wiederaufbau betrieben. Sie alle wissen, dass es den allermeisten Afghanen 2002 kaum möglich war, grundlegende Bedürfnisse nach Nahrung, Gesundheitsvorsorge oder Bildung zu befriedigen.

Angesichts einer solch katastrophalen Situation hat die Staatengemeinschaft aus humanitären Gründen wie auch aus einem wohlverstandenen Eigeninteresse einen umfassenden Plan zum Wiederaufbau Afghanistans entwickelt – von der staatlichen Verwaltung, über grundlegende Infrastruktur bis hin zu dem Sicherheitssektor wie dem Bildungs- und Gesundheitssystem. Hier ist vieles erreicht worden: Gegenüber der Situation vor 12 Jahren hat sich das Leben vieler Afghanen erheblich verbessert. Nicht nur die materielle Seite des Lebens ist für einen guten Teil der afghanischen Bevölkerung nicht mehr so katastrophal. Gerade das gesellschaftliche Klima hat sich nach dem Ende der Schreckensherrschaft der Taliban verändert, wie ein Blick auf das Bildungssystem oder die veränderte Situation vieler afghanischer Frauen zeigt.

Zugleich wissen wir heute, dass viele Fehler gemacht worden sind und es viele Rückschläge gegeben hat. So war es in der Rückschau betrachtet falsch, zur Herstellung der Sicherheit im Land nach dem Ende der Herrschaft der Taliban 2001 mit Milizenführern und ehemaligen *warlords* zu kooperieren. Dies hat dazu geführt, dass das staatliche Gewaltmonopol für die afghanische Polizei auch in absehbarer Zeit kaum durchsetzbar ist, weil lokale und regionale Akteure stärker sind. Es ist zu dieser ungeliebten Kooperation allerdings zwangsläufig gekommen, weil alle in Afghanistan engagierten Staaten äußerst zurückhaltend waren, die erforderlichen Mittel zur Durchsetzung der Sicherheit im Land auch bereit zu stellen. Die Verlegung der US-amerikanischen Truppen in den Irak Anfang 2003 hat die ohnehin fragile Sicherheitslage noch einmal verschlechtert. Eine der Lehren hieraus muss sein, dass die zum Erreichen des Zieles notwendigen Mittel auch bereit gestellt werden müssen. Oder anders gesagt, wer das Ziel will, muss auch die Mittel wollen, um das Ziel zu erreichen.

Ein sehr viel grundlegender Fehler der Anfangszeit wird sukzessive korrigiert: Die ersten Entscheidungen über die politische Struktur Afghanistans ist in den Hauptstädten des Westens gefällt worden, nicht in Kabul. Das Ergebnis ist ein Präsidialsystem nach US-amerikanischem Vorbild mit einem Parlament westlichen Zuschnitts. Dahinter stand die Idee, dass Demokratie durch Wahlen „von oben“ eingeführt werden kann. Mittlerweile ist allen beteiligten Akteuren klar geworden, dass die afghanische Bevölkerung bzw. ihre Repräsentanten bei der Entscheidung über ihre politische Zukunft mitgenommen werden müssen. Die europäischen Völker hatten mehrere Jahrhunderte Zeit, die rechtsstaatliche Demokratie zu entwickeln. Wie sollte Afghanistan in wenigen Jahren den Sprung von einer oftmals patriarchalisch geprägten Clan- und Klientelstruktur zu einer parlamentarischen Demokratie bewältigen. Fragen der politischer Herrschaft, des Rechtssystems, ja eigentlich alle Fragen der Ordnung des gesellschaftlichen Lebens haben ihre Wurzeln in unserer Vorstellung vom Menschen und sind getragen von der jeweiligen Kultur. Wir wissen heute, dass es ein Fehler war, einen Staatsaufbau für Afghanistan zu entwickeln, der glaubte, von den Eigenheiten der afghanischen Kultur absehen zu können. In dem Maße, in dem die Entscheidung über die Zukunft Afghanistans in der Hand der Afghanen übergeht, wird dies auch seinen Niederschlag im politischen System finden. Darin liegt die große Chance der derzeitigen Übergabe der Verantwortung in afghanische Hände.

Dies bedeutet aber auch, einen tragfähigen politischen Kompromiss mit allen gesellschaftlichen Gruppen Afghanistans zu suchen. Sie alle wissen, dass dies auch heißt, die unter dem Begriff „Taliban“ zusammen gefassten militanten Aufständischen in einen solchen politischen Prozess einzubinden. Ein Blick in die Tageszeitung macht schon hinreichend klar, dass es alles andere als sicher ist, ob es gelingen wird, Afghanistan vor einem erneuten Bürgerkrieg zu bewahren und wirklich zu einem auch nur ansatzweise stabilen politischen Zustand zu kommen.

Nun ist mir aus vielen Begegnungen mit Ihren Kameraden in Afghanistan klar geworden, dass Sie sich zu Recht fragen, ob es sich für solche wagen Aussichten lohnt, das eigene Leben zu riskieren. Macht ein Einsatz Sinn, wenn die politischen Ziele der ISAF-Mission laufend nach unten korrigiert werden müssen und die Zukunft Afghanistans derzeit eher düster zu sein scheint? Macht der Einsatz Sinn, wenn große Fragezeichen hinter der Fähigkeit der afghanischen Sicherheitskräfte stehen, die Sicherheit im Land nach 2014 dauerhaft zu gewährleisten? Sollen Sie Leib und Leben riskieren, wenn die politische Elite des Landes offenbar eher an den eigenen Vorteil denkt als an das Gemeinwohl des afghanischen Volkes?

Es gehört zu einer ehrlichen Analyse der Situation in Afghanistan, die Risiken zu benennen und die Gefahr eines Scheiterns der internationalen Anstrengungen nicht zu verharmlosen. Gleichzeitig gehört zu einer realistischen Betrachtung der Lage aber auch, die – nach wie vor bestehenden – Chancen zu sehen und zu bewerten.

Sowohl die internationale Gemeinschaft als auch die afghanischen Machthaber haben Konsequenzen aus den Fehlern der ersten Jahre gezogen. So ist der sogenannte *afghan footprint* in den Entscheidungen deutlicher geworden. Mit der *„National Consultative Peace Jirga"* (NCPJ), die erstmals im Juni 2010 in Kabul zusammen gekommen ist, hat die afghanische Gesellschaft einen erheblichen Schritt gemacht, selber die politischen Geschicke Afghanistans in die Hand zu nehmen. Die afghanische Gesellschaft findet hier umfassendere Repräsentation als in früheren im Dezember 2001.

Seit 2011 hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass Frieden und Sicherheit in Afghanistan nur durch einen Versöhnungsprozess erreicht werden können. Frieden schließt man nicht mit einem Freund, sondern mit dem Gegner. Daher ist es völlig konsequent, alle Möglichkeiten auszuloten, um die Taliban in einen politischen Prozess herein zu holen. Das ist leichter gesagt als getan, wie die derzeitige Kontroverse um die Verhandlungsführung schon zeigt und die Schwierigkeiten werden weitergehen – nicht zuletzt deshalb, weil noch nicht einmal ein Waffenstillstand erreicht ist und Anschläge und Kämpfe weitergehen.

Ihre Aufgabe wird es im kommenden Jahr sein, das Zeitfenster für eine solche politische Entwicklung offen zu halten. Damit leisten sie zuerst einmal einen Dienst an der afghanischen Zivilbevölkerung, die auf die politische Entwicklung in ihrem Land kaum Einfluss nehmen kann und ums tägliche Überleben kämpft. Aus einer christlichen und ethischen Perspektive wird immer zuerst für die Armen und Schwachen optiert. Dies bedeutet im Blick auf Ihren Einsatz, dass Sie für den Schutz derjenigen eintreten (und eintreten sollen), die am meisten leiden und sich am wenigsten wehren können. Dies ist in Afghanistan die Zivilbevölkerung; seit 30 Jahren leben die Menschen dort fast ununterbrochen in einem Bürgerkrieg. Gegenüber der afghanischen Bevölkerung sind wir in besonderer Weise verpflichtet, weil Deutschland seit 2006 im Norden Afghanistans eine besondere Verantwortung für die Sicherheit und den Staatsaufbau übernommen hat. Damit haben wir in der afghanischen Bevölkerung Hoffnungen geweckt und eine Verpflichtung übernommen, die es zumindest nicht erlaubt, dem Land baldmöglichst den Rücken zuzukehren, weil sich die Erfolgsaussichten verschlechtert haben. Der Verweis auf diese Verpflichtung gegenüber der afghanischen Bevölkerung ist meiner Ansicht nach die moralisch tragfähigste Begründung Ihres Einsatzes. Die afghanische Bevölkerung ist noch darauf angewiesen, dass ihre eigenen Sicherheitskräfte, die teilweise noch aufgestellt werden und sich noch in Ausbildung befinden, unterstützt werden.

Und natürlich stellt der zaghafte diplomatische Prozess noch lange keine tragfähige Vereinbarung über die politische Zukunft des Landes dar. Aber es hat den Anschein, dass den politischen Akteuren in Afghanistan wie auch den relevanten externen Akteuren klar geworden ist, dass kein Seite gewaltsam eine Lösung in ihrem Sinne erzwingen kann – und folglich zu einer politischen Lösung keine wirkliche Alternative besteht.

Dabei muss die internationale Gemeinschaft – und eben auch Deutschland – ihren Einfluss geltend machen, damit es keine Rückkehr zur Schreckensherrschaft unter der

Taliban-Herrschaft in den 6 Jahren von 1996-2001 gibt. Es wird unser aller Aufgabe sein, die Bundesregierung in Zukunft daran zu erinnern, dass sie von einer „Transformationsdekade von 2014 bis 2025“ (Fortschrittsbericht 2011) spricht. Deutschland hat sich verpflichtet, auch in den kommenden 10 Jahren Afghanistan beim Aufbau seines Staates und der Entwicklung seiner Gesellschaft zu unterstützen. Dies darf keine Ankündigung sein, die bald zu den Akten gelegt wird – dies sind wir alle auch Ihnen schuldig, den Soldaten, die angesichts einer immer noch hohen Gefährdungslage in den Einsatz geschickt werden. Nur wenn zugleich die politische Nachhaltigkeit gewährleistet ist, lässt sich der Einsatz der deutschen Soldaten in Afghanistan auch verantworten. Damit Ihr Einsatz im kommenden Jahr Sinn macht, muss die Ankündigung des Fortschrittsberichts der Bundesregierung aus dem Jahr 2011 eines „auf Jahrzehnte angelegten internationalen Engagement“ auch eingelöst werden.

Durst nach Hoffnung, Durst nach Gott

Franz-Josef Overbeck

Erste Katechese auf dem Weltjugendtag in Rio de Janeiro am 24. Juli 2013

Liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Weltjugendtag,
liebe Schwestern und Brüder, liebe Jugendliche!

I.

Durst zu haben, ist eine sehr menschliche Erfahrung. Jeder von uns wird wissen, was es bedeutet, Durst nach Wasser bei größter Hitze zu haben. Erst recht gilt dies für die Erfahrung gelöschten Durstes durch ein Getränk, das wir mit Sehnsucht erwartet und uns herbei geträumt haben. Durst ist für uns, die wir aus einem Land stammen, in dem es genügend Wasser und viel Regen gibt, in diesem Sinne kein Begleiter des normalen alltäglichen Lebens. Es gibt Länder auf dieser Erde und nicht wenige Jugendliche, mit denen wir hier in Brasilien zusammen sind, die kennen diesen Durst aus ihrem Alltag, und es geht mir immer wieder durch Mark und Bein, Bilder vor allem von Kindern, jungen Müttern und ganz alten Menschen zu sehen, die weder genügend zu essen noch genügend zu trinken haben. Die flehentlichen Blicke von Männern und Frauen, ihre offenen Hände und ihre ausgetrockneten Lippen weisen auf einen existentiellen Mangel hin. Durst kann schrecklich sein. Er kann einen fast umbringen, ähnlich wie der Hunger.

Durst in diesem beschriebenen Sinn bezeichnet immer eine Sehnsucht. Ich sehne mich danach, dass ein Bedürfnis gestillt wird, dessen Erfüllung für mich lebensnotwendig ist. Durst nach Wasser zeigt an: Wasser ist lebensnotwendig für mich. Gleiches gilt für Beziehungen. Da wird das Bild vom Durst zu einem sprachlichen Zeichen für Lebensnotwendiges, das unser Menschsein betrifft. Wenn Menschen ganz alleine sind, haben sie, wie sie oft selber sagen, Hunger und Durst nach Menschen, mit denen sie reden können, die sie verstehen und mit denen sie Gemeinschaftserfahrungen machen. All solche Erfahrungen von Durst verschiedenster Art weisen uns darauf hin, dass wir Menschen sehnsuchtsfähig sind. Gott sei Dank! Was wäre, hätten wir nicht Ziele, die über uns hinausgehen? Und würden diese Ziele nicht mit unserem Innersten zusammenstimmen, was würden sie dann für uns bedeuten? Echter Durst nach dem, was meinem Körper an Lebens- notwendigem fehlt, und echter Durst nach allem, was ich für ein gesundes Seelenleben brauche, gehört zu uns Menschen.

II.

Ich erinnere mich gut an so manche Erfahrung, die ich bei Gesprächen als Seelsorger gemacht habe. In denen Menschen mit dem Bild des Durstes von dem gesprochen haben, was ihnen an Lebensnotwendigem fehlt. Oftmals waren dies Beziehungen mit Menschen, die sie gerne hatten. Wer auf der Suche ist nach einem Partner oder einer Partnerin und/oder keine findet, der kann in seiner Gefühlswelt sprichwörtlich an diesem Durst, der nicht gestillt wird, zugrunde gehen. Wer in seiner Familie zu Hause kein Verständnis erfährt, wer als jemand auftreten muss, der er nicht ist, der hat Durst nach Anerkennung, nach Liebe, Vertrauen und Zuneigung. Emotionale Probleme können die Folge sein, aber auch das Gefühl von Nichtwertschätzung und innerer Verzweiflung. Wer, wie es z. B. in unserem Bistum Essen öfter vorkommt, als junger Mensch keinen Ausbildungsplatz und keine Anstellung findet, dessen Durst nach Anerkennung und Wertschätzung nicht gestillt wird, der erfährt sich oft als nicht erwünscht und wird krank. Oftmals ist die Folge davon, abhängig zu werden von Ersatzhandlungen, die diesen Durst scheinbar löschen. Sei es nun das Internet, seien es der Alkohol, oberflächliche Beziehungen, Drogen, Spielsüchte und anderes.

Dahinter steckt ein tiefes menschliches Bedürfnis, nämlich der Durst nach Anerkennung und einem Fundament, das tragfähig ist und dem Leben standhält.

III.

In unserem Bistum Essen gibt es die erste Station der Schwestern der seligen Mutter Teresa in Deutschland. Seit fast 33 Jahren leben die Schwestern unter uns in Essen. Bei meinen Besuchen bei ihnen zu Hause feiern wir immer zuerst die Heilige Messe. Dabei fällt mir sofort auf, dass in ihrer kleinen Kapelle, in der die Schwestern ganz schlicht auf dem Boden knien, an der Wand ein kurzes und ganz einprägsames Wort Jesu steht: „Mich dürstet!“ Da finde ich immer wieder den Durst, wenn ich mit den Schwestern bete. Aus der Lebensgeschichte der Mutter Teresa weiß ich, dass sie selber im Anblick der vielen Armen von Kalkutta 1946 und 1947 eine Vertiefung ihrer Berufung erfuhr, also besser als vorher wusste, was sie denn als Ordensfrau tun sollte. Sie begreift damals, so schreibt sie, dass die Sehnsucht und der Durst der armen Menschen nach Achtung, Anerkennung und Würde, ein Schrei Jesu ist. Jesus dürstet es danach, dass die Armen Anerkennung finden, dass sie ihren Platz erhalten, ein Gesicht bekommen, Pflege erhalten und genug an Essen und Trinken für den Alltag. Das Wort auf der Kapellenwand, das sich in allen Schwesternstationen der Schwestern der seligen Mutter Teresa rund um die Welt findet, ist ein Wort Jesu, das mitten in das Leben der Schwestern greift und in unser Leben. Jesus, so sagen die Schwestern, dürstet es danach, dass Menschen satt werden und Bestärkung erhalten.

Bei meinen Gesprächen mit den Schwestern wird mir immer wieder deutlich, dass sie selber davon ergriffen sind, dass Jesus auch Durst nach ihnen hat. Also nach ihrem Glauben, ihrer Antwort auf den Ruf Jesu. Dabei machen diese Schwestern, die aus vielen Teilen der Erde kommen, bei uns in Deutschland heute eine Erfahrung, die sie, aber auch mich, sehr nachdenklich stimmt. Sie erzählen, wie viele Menschen echten Durst nach Wasser und Hunger nach Brot und gleichzeitig nach Anerkennung, Gespräch und Nähe haben. Zugleich fragen sie sich aber, weil sie dies so selten hören und spüren, haben diese Menschen auch Sehnsucht nach Gott, dürstet es ihnen danach, mit Gott zu leben, ihm nahe zu sein und auf ihn zu hören?

Ich antworte dann immer, dass ich ganz vielen jungen Menschen begegne, die viel Durst haben, dass sich nämlich ihre Hoffnungen auf ein gutes Leben erfüllen, ihre Hoffnungen auf einen Alltag, in dem sie getragen werden. Dahinter öffnen sich für mich immer wieder die Perspektiven Gottes. Ist Gott doch derjenige, der, mehr als wir Menschen es können, den Hoffnungen unseres Lebens die Gewissheit gibt, erfüllt zu werden. An diesen großen Hoffnungen gilt es anzuknüpfen. Ich bin der festen Überzeugung, dass es keinen Menschen gibt, der nicht Hoffnungen in sich trägt. Wir Christen haben die große Chance, für uns und für andere diese Hoffnungen auf Gott hin zu öffnen. Dabei erinnere ich mich immer wieder an ein wichtiges Wort von Papst Johannes Paul II., der von dem Kontinent, auf dem wir in diesen Tagen sind, nämlich von Lateinamerika, gesagt hat, dass er der „Kontinent der Hoffnung“ sei. Papst Johannes Paul II. war dabei der Überzeugung, dass Hoffnung dann ein echtes und lebendiges und der Menschenwürde entsprechendes Gesicht bekommt, wenn es eine Hoffnung ist, die sich mit Gott verbindet und nicht nur unsere Welt meint.

IV.

Darum möchte ich an dieser Stelle auf Jesus zu sprechen kommen und auf seine Art zu beten. Denn am Gebet Jesu sowie auch am eigenen Beten können wir bestens feststellen, von welchen Hoffnungen wir getragen werden. Immer wieder sage ich, dass ich glaube, dass es keinen Menschen gibt, der nicht betet. Viele beten, weil sie hoffen, dass Gott die Macht ist, die erfüllt, was kein Mensch erfüllen kann. Viele beten, weil sie irgendwie von innen wissen, dass Gott mächtiger ist, mächtiger als die eigenen beschränkten Fähigkeiten. Das deute ich als ein Zeichen von Hoffnung. Wer betet, der hofft. Und Beten ist dabei nicht nur ein einfaches Reden und Sagen, sondern immer auch ein Ringen. Weil Vieles im Leben sich anders zeigt, als wir es erhoffen. Wie viele Gebete sind schon nicht erhört worden, so dass Hoffnung enttäuscht worden ist, zumindest auf den ersten Blick. Je länger wir beten, umso mehr lernen wir, dass Beten Hören ist und Hoffen, nämlich Hoffen darauf, dass Gott einen guten Weg zeigt. Wie dieser Weg aussieht, zeigt uns das Leben. Im Beten geht es nicht so sehr darum, Gott gleichsam anzuempfehlen, ja zu „be-

fehlen“, was er zu erfüllen hat, sondern zu bitten um das, was wir erhoffen, nämlich für uns und die Menschen, für die wir um ein erfülltes Leben beten.

Papst Benedikt XVI. hat, als er nach Rio de Janeiro eingeladen hat, an die große Christusstatue erinnert, die über Rio de Janeiro steht. Er ist der Überzeugung, dass wir von Jesus lernen können, was es heißt, zu hoffen. Zu hoffen heißt, wie es Jesus getan hat, das Gute in dem anderen zu sehen und zu wünschen, dass es wächst. Zu hoffen bedeutet, die Fähigkeiten der anderen wahrzunehmen und ihre Entfaltung zu unterstützen so, wie Jesus es getan hat. Zu hoffen heißt, alles, was uns bewegt, betend vor Gott zu bringen und von ihm das Gute für das Leben zu erbitten. So hat es Jesus getan und eindrücklich im „Vater Unser“ deutlich gemacht. Zu hoffen heißt, keinen Menschen ganz abzuschreiben, sondern immer noch das Gute in ihm zu sehen, selbst wenn viel Sünde und Schuld im Spiel ist.

V.

Über unseren Tagen in Rio de Janeiro steht ein Wort aus dem Matthäusevangelium. Es ist so etwas wie das Schlusswort des ganzen Textes. Es lautet: „Geht und macht alle Menschen zu meinen Jüngern“ (vgl. Mt. 28,19). Dieses Motto ist von einer positiven Stimmung getragen und von der Hoffnung durchdrungen, dass alle Menschen so mit Jesus in Kontakt kommen, dass sie von ihm anderen erzählen und mit ihrem Leben berichten. Jesus hat niemanden abgeschrieben, sondern für alle gehofft, und darum ist dieser positive Blick Jesu eine Einladung an uns, mit lebendigem, positivem Blick auf die Menschen zu schauen, in ihnen Jesus zu entdecken. Dabei ist das Beten eine besondere Hilfe. Es ist eine Schule der Hoffnung, denn wenn mir niemand mehr zuhört, Gott hört mir immer zu.

Wenn ich zu niemandem mehr reden kann, zu Gott kann ich immer wieder reden. Wenn mir niemand mehr helfen kann, Gott kann mir immer helfen. Wer betet, ist eben nie allein [vgl. Papst Benedikt XVI., Enzyklika spe salvi (30.11.2007), Nr. 32]. Dass Gott mir zuhört und ich mit Gott reden kann, dass ich mit Gott schweige und die Stille aushalte, durch sie getragen werde, das beflügelt meine Hoffnung. Darum ist Beten immer auch eine Übung der Sehnsucht. Wir Menschen sind für Großes geschaffen, und wer hofft, der hat Sehnsucht, wer betet, hat Sehnsucht nach Gott. Darum ist das Beten immer ganz persönlich und zugleich ganz allgemein. Jeder von uns hat seine persönlichen Hoffnungen, Gott sei Dank, und jeder von uns kann und darf Hoffnungen mit vielen und allen teilen, Gott sei Dank! Ich kenne von mir schon Zeiten der Unfähigkeit zu beten. Dann habe ich mich auf das Beten anderer verlassen und gehofft, dass sie für mich beten und mittragen. Der schönste Ausdruck ist dafür das „Vater Unser“, das mit seinen sieben großen Bitten ganz persönlich ist und zugleich ein Gebet für alle, weil darin die Welt und wir uns offen halten für Gott. Wo das geschieht, da sind wir schon mitten in der

Dynamik Jesu selbst, der will, dass alle zu ihm gehören und wir alle seine [Jüngerinnen und] Jünger sind.

VI.

Wir sind einen weiten Weg gegangen. Von den kleinen und großen Hoffnungen, die wir im Alltag ganz persönlich und für Viele haben und die sich vom Bild des Durstes und der Sehnsucht aus erschließen, bis hin zur Sehnsucht Gottes nach uns. Wer hofft, der hat Durst, und wer hofft, der kennt die Sehnsucht.

So möchte ich Euch nun mit einigen Fragen, die Euch helfen sollen, ins Gespräch zu kommen, in den Austausch untereinander entlassen, bevor wir dann miteinander ins Gespräch kommen:

1. Was sind Eure großen Hoffnungen, wonach habt Ihr Durst und was sind Eure Sehnsüchte?
2. Jesus kommt im Evangelium so auf uns zu, dass er Durst hat nach Menschen, die mit ihm gehen, und Sehnsucht nach solchen, die vom Reich Gottes erzählen. Jesus ist immer der, der großes von den Menschen denkt, also viel Hoffnung für sie hat. Wie sieht Euer Bild von Jesus aus?
3. Für mich als Christ ist das Beten ein wunderbares Zeichen dafür, dass ich Durst habe nach Gott, dass ich Sehnsucht habe nach der Erfüllung dessen, was ich erbitte, und dass ich mich nicht zufrieden gebe mit dem, was ist. Ganz wichtig ist mir dabei das „Vater Unser“ als eine große Gebetschule. Wenn Ihr an das „Vater Unser“ denkt und es betet, was ist dann für Euch das Wichtige? Was überhaupt ist Euch im Beten wichtig und bedeutsam?

Jünger Christi sein

Franz-Josef Overbeck

Zweite Katechese auf dem Weltjugendtag in Rio de Janeiro am 25. Juli 2013

Liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Weltjugendtag,
liebe Schwestern und Brüder, liebe Jugendliche!

I.

Je älter ich werde und je länger ich Priester und Bischof bin, umso wichtiger ist es mir, Christ zu sein. Das verbindet uns alle, die wir hier sind und die Taufe und die Firmung empfangen haben. Wir sind Christen. Das heißt ganz einfach: Wir gehören zu Jesus Christus. Wir tragen den Namen dessen, zu dem wir gehören.

Wir können meistens an unseren Namen feststellen, zu wem wir gehören. Sowohl der Vorname, der uns i.d.R. mit einer Vorliebe für Namen unserer Eltern oder mit der Geschichte unserer Familie oder Freunden verbindet, als auch unser Nachname haben wohl immer mit unserer Herkunft, also mit unseren Eltern, zu tun. Seit der Taufe sind wir Christen, d. h., wir gehören zu Jesus Christus. Dabei fällt mir immer mehr auf, dass das die Form meines Lebens ist. Ich hätte andere Formen wählen können, habe dies aber nicht getan und das aus guten Gründen; denn an Jesus selbst, dessen Namen ich trage, gleichsam meine Identifikationsmarke von ihm her, lerne ich täglich mehr, mit Gott zu leben und von ihm her ganz für die Menschen da zu sein.

II.

Das große Motto über dem Weltjugendtag in Rio de Janeiro kommt aus dem Ende des letzten Kapitels des Matthäusevangeliums und formuliert die Aufforderung: „Geht und macht alle Menschen zu meinen Jüngern!“ (vgl. Mt 28,19). Wer andere zu Jüngern Jesu machen will, muss selber ein Jünger sein. Vor allem ist dabei an Jesus deutlich zu erkennen, dass er in einfachen Worten und sprechenden Gleichnissen von dem redet, was er tut. Bei ihm, Jesus, gehören seine Worte mit seinem Tun ganz zusammen. Wenn ich darum seinen Namen trage, bedeutet das für mich, dass bei mir Wort und Tun zusammengehören, ich mich immer mehr darum sorgen darf und muss, dass beides nicht auseinanderfällt, sonst werde ich unglaubwürdig, sonst nimmt mir keiner ab, was ich sage und wofür ich einstehe.

Ihr wie ich lebt mit vielen zusammen, die mit dem christlichen Glauben wenig anfangen können. Schon vor fünfunddreißig und vierzig Jahren wurde ich intensiv nach meinem Glauben gefragt und heute natürlich immer mehr. Wie ich höre und von vielen von Euch weiß, geht Euch das im Alltag ähnlich. Es gibt ganz viele, die zwar getauft sind, aber mit dem Christsein nicht wirklich etwas anfangen können. Dann gibt es die Vielen, die sich vom Christsein abwenden, da sie die Kirche nicht verstehen oder von ihr verletzt worden sind. Und schließlich gibt es auch die, die gar nichts Religiöses wollen oder sich anderen Religionen und Lebensweisen zugewandt haben. Was aber bedeutet es positiv heute für uns, für Euch und für mich, Christ zu sein?

III.

Christ zu sein, bedeutet für mich, Tag für Tag zu lernen, Christ zu werden, d. h., ich gehe ständig in die Schule des Glaubens und des Lebens mit Jesus. In diesem Unterricht erfahre ich Verschiedenes, was mir wichtig ist und meinem Leben Gestalt gibt. Dabei lerne ich immer wieder Neues und kann dies manchmal auch mit dem großen Wort Jesu am Anfang des Markusevangeliums zusammenbringen. Dort fordert Jesus uns auf, umzukehren (vgl. Mk 1,2). So lerne ich also immer wieder, auf neue Wege zu gelangen und von hier her neu zu lernen, was es heißt, Christ zu sein. Ich bin also im Laufe meines Lebens zu der einfachen Einsicht gelangt, dass Christsein nie bedeutet, fertig zu sein, sondern immer wieder heißt, aufzubrechen, neu zu werden, mich berühren zu lassen von Jesus, im Innersten von ihm angerührt zu werden und neue Wege zu gehen. Einige Kennzeichen dieses Weges möchte ich Euch nun aufzeigen.

IV.

1. Eines der wichtigsten Kennzeichen des Lebens Jesu ist seine Aufmerksamkeit und seine Liebe zu Gott, seinem Vater. Davon ist das Neue Testament voll. Immer wieder geht Jesus in entscheidenden Situationen seines Lebens ins Beten und wendet sich an Gott, seinen Vater. Mit größter Selbstverständlichkeit lebt er so und zeigt, dass Gott ein großes Herz hat, für ihn und alle Menschen. Daraus folgt für mich, dass Christsein heißt, mich immer wieder an Gott zu wenden und zu beten, also in einer engen Verbindung mit Gott zu sein, der in Jesus unter uns ist. So gehe ich also immer wieder in die Schule Gottes, wenn ich mich an Jesus halte. Immer wenn ich mich mühe, ein großes Herz zu haben, bezeuge ich, dass ich Jesus vertraue und in ihm wirklich Gott sehe und mit ihm lebe. Darum braucht das Christsein die Erfahrung des Glaubens als Vertrauen. Ohne dass ich auch in größter Not auf Gott vertraue und dabei an Jesus lerne, wie dies geht, kann ich kein Christ sein. Das ist

eine große Herausforderung. Es gibt viele, die machen solche Erfahrungen nicht oder werden tief enttäuscht. Ein Jünger Jesu zu sein, heißt also für mich, deutlich immer wieder neu zu vertrauen, dass Gott lebt, dass er mir zuhört, dass er mich trägt und dass ich, wie Jesus selbst es vormacht, gerufen bin, mich immer wieder an ihn zu wenden. Jesu Leben ist ohne diese lebendige innige Beziehung der Liebe zu Gott, seinem Vater, gar nicht vorstellbar. Wir können auch nur so Christ sein, dass wir uns immer wieder an Gott wenden, zu ihm beten und mit ihm verbunden sind. Das schönste und menschlich dafür treffendste Wort ist das von der Liebe.

2. Ein zweiter Aspekt von großer Bedeutsamkeit für mich ist der, ganz sensibel für Menschen zu sein, aufmerksam und wachsam. Jesus hat unendliches Mitleid mit Menschen gehabt, hat mit ihnen gelitten und ihnen geholfen. Ganz oft, wenn ich Antwort darauf geben soll, warum ich Christ bin, erzähle ich davon, dass ich im Evangelium lerne, wie Jesus Mitleid hat mit den Menschen, ihnen nahe ist und ihnen beisteht. Heute benennen wir das oft mit einem anderen Wort: Solidarität. Diese Kultur der Solidarität, des Beim-anderen-seins, der Aufmerksamkeit und Achtsamkeit, die will ich üben in der Schule Jesu. Darum bin ich Christ und mühe mich auch, diesen Namen zu Recht zu tragen. Andere mögen aus anderen Gründen wachsam und aufmerksam, ja, nahe bei den Menschen sein. Als Christ bin ich es in der Schule Jesu. Weil wir Menschen Gott so viel wert sind, darum ist Gott selbst Mensch geworden, ganz real aus Fleisch und Blut. Gerade in Schmerzen und Leiden, die ich selber und andere Menschen erfahren, weiß ich von daher, dass ich nicht allein bin und Jesus als der Mit-Leidende, als derjenige, der Trost gibt, bei uns ist. Das Letztere ist für mich ein wunderbares Wort für Solidarität. Da vertröste ich niemanden, sondern gebe Trost, und wenn ich Solidarität erfahre, dann erfahre ich Trost und werde nicht vertröstet.
3. Deutlich wird mir das auch an all dem, was im Leben misslingt, wo ich gegen das Gute in mir selber angehe. Darum gehe ich regelmäßig in sehr überschaubaren Abschnitten beichten. Das Sakrament der Versöhnung zu empfangen,m heißt, mich ganz Jesus und seinem Mitleid mit mir anzuvertrauen und auf Gott zu setzen, der auch für all das einsteht, was ich selbst nicht leisten kann oder sogar verdunkle. Viele Menschen haben in der Gegenwart Jesu erfahren, dass Gott ihnen nahe ist und sie frei macht. Bei allem, was wir an Begrenzungen haben, und bei aller Verantwortung, kraft derer wir sagen müssen, dass wir Schuld auf uns geladen haben, ist die Gegenwart Gottes in Jesus die, die uns frei macht, mir ein neues Ansehen gibt. Darum auch hat mein Christsein viel mit Versöhnung zu tun. Es hat Zeiten in meinem Leben gegeben, in denen ich mit der Beichte und dem Sakrament der Versöhnung nichts anfangen konnte. Das wird vielen von Euch auch so gehen. Ich habe es dann Schritt für Schritt gelernt, dass es neben allem, was ich selber zu tun und zu verbessern habe, auch all das gibt, was ich nicht selber tun kann. So wie ich angewiesen bin auf ein gutes Wort, das mir ein Mensch sagt, den ich gerne habe, bin

ich in all dem, wo ich schuldig geworden bin und mich verfehlt habe, angewiesen auf Gott, der mir ein Wort zum Leben sagt. Jesus selbst hat das bei Menschen oft getan; erst recht weiß ich, dass er durch seinen Weg ans Kreuz gezeigt hat, was er für uns tut, nämlich ganz da zu sein. Dies erfahre ich in der Beichte und weiß auch sehr nüchtern, dass es immer wieder eine gute Übung ist, in der Beichte deutlich zu machen, dass ich nicht alles selber kann und auch versage. So Christ zu sein, ist ein Weg hinter Jesus her, weil ich mich als jemanden zeige, der gottesbedürftig ist und der sich die Versöhnung mit sich nicht selbst geben kann, sondern schenken lassen darf.

4. Um als Christ erkannt zu werden, braucht es die oben bereits erwähnte Solidarität. Solidarität mit vielen Menschen am Rande, mit solchen, die keine Anerkennung erfahren, mit den Armen, mit denen, die sonst keine Stimme haben. Seitdem ich Bischof bin, versuche ich das immer wieder für die Menschen laut zu sagen, die keine Arbeit haben, für die, die durch das soziale Netz fallen. Als Militärbischof setze ich mich so immer wieder für alle ein, die dem Frieden dienen; damit sie nicht der Versuchung der Gewalt erliegen, setze ich mich ein für die vielen Opfer von Gewalttätigkeiten anderer. Vieles davon kann ich nicht allein, sondern nur gemeinschaftlich mit anderen, die genau solche Interessen haben. An Jesus und seinem Leben, an der Art und Weise, wie er die Jünger zu den Menschen schickt, habe ich das gelernt. Christsein heißt für mich, in die Schule Jesu zu gehen, der für andere und mit anderen da ist. Besonders am Gleichnis vom barmherzigen Vater/verlorenen Sohn (Lk 15) wird mir das deutlich. Dort ist klar, dass jeder seinen eigenen Weg gehen muss, um wieder bei Gott anzukommen, dass er dieses aber nicht alleine kann, sondern immer wieder Menschen braucht, die helfen und beistehen. Auch lassen mich die Seligpreisungen der Bergpredigt (vgl. Mt 5,1-12a) nicht in Ruhe. Sie sind für mich immer wie ein Stachel im Fleisch. Genau so wie der große Text am Ende des Matthäusevangeliums, der davon spricht, dass, wenn wir bei Gott angekommen sein werden, er uns fragt, was wir getan und gelassen haben (vgl. Mt 25). An diesen Stellen und an vielen anderen sehe ich, was es heißt, ein Jünger Jesu, also ein Christ zu sein, und eben in der Form des Lebens meinen Alltag zu gestalten, die ich von Jesus her lernen kann. Von ihm her habe ich meinen Namen, von ihm her meine Identität, von ihm her meine Lebensform. Das ist mir das Wichtigste im Leben geworden. Zugleich habe ich gelernt, dass es dabei viel Treue braucht, Geduld und Ausdauer. Das ist wie in der Liebe, die schon menschlich unter uns bedeutet, Geduld und Ausdauer mit dem geliebten anderen Menschen zu haben und auch noch dann da zu sein, wenn es ganz schwer wird. So wie wir selber wissen, dass wir einen Menschen brauchen, der bei uns ist, wenn es uns ganz schwer ist.
5. In der vorletzten Woche hat Papst Franziskus bekannt gegeben, dass er bald Papst Johannes XXIII. und Papst Johannes Paul II. heilig sprechen wird. Heilige sind Menschen, die ihr Leben ganz in der Nachfolge Jesu gelebt haben, deren Christstein

bedeutsam und beispielhaft ist. Heilige sind Christen, die uns zeigen, ganz für Gott und ganz für die Menschen zu leben. In diesem Sinne habe ich immer schon Papst Johannes XXIII. als Christen gesehen, der wach war für die Zeichen der Zeit und Mut hatte, der gleichzeitig treu im Alltag war und jahrelang Dienste tat, für die er keine Aufmerksamkeit bekam. Schließlich war er ein Mann mit einem großen Herzen und mit einem tiefen Vertrauen auf Gott.

Auch Papst Johannes Paul II., den ich persönlich erlebt habe, vor allem während meiner römischen Studienzeit, war ein Christ, bei dessen Beten ich merkte, dass er ganz bei Gott war. Das konnte ich hin und wieder spüren, wenn ich ihm als Diakon assistierte, wenn ich erlebte, wie er mit seinem Leiden umging. Er hat es nicht versteckt, sondern als Zeichen seines Vertrauens auf Gott getragen. Wer in seiner Nähe war, konnte spüren, dass da ein Mensch ganz von Gott her lebt. Das ist Christsein, verbunden zu sein mit Jesus, dem Gekreuzigten, dem, der für uns auch das, was wir nicht tragen können, nämlich das Leiden selbst, ertragen hat. Johannes Paul II. war ein Mensch in größter Offenheit für die Menschen, vor allem für die jungen Leute. So hat er den Weltjugendtag ins Leben gerufen. Er war ein durch und durch politischer Mensch, dem die Sorgen und Nöte der ganzen Welt sprichwörtlich an die Nieren gingen.

An beiden Päpsten habe ich verschiedene Facetten von Christsein gelernt, und sie stehen nur exemplarisch für die vielen ungenannten Christinnen und Christen, die uns zeigen, wie das sprichwörtlich „geht", das Christsein als Form des Lebens anzunehmen und eben nicht nur Christ zu heißen, sondern Christ zu sein.

V.

So möchte ich Euch nun für Euer Nachdenken und Euer gemeinsames Gespräch, bevor wir miteinander in den Austausch kommen, folgende Fragen mit auf den Weg geben:

1. Was bedeutet es für Dich im Alltag, Christ zu sein?
2. Was bedeutet es für Dich, schuldig geworden zu sein, jemandem etwas schuldig geblieben zu sein? Kennst Du die Beichte? Bedeutet Dir das Sakrament der Versöhnung überhaupt etwas? Hat es für Dich einen Sinn und wenn ja, welche Erfahrung hast Du damit gemacht?
3. Christsein lernen wir immer an anderen, die Christen sind. Welche Christen sind für Dich von großer Bedeutung? An welchen hast Du etwas für Dein Christsein gelernt?

Missionare sein: „Geht!“

Franz-Josef Overbeck

Dritte Katechese auf dem Weltjugendtag in Rio de Janeiro am 26. Juli 2013

Liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Weltjugendtag,
liebe Schwestern und Brüder, liebe Jugendliche!

I.

In den Zeiten, in denen ich überlegte, vielleicht Priester werden zu wollen und damals sechzehn/siebzehn/achtzehn Jahre alt war, war es für mich das Wichtigste, nicht allein zu sein. Es gab in unseren Jugendgruppen und auch sonst immer wieder Menschen, die mit mir denselben Glauben lebten, mit denen ich Kirche war und die mich befragt und bestärkt haben. Die guten Erfahrungen, die ich damals im kirchlichen Leben machte, stärkten mich bei der Suche nach einer Antwort auf diese innere Unruhe, die ich in mir verspürte, ob ich nicht doch Priester werden sollte. Ich wusste von Anfang an, dass das faszinierend wie auch gefährlich war. Setzte ich doch alles auf eine Karte, nicht wissend, ob das auch wirklich im Leben auf Dauer trägt. Ich dachte immer: Ich bin doch ein Mensch und sah dann die Vielen, die andere Lösungen für ihr Leben und ihre Fragen fanden. Schließlich habe ich mich innerlich durchgerungen und „Ja“ zu diesem inneren Angerührtsein durch Gott gesagt. Ich weiß noch sehr genau, dass es ganz viele gab, die davon überzeugt waren, dass ich den richtigen Weg gehen würde, aber genau so viele mich zurückhielten, mir dies sagten und mich ständig kritisch befragten; dies galt sowohl für mein mögliches zukünftiges Priestersein als auch für das Leben im Zölibat. Was hat mich in diesen Zeiten, außer der eigenen Verbindung mit Gott, wirklich gehalten und getragen? Das war die Erfahrung, nicht allein zu sein, sondern mit Vielen einen gemeinsamen Weg zu gehen. Diese Erfahrung der Gemeinschaft trägt mich auf verschiedene Weise bis heute. In allen verschiedenen Aufgaben, die ich bisher gehabt, und angesichts der verschiedenen Lebensorte, an denen ich gearbeitet und gewirkt habe, habe ich gelernt: Christsein geht nicht allein, Christsein braucht Gemeinschaft.

Heute erinnere ich mich dabei jedoch noch an etwas anderes, dass in mir, nämlich mit der zunehmenden Sicherheit, diesen Weg versuchen zu sollen, die Sehnsucht nach einer Begegnung mit Jesus größer wurde. Ich kann heute noch nicht genau beschreiben, was das war, nur sagen, dass es so etwas wie eine Sehnsucht war, Jesus zu begegnen. Da ich immer ein Mensch war, der neugierig und wissend sein will, habe ich die Bibel gelesen, mich

mit der Philosophie beschäftigt und Menschen nach ihrem Weg befragt. Dabei ist in mir die Einsicht gewachsen, die mich ebenso bis heute trägt, nämlich meine persönliche Beziehung zu Jesus, die schon alle möglichen Stadien, von größter Nähe bis zur allergrößten Ferne, durchgemacht hat. Ohne diese beiden Größen, die innere Beziehung zur Gemeinschaft der Kirche, also derer, mit denen ich glaube, und die persönliche Beziehung zu Jesus Christus selbst, hätte ich meine Berufung nicht leben und ihre Prüfungen nicht wagen können; ohne beides stünde ich heute nicht hier. Im Motto von heute „Geh(t)!" ist diese, meine doppelte Lebensbewegung mit Jesus gut zusammengefasst.

II.

Das Motto des Weltjugendtages ist ein Motto, das zur Dynamik und Bewegung aufruft. Darin ist das Motto Jesus selbst treu, der immer wieder seine Jünger aufgefordert hat, zu den Menschen zu gehen. Er hat dies zugleich mit der Aufforderung verbunden, es zumindest zu zweit zu tun (vgl. Lk 10), und er hat vor allem diejenigen gesandt, die er selber bei sich haben wollte, wie das Evangelium es sagt (vgl. Lk 10). Hier wird schon im Evangelium deutlich, dass das Gehen als aktive Bewegung und Dynamik für jeden von uns Christen das Zuhause-sein bei Jesus braucht und d. h. bei Gott.

III.

Diese Dynamik und dieses Gehen, das mit Jesus und mit der Gemeinschaft derer, die mit uns glauben, zu tun hat, ist mir noch vor Wochen durch den Sinn gegangen, als ich während der 72-Stundenaktion des BDKJ in unserem Bistum in Bottrop gewesen bin und auf der Abschlussveranstaltung vor unserem Bischofshaus in Essen gesprochen habe. Da wurde mir deutlich, dass das Gehen und die Dynamik, die Jesus von uns möchte, eine ist, die nur mit anderen zusammen geht. Dabei werden diejenigen dabei sein, die von innen her ganz überzeugt sind. Da sind diejenigen dabei, die nur mitgehen, weil es andere gibt, die gehen; dann sind diejenigen dort, die eher neugierig sind und sich gerne für andere einsetzen und ohne eine solche Initiative nie auf den Weg kämen. Und dann sind schließlich diejenigen dabei, die einfach nur wach für andere da sein wollen. Als ich dies sowohl bei der Heiligen Messe in der Propstei St. Cyriakus in Bottrop als auch bei der Abschlussveranstaltung vor dem Dom und dem Bischofshaus bei uns in Essen erlebte, war mir klar: Der Aufruf Jesu, zu den Menschen zu gehen, ist ein Ruf in die Weite und in die Offenheit. Die Kirche, also wir als Glaubende, sind gerufen zu solcher Weite und Offenheit, damit möglichst viele Menschen mitgehen und nicht allein oder gar auf der Strecke bleiben.

IV.

Im Rückblick auf meinen eigenen Weg ist mir dabei auch deutlich geworden, dass ich in den verschiedenen Etappen intensive Glaubensgruppen hatte und auch heute habe, mit denen ich meinen alltäglichen Glauben teilen kann. Es gibt einen Bibelkreis aus meinen Kaplanszeiten, mit dem ich mich schon seit dreiundzwanzig Jahren regelmäßig einige Male im Jahr treffe. Diese Gemeinschaft über Jahre stärkt ungemein, sie gibt ein Gefühl der Selbstverständlichkeit und des gegenseitigen Vertrauens, das im Glauben stärkt. Wir haben schon viel Schönes miteinander erlebt, auch viel Schweres miteinander getragen. So „geht“ sprichwörtlich Glaube: nicht allein, sondern in Gemeinschaft, die mit trägt. Je länger, desto mehr bin ich der festen Überzeugung, dass wir unter heutigen Bedingungen in unserem Land solche Glaubensgruppen brauchen. Da ist Kirche ganz nahe und als Nähe erfahrbar, da teilt sich uns Gott durch Jesus im geteilten Glauben, sei es im Glaubensgespräch, sei es im alltäglichen Miteinander, ganz selbstverständlich mit.

V.

1. Seit einiger Zeit gibt es auch in unserem Bistum die Bewegung „Nightfever“, die seit dem Weltjugendtag in Köln aufgekommen ist. So auch in unserem Dom in Essen. Aber auch in St. Peter und Paul in Bochum und an anderen Orten sind es junge Leute, die andere Menschen auf der Straße ansprechen und ihnen eine Kerze, ein kleines Teelicht überreichen und sie in die Kirche bitten. Dort sollen sie das Kerzenlicht anzünden, ihre Anliegen vor Gott tragen und still werden. Auf dem Altar steht derweil die Monstranz mit dem eucharistischen Jesus. Dies ist eine Form von Mission, die ganz einfach ist und alle Menschen ansprechen kann. Ich habe schon die „buntesten“ Leute und auch die unterschiedlichsten erlebt, die mit ihrer Kerze zum Beten gekommen sind. Nie hätten sie sonst den Weg zu uns gefunden. Hier „geht“ sprichwörtlich wiederum der Glaube durch die Kirche zu den Menschen und bringt sie auf eine ganz schlichte und einfache Weise vor Gott, oft weit über den Raum des Christentums und des gläubigen Lebens hinaus.

VI.

2. Wie viele von Euch wissen, gehöre ich seit einiger Zeit zur „Community“ von Facebook. Ich habe mir lange überlegt, ob ich dies tun sollte, und auch so manchen Ratschlag dafür erbeten. Schließlich ermutigt, bin ich dabei. Hier wird mittels eines einfachen modernen Kommunikationsmittels, wie es auch das „Twittern“ ist, deutlich, dass es neue Formen von Vergemeinschaftungen gibt, die zwar nicht alles sind,

aber doch auch nicht wenig. Auf diese Weise bin ich und sind wir auf vielfältige Art so miteinander verbunden, wie wir es sonst nicht wären. Die Möglichkeiten, jenseits aller Oberflächlichkeiten deutlich zu machen, dass wir als Menschen mit hohem Interesse an den anderen im Glauben und sonst miteinander verbunden sind, zeigen sich da auf eindrückliche Weise. Positiv und nicht negativ gewendet, entstehen hier Möglichkeiten von Gespräch und Dynamik, von Kommunikation, wie sie wesentlich ist. So manches Mal habe ich schon gedacht: Wir sprechen so oft von „Glaubensweitergabe". Viel besser ist es, von „Glaubenskommunikation" zu reden, weil hier der Funke wirklich überspringen kann. Auch so also „geht" der Glaube und die Botschaft des Evangeliums zu den Menschen, jenseits aller gewohnten Ordnungen und Rituale, jenseits aller alltäglichen Gewohnheiten und des Erwarteten.

VII.

Als ich Priester wurde, habe ich mir ein ganz wichtiges Wort aus dem Lukasevangelium für mein Priesterleben ausgewählt. Es ist das erste Wort, das Jesus öffentlich im Lukasevangelium spricht. Dabei zitiert er den Propheten Jesaja (Jes 61) und sagt: „Ich bin gekommen, den Armen das Evangelium zu verkünden" (Lk 4,18). Jesus selbst spricht von sich in einer Dynamik, die er später auf seine Jünger überträgt. Seine Dynamik kommt aus seiner Sendung, die er von Gott, seinem Vater, hat. So wird der gute Geist sichtbar, in dem er lebt und den er weiter gibt. Dies ist der Geist der Kirche, dies die Dynamik des „Gehens". In alle Formen von Armut, die wir Menschen kennen, seien sie geistig, geistlich, materiell oder sonst wie, will Jesus mit seinem Evangelium durch uns kommen. Eine Verheißung, die trägt, die anspornt und nicht ruhen lässt. Es ist das Geheimnis der Liebe, die Jesus um Gottes willen zu den Menschen hat, die herausgehen lässt, um zu den anderen hinzugehen. Das gilt für mich – und meiner Überzeugung nach für uns alle –, die wir Christen sind: Herauszugehen aus uns und hinzugehen zu den Menschen, um sie in die Begegnung mit Gott zu führen, um sie empfänglich zu machen für die Berührung durch Gott.

VIII.

Von hierher möchte ich Euch nun mit einigen Fragen in die Stille und in Euren persönlichen Austausch schicken, um dann mit Euch ins Gespräch zu kommen.

1. Welchen Stellenwert hat für Euch die Gemeinschaft, die Ihr in der Kirche erfahrt? Dies geschieht auf vielfältige Weise und zu unterschiedlichsten Zeiten. Welche Gemeinschaft hat Euch schon wesentlich mitgetragen und welche tragt Ihr mit? Wel-

che Gruppe ist Euch besonders wichtig? Ohne welche Gruppe wärt Ihr gar nicht mehr da als Christen mitten in Eurer Gemeinde, in unserer Kirche?

2. Wie sieht es um Eure persönliche Beziehung zu Jesus Christus aus, um Eure Beziehung zu Gott, der in Jesus Christus bei Euch ist?
3. Jesus will, dass wir als Kirche zu den Menschen gehen. Auf welche Weise geht das am besten? Wo seht Ihr heute die großen Chancen, dass wir als Christen bei den Menschen sind und zu ihnen kommen? Wo seht Ihr die größten Hindernisse, die es uns unmöglich machen, bei den Menschen zu sein und bei ihnen anzukommen?

Familie als Heimat und Haus Gottes

Franz-Josef Overbeck

Predigt im Pontifikalamt anlässlich der Woche der Begegnung in der Akademie Klausenhof in Hamminkeln-Dingden am 17. September 2013

Texte: Weish 8,1-6;
Mt 25,1-13.

Liebe Mitbrüder im geistlichen Amt, liebe Schwestern und Brüder,
liebe Soldatinnen und Soldaten, liebe Festgemeinde!

I.

„Familie“ ist eines der großen Kennworte jeder Gesellschaft. Es gehört zu den „Zeichen der Zeit“. Die Familie gehört zum Kernbestand jeder gesunden Gesellschaft wie auch der Kirche. Ohne Familien können weder ein Gemeinwesen noch der Staat noch die Kirche existieren. Soziologisch und sozial gehört die Familie in die Mitte der Gesellschaft und bedarf ihrer Achtung und ihres unbedingten Schutzes. Die Familie ist dabei unter heutigen Bedingungen einem großen Wandlungsprozess unterzogen. Das so genannte klassische Familienbild, bestehend aus Vater, Mutter, Kindern und anderen Verwandten, spielt heute noch eine große Rolle, allerdings nicht mehr die einzige. Auch allein erziehende Mütter und Kinder bilden Familie, wenn auch differenzierter. Auch so genannte „Patchwork-Familien“, wie sie heute immer öfter vorkommen, gehören dazu. Das große Leid und die Herausforderungen in den Situationen von Trennung und Scheidung, so nicht selten in den Familien von Soldatinnen und Soldaten sind bekannt. Sie betreffen ganz viele.

II.

Der Familienbegriff ist für uns als Kirche zudem ein Begriff, der über die natürliche Familie weit hinausgeht. Wir beschreiben auch die Kirche als Familie; sie ist die Familie Gottes. Damit wird gesagt, dass die Kirche ein Beziehungsnetz ist, in dem alle Gläubigen durch Taufe und Glaube wie durch die Kirche zusammengehalten werden. Auch die Fa-

milie Gottes, die Kirche, unterliegt großen Wandlungsprozessen. Es wird auf Zukunft zu den großen Themen gehören, wie das Einander von Glaube und Kirchenstruktur unter heutigen postmodernen Bedingungen gestaltet werden kann, so wie wir es z.B. an den großen Themen „Glaube und Vernunft" bei Papst Benedikt XVI. gesehen haben und zur Zeit bei Papst Franziskus bei den großen Themen „Glaube, Gerechtigkeit (und Armut)" sehen können. Die Kirche als Familie Gottes beschreibt im Bild, was die Heilige Schrift, vor allem der Apostel Paulus mit seinen verschiedenen Mahnungen im Blick auf das Leben der Familie in seinen Briefen verschiedentlich ausführt. Dabei geht es um die Familie als Heimat und Haus Gottes, deren Haupt Christus ist. Die Familienordnung der Kirche hat ihren Hauptbeziehungs- und Ordnungspunkt in Jesus selbst. Er mit seiner selbstlos schenkenden Liebe ist die Mitte der Kirche und damit das Gesetz der Kirche als Familie Gottes. Die Kirche lebt von der Hingabe und davon, dass alle, die kraft Glaube und Taufe zu ihr gehören, das Gesetz der Liebe und die Haltung des selbstlosen sich Schenkens zur Mitte ihres Lebens machen. Dabei hat die Kirche als Familie Gottes einen wichtigen Auftrag im Dienst an den Menschen hinsichtlich der geistigen, sittlichen wie auch religiösen Werte und Tugenden, die das Leben und den Alltag prägen. Von hier her versteht sich die Kirche als Familie Gottes, die in ihren Grundzügen zeigt, was für jede natürliche Familie als lebendige Gemeinschaft der Eltern mit ihren Kindern und Verwandten zeigen soll. Sie ist im dialogischen Miteinander aller Beteiligten die „Zelle" der menschlichen Gesellschaft, die nicht für sich lebt, sondern immer in Gemeinschaft mit vielen anderen und ausgerichtet auf sie.

III.

Angesichts der unterschiedlichen Familienbilder der Tradition und der Vergangenheit stehen wir heute auf Grund der wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen innerhalb der Neubestimmungen der Bedeutsamkeit von Sexualität, Partnerschaft, Beziehung, der Bildung für Männer und Frauen wie auch der Digitalisierung und Globalisierung an der Schwelle zu einer neuen Zeit. Die Herausforderungen für alle Familienzusammenhänge, die bei den Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr eine Rolle spielen und für die wir in der Seelsorge nicht nur ein offenes Ohr, sondern auch viel Kraft zur Begleitung und Orientierung aufbringen, sind vielfältig. Die Auslandseinsätze und die neuen Herausforderungen an die sittlichen Entscheidungen im Blick auf die Anwendung von Gewalt bei solchen Einsätzen und des Erleidens von Gewalt sind groß. Das hat viele Folgen für die Familien, die getrennt von einander lange Zeiten zubringen und sehen, dass sich die Dynamik ihres alltäglichen Lebens verändert, andere Formen von Selbstständigkeiten erlangt und geprägt ist von unterschiedlichen, großen Herausforderungen im Beziehungsnetz der Familie usw.!

In einem solchen weiten Panorama gilt es für uns als Kirche, den Familienbegriff so zu bestimmen, dass darin wesentliche Zielperspektiven, gerade wegen der Hoffnung auf gelingendes Leben in Ehe und Partnerschaft deutlich werden müssen. Dies gilt sowohl für das Wohl der Ehepartner und das der Kinder als auch für die Vereinbarkeit von Familienleben mit beruflichen herausforderungsvollen Situationen wie schließlich für die Frage, welche Bedeutung der Glaube und das Leben mitten in der Kirche dafür haben. In diesem Zusammenhang ist es notwendig, davon zu sprechen, dass Familien immer ein auskömmliches Einkommen brauchen und wirtschaftlich gesichert leben können müssen. Es bedeutet, vielen unter den Belastungen der heutigen alltäglichen Lebenssituationen Möglichkeiten des Beistands und der Hilfe im sozialen wie im ganz persönlichen Leben zu bieten, wie sie z. B. durch Begleitung, durch Seelsorge, durch therapeutische Maßnahmen etc. geschehen. Schließlich ist es Aufgabe der Kirche, unter den Soldaten zu helfen, die Kraft des Glaubens als Klammer und die Beziehung zu Gott als Quelle und Brunnen für gelingendes Leben aufzuschließen. Der gemeinsame Bezug aller in der Familie auf Gott, wie unterschiedlich er auch ist, ist in der Regel heute unselbstverständlich. So wird die Bedeutung der Gemeinde und der Kirche größer, Familienzusammenhänge mit dem Zeugnis des Glaubens und der Gottesbeziehung zu stärken und zu stützen. Denn wir Christen gehen davon aus, dass jedes Lebensprojekt nicht nur aus eigener Kraft gelingt, sondern vor allem unter dem Segen Gottes und mit seinem Beistand gedeiht und wächst.

IV.

Im heutigen Evangelium, das vom Fest der hl. Hildegard stammt, ist im 25. Kapitel des Evangelisten Matthäus von den klugen und törichten Jungfrauen die Rede, die auf den Bräutigam warten (Mt 25,1-13). Welcher Qualität ist das Öl in den Krügen der klugen Jungfrauen, das trotz langer Wartezeit auf den Bräutigam nicht ausgeht? Es ist, im bildlichen Sinne gesprochen, das Öl der Aufmerksamkeit, das nicht ausgeht und warten lässt. Es ist das Öl der Beziehungsfähigkeit, das die Sehnsucht nährt. Es ist das Öl des Glaubens, das damit rechnet, dass Gott vollendet, was der Mensch beginnt. All das scheinen die törichten Jungfrauen nicht in ihren Krügen zu haben. In Familien ist gerade im Blick auf den Glauben ein solches Öl notwendig, nämlich Aufmerksamkeit, Wachsamkeit und Beharrlichkeit, Beziehung zu Gott und Geduld. Diese Haltungen gehören zum Kanon christlichen Lebens, das sich in der wichtigsten Form ihrer Gemeinschaft, nämlich in der Ehe und Familie bewähren kann und muss. An Jesus selbst ist zu sehen, was es bedeutet, aufmerksam, wachsam und beharrlich wie auch geduldig zu leben und zu sein. Dabei zeigt uns gerade das Evangelium, dass diese Haltungen im Blick auf das Öl der klugen Jungfrauen nicht einfach teilbar sind. Die klugen Jungfrauen können den törichten von ihrer Aufmerksamkeit nicht einfach geben, diese müssen sie selber lernen. Gleiches gilt für die Beharrlichkeit im Glauben, für die Wachsamkeit und die Geduld.

Hier wird sichtbar, wie unvertretbar im Blick auf die Verbindung zwischen normalen Lebenssituationen und den Haltungen des Glaubens, die Entscheidungen und die Verantwortung der einzelnen sind, die als Christen leben wollen. Die Familie ist dafür ein natürlicher wie bevorzugter Lebensort.

V.

All dies gilt noch einmal zugespitzt, wenn wir, gerade angesichts der konkreten politischen Entwicklungen der letzten Wochen, auf das Drama der Flüchtlinge und der Kriegsopfer in Syrien schauen, auf die vielen unschuldigen Opfer sinnlosen Terrors und brutaler Gewalt aller Seiten, auf die Verlierer der sinnlosen wie harten Kämpfe zwischen verschiedenen Religionen und Lebensanschauungen. Welche Opfer unter den Familien sind nicht schon gebracht worden? Bald wird es keine Familie in ganz Syrien mehr geben, die nicht Tote und Opfer dieser sinnlosen und schon zu lange andauernden Gewalt zu beklagen haben. Die Stimme der Kirche, so wie sie Papst Franziskus eindeutig und unbeugsam am Samstag, dem 7. September 2013 in der Gebetswache auf dem Petersplatz zum Ausdruck gebracht hat, erinnert an den Wahnsinn der Gewalt, die zerstörerisch ist, nicht nur für die konkreten kämpfenden Parteien, sondern für alle. Die Familien sind oft die langfristigen wie auch die ersten Opfer dieser Kainslogik, die sich nicht zum Hüter des Bruders und der Schwester macht und Abel erschlägt. Darum ist alles zu tun, um Krieg zu vermeiden, sinnlose Interventionen zu unterlassen, auch um Familien u. a. zu schützen sowie eine Situation der Befriedung zu schaffen. Das Völkerrecht ist unbedingt zu akzeptieren, um eine Neuordnung des Zusammenlebens zu schaffen. Wir sehen heute deutlich, wie wenig es ein Zeit enthobenes Verständnis von Gewalt und Recht und deren Zuordnung zueinander gibt. Eines der obersten Prinzipien muss sein, dass alle und alles dem Frieden dient. Ich bin davon überzeugt, dass wir heute als Kirche und als überzeugende, Verantwortung in der Welt übernehmende Christen mit Mut und hohem Anspruch Wegweisendes zu den Fragen der Menschen und der Gesellschaft im Blick auf den Frieden sagen können und müssen, der konkret das Wohl der Familie in den Blick nimmt und dabei so verständlich ist, dass die Welt es nicht überhören kann! Dabei wird unter heutigen Bedingungen erst recht deutlich, dass wir einen neuen Zugang zum Verstehen menschlicher Sündhaftigkeit und Bosheit brauchen, die als Möglichkeit durch die Freiheit eines jeden Menschen vorhanden ist, aber gleichzeitig umfangen wird, so glauben wir, von Gottes Vorsehung und seiner liebenden Nähe. Diese Vorsehung Gottes ist das Grundlegende, das alle umfängt. Doch jeder Mensch weiß, dass er Sünder ist, eben nicht perfekt, sondern gottesbedürftig, weil verführbar und immer wieder aufgerufen, sich für das Gute zu entscheiden. Denn wenn sich heute so viel Grundlegendes im Menschsein und im Leben der Familie, also im individuellen wie im sozialen Raum der Welt, verändert, dann ist das immer eine Einladung, die grundlegenden Perspektiven der Ordnung

des Zusammenlebens und ihrer Fundamente neu zu beschreiben. Gerade angesichts eines solchen mörderischen Konfliktes, wie wir ihn zurzeit in Syrien sehen, zeigt dieser, was sich – Gott sei es geklagt – in vielen Regionen der Erde immer wieder an Problemen offen legt. In allem muss dabei sehr konkret ethische Unterscheidungsfähigkeit, die zu einer verantwortlichen Handlungsfähigkeit führt, gefördert werden. Der erste Raum, dieses zu lernen und zu üben, ist die Familie. Der Raum der Kirche als Familie Gottes zeigt, wie der Glaube selbst verantwortungsethische Kriterien und verantwortungsvolles Handeln stärken, stützen wie formulieren und motivieren kann. Schließlich geht es dabei darum, in der Gestaltung eines normalen alltäglichen Lebens als Christ davon überzeugt zu sein, dass alles menschliche Tun und Lassen von der Gegenwart Gottes, seiner Kraft und seiner Wirkmächtigkeit unterfangen, gestützt und geprägt ist. Insofern gibt es einen Familienbegriff, der die Familie als Zelle der Gesellschaft und der Kirche als Familie Gottes beschreibt und die Weltgemeinschaft als Familie versteht, die in Verantwortungszusammenhängen zu denken und zu leben hat, deren letzter Grund das Wohl der einzelnen wie das Wohl aller ist, das sich nicht der Leistung der Menschen, sondern Gott verdankt. Das ist ein echtes „Zeichen der Zeit".

Ich wünsche der Familie als Zelle von Kirche und Gesellschaft, der Kirche als Familie Gottes und der Familie der Weltgemeinschaft viel Öl in den Lampen, das aus Aufmerksamkeit, Wachsamkeit, Beharrlichkeit und Glauben und aus dem bescheidenen wie demütigen Bewusstsein stammt, dass Gott vollendet, was der Mensch beginnt. Amen.

„Worauf der kirchliche Fokus zu richten ist, zielt auf den ‚Status quo ante' ab"

Franz-Josef Overbeck

Militärbischof Dr. Franz-Josef Overbeck zur Bundestagswahl 2013 und die Erwartungen der „Kirche unter Soldaten" an den 18. Deutschen Bundestag

Interview in Kompass, der Zeitschrift des Katholischen Militärbischofs für die deutsche Bundeswehr (09/2013)

Kompass: Sie werden als Militärbischof der „Kirche unter Soldaten" nach den Bundestagswahlen weiterhin am öffentlichen Diskurs in verschiedenen Themenfeldern mitwirken. Welche Akzente und Schwerpunkte werden Sie dabei setzen?

Militärbischof Overbeck: Die Erfahrung lehrt, dass Schwerpunkte und Akzente durch die Politik selbst gesetzt werden. Unter den Bedingungen einer globalisierten Welt werden die Sachverhalte, um die es geht, zunehmend komplexer und verhalten sich zueinander in großen Zusammenhängen. Ich möchte hier eine für den Dienst der Soldatinnen und Soldaten folgenreiche politische Entscheidung in den Blick nehmen: Das militärische Engagement der internationalen Schutztruppe ISAF wird 2014 beendet. Die Prozesse der Übergabe der Sicherheitsverantwortung an die afghanische Regierung sind im vollen Gang. Dies bedeutet zugleich, auch einen tragfähigen politischen Kompromiss mit allen gesellschaftlichen Gruppen Afghanistans im Blick auf die Zukunft zu suchen.

Das heißt auch, die unter dem Begriff „Taliban" zusammengefassten militanten Aufständischen in einen solchen politischen Prozess einzubinden. Worauf der kirchliche Fokus zu richten ist, zielt auf den „Status quo ante" ab. Konkret gesprochen meint dies: Wie wird die innerstaatliche Situation und vor allem auch die Situation für die Menschen in Afghanistan auf Dauer aussehen? Wird sich ein Zustand einschleichen, der vergleichbar ist mit dem, wie er sich vor der Intervention zeigte? Was hat das internationale Engagement in Afghanistan gebracht? Sind mehr Stabilität und Sicherheit für die Menschen und eine halbwegs wirtschaftliche Prosperität in Afghanistan auf Dauer hergestellt worden?

Die Soldatinnen und Soldaten fragen, ob es sich „gelohnt" hat; fragen sie sich doch zu Recht, ob es sich für solch vage Aussichten lohnt, das eigene Leben zu riskieren. Es gehört zu einer ehrlichen Analyse, Risiken zu benennen und die Gefahr eines Scheiterns nicht zu verharmlosen. Gleichzeitig gehört zu einer realistischen Betrachtung der Lage aber auch, die Chancen zu sehen und zu bewerten. So muss auch in Zukunft Raum zu schaffen sein für eine politische Entwicklung, die die afghanische Zivilbevölkerung in ihrem tägli-

chen Überleben in den Blick nimmt. Dabei geht es um die Ausbildung der afghanischen Armee, die Polizeiausbildung und Mittel für den zivilen Aufbau. Auf all dies werden Antworten zu geben sein. Die Militärseelsorge kann für die deutschen Soldatinnen und Soldaten vor allem ethische Perspektiven eröffnen und in Kooperation mit anderen Einrichtungen in Kirche, Staat, Politik und Gesellschaft, ein Forum zur Beantwortung dieser auch für das Selbstverständnis der Soldatinnen und Soldaten wichtigen Fragen bieten.

Kompass: Wie stellen Sie sich in der Seelsorge auf die Veränderungen in der und für die Bundeswehr ein? Wo werden Schwerpunkte liegen?

Militärbischof Overbeck: Die Bundeswehr selbst befindet sich mitten im Prozess ihrer Neuausrichtung und richtet sich auf das veränderte sicherheitspolitische Umfeld aus, muss sich aber zugleich den gesellschaftlichen und finanziellen Strukturen anpassen. Mir geht es als Militärbischof darum, die damit einhergehenden Veränderungen als Chancen zu begreifen. Es macht wenig Sinn, sich Zustände zu wünschen, die mit den Realitäten von heute nicht mehr korrespondieren. Bei aller Einsicht in die Notwendigkeit, Strukturanpassungen in den deutschen Streitkräften im Interesse der Sicherheit vornehmen zu müssen, will ich doch als Militärbischof auf drei Aspekte hinweisen, die mir wichtig sind:

Die zunehmende Pluralität der Glaubenshaltungen, sehr verschiedene Religionszugehörigkeiten und Lebens- wie Sinndeutungen finden wir auch in den deutschen Streitkräften vor. Der zu registrierende, deutlicher werdende Verzicht unter den Soldatinnen und Soldaten auf den Gottesdienst und den sakramentalen Dienst der Kirche in den Einrichtungen der Bundeswehr bedarf einer Antwort durch die Militärseelsorge. Als Militärbischof sehe ich darin die Aufgabe, Glaubens-, Lebens- und Sinnfragen neu zu beantworten. Pastoralpläne in der Militärseelsorge, die ich in Auftrag gegeben habe, werden nicht Bestandsaufnahmen sein, die darauf abzielen, alte Zustände wieder herzustellen, sondern sind nach vorne gerichtete Zukunftspläne. Ziele, Mittel und Wege gilt es daraufhin in der Militärseelsorge neu auszurichten. Dies schließt ein neues Nachdenken über die Aufgaben der geweihten Priester mit ein, deren Zahl geringer werden wird. Außerdem wird daran zu arbeiten sein, die Vereinbarkeit von Familie und Partnerschaften mit den Notwendigkeiten des soldatischen Dienstes verträglicher zu gestalten. Und letztlich gilt es, wiederum im Zusammenwirken mit den Verantwortlichen, mit dafür Sorge zu tragen, dass ehrenamtliches Engagement der Soldatinnen und Soldaten in der „Kirche unter Soldaten“ nicht nur gewünscht ist, sondern auch die bewusste Förderung durch die Politik und die Bundeswehr erfährt.

Kompass: Justitia et Pax erinnert in ihren Formulierungen für die Bundestagswahl 2013 an eine „Schutzpflicht der internationalen Gemeinschaft“ und erwartet „ein umfassendes Konzept deutscher Friedens- und Sicherheitspolitik, in das der militärische Anteil nachvollziehbar eingeordnet wird.“ Liegt ein derartiges Konzept auch im Interesse der Kirche in Deutschland und speziell der Kirche unter Soldaten?

Militärbischof Overbeck: Politische Konzeptionen, die darauf abzielen, Gewalt in den internationalen Beziehungen und innerhalb der Staaten selbst zu verhindern, zu minimieren und letztendlich zu verbannen, liegen in einem allgemeinen Interesse. Konzepte, die den Einsatz von Gewalt ausschließen und damit für ein Mehr an Gerechtigkeit sorgen, sind in ihren Zielen immer zu begrüßen; es lohnen sich alle Anstrengungen, diesen zum Erfolg zu verhelfen. Jedoch kann auch mit Blick auf die Schutzpflicht der internationalen Gemeinschaft resümiert werden: Nicht immer steckt ein gemeinsamer politischer Wille dahinter, sondern oft ein Übergewicht partikularer Interessen. Einige Mitgliedstaaten in den Vereinten Nationen haben, nach wie vor, erhebliche Vorbehalte und rekurrieren auf den Gedanken der jeweiligen Staatssouveränität und den Grundsatz, dass sich kein Staat in die Angelegenheiten anderer Staaten einmischen darf. Die Souveränität der Staaten korrespondiert jedoch zugleich positiv mit der staatlichen Pflicht, die Staatsbürger in jeder Hinsicht zu schützen. Die Pflicht zu schützen richtet sich demnach zuerst an die Staaten und deren Autoritäten selbst. Die Charta der Vereinten Nationen kennt im Falle des Versagens der eigenen staatlichen Schutzpflicht die Kapitel VI und VII, denen das UNO-Dokument „Responsibility to Protect" in moralischer Hinsicht Dringlichkeit verleiht. Es bringt, gleichsam positiv formuliert, den Sicherheitsrat der Vereinten Nationen unter einen zusätzlichen Zug- und Begründungszwang.

Das besondere Interesse der Kirche und der „Kirche unter Soldaten" an einer kollektiven Schutzpflicht im Falle extensiver Verletzungen der universal gültigen Menschenrechte liegt darin begründet, dass die dem Menschen zugewiesene Würde in seiner Gottebenbildlichkeit verankert ist. Diese spezifische Sicht der Kirche schließt mit ein, dass ein Einsatz militärischer Gewalt zum Schutz der Menschenrechte ausschließlich als äußerstes Mittel in Frage kommen kann. Es besteht immer die Pflicht des Abwägens der miteinhergehenden Übel. Das äußerste Mittel ist eben nicht in einer zeitlichen Perspektive zu sehen, das einzusetzen nur erlaubt sein kann, wenn alle anderen Mittel erschöpft sind. Es gilt, die „Schutzverantwortung der internationalen Gemeinschaft" nicht auf das Militärische eng zu führen und daraufhin zu fokussieren, sondern präventive und frühzeitige, diplomatische, juristische, politische wie wirtschaftliche Initiativen zu ergreifen, um zu verhindern, dass militärische Schritte folgen müssen.

Kompass: Nun hat die Bundesregierung seit 29. Juni 2013 mit ihrem Kabinettsbeschluss das Vorhaben zur Beschaffung bewaffneter Drohnen dem neuen Deutschen Bundestag anvertraut. Sie haben gemeinsam mit dem Vorsitzenden der Deutschen Kommission Justitia et Pax, Bischof Dr. Stephan Ackermann, zur Drohnenfrage ernste ethische Fragen aufgeworfen. Was wäre nun Ihr Rat und welche Erwartungen haben Sie in diesem Zusammenhang?

Militärbischof Overbeck: Es hat den Anschein, dass unsere Einlassungen und die anderer Ethiker und Völkerrechtler dazu führten, dass vorerst von einer abschließenden Entscheidung über die Anschaffung unbemannter bewaffneter Drohnen für die Deut-

sche Bundeswehr abgesehen wird. Deshalb besteht nun die Chance, im kommenden Deutschen Bundestag das zu realisieren, was Bischof Dr. Ackermann und ich bereits im Februar 2013 vorgeschlagen haben: eine öffentliche Diskussion zu führen, ein Hearing zu den ethischen, rechtlichen, sicherheitspolitische Strategien betreffenden Fragen, die mit der Beschaffung unbemannter bewaffneter Drohnen verbunden sind, zu veranstalten. Es gibt nicht wenige problematische Folgen und Nebenwirkungen, die ernsthaft öffentlich in die Debatte gehören. Meine Erwartungen zielen darauf ab, Sorge dafür zu tragen, vor Anschaffung dieser Waffensysteme tragfähige Antworten und Perspektiven daraufhin zu formulieren. Dies gerade auch aus Verantwortung gegenüber den Soldaten.

Das Interview führte Josef König.

„Menschenwürde kommt von Gott“

Franz-Josef Overbeck

Interview mit dradio am 3. August 2013

Franz-Josef Overbeck, seit 2009 Bischof von Essen, steht für den Generationswechsel im Klerus. Seit 2011 ist der 49-Jährige als Militärbischof auch für die seelsorgerische Betreuung der Soldaten verantwortlich. Frieden, sagt Overbeck, dürfe als Ultima Ratio auch mit Gewalt erzwungen werden.

Deutschlandradio Kultur: Franz-Josef Overbeck ist seit 2009 Bischof in Essen, seit 2011 auch katholischer Militärbischof und damit einer der beiden obersten Geistlichen der Bundeswehr. – Guten Tag, Herr Bischof.

Franz-Josef Overbeck: Guten Tag, Herr Groth.

Deutschlandradio Kultur: Sie sind vor einigen Tagen aus Rio zurückgekehrt, wo Sie am Weltjugendtag teilnahmen. Mit welchen Eindrücken kommen Sie zurück?

Franz-Josef Overbeck: Der erste und eindrücklichste Eindruck war die Euphorie, mit der Papst Franziskus empfanden worden ist, und die Freundlichkeit und Herzlichkeit mit der vor allen Dingen die Brasilianer uns alle empfangen und begleitet haben. Ich wusste von Anfang an, – so wie das damals in Köln war mit dem dann neuen deutschen Papst, so wird es jetzt auch mit dem neuen lateinamerikanischen Papst Franziskus in Rio de Janeiro sein. Das hat sich voll bewahrheitet. Seine Art auf Menschen zuzugehen, Kinder in den Arm zu nehmen und vielen nahe zu sein, hat alle sehr bewegt, vor allen Dingen auch seine konkreten Besuche – sei es in einer Favela oder sei es in einem Krankenhaus, in dem es um die Behandlung und Begleitung von drogensüchtigen Menschen geht.

Deutschlandradio Kultur: Sie sprechen ja schon Veränderungen an. Sie haben auch Benedikt erlebt. Welche neuen Akzente setzt denn der Papst vielleicht über das, was Sie gerade beschrieben haben, noch hinaus?

Franz-Josef Overbeck: Zum einen hat jeder Papst sein normales Amtsgeschäft zu besorgen, aber prägt sein Amt eben auch durch seine Persönlichkeit und Person. Bei Papst Franziskus ist sehr spürbar, dass er aus der Tradition des Heiligen Ignatius stammt und das von daher gesehen im Stile eines Jesuiten tut, was die Art und Weise seines Bezuges auf die innere Bekehrung des Einzelnen angeht und die Bedeutung sowohl von Christus und der Kirche für das Leben des Katholiken.

Deutschlandradio Kultur: Das kommt ja bei den Gläubigen offenkundig sehr gut an.

Franz-Josef Overbeck: Das tut er ja auf eine sehr menschennahe Weise, die eher von den konkreten Lebenssituationen der Einzelnen ausgeht. Das führt zu großer Resonanz. Gleichzeitig ist die Art und Weise, wie er spricht und bei den Menschen dann nahe ist, auch von Bedeutung. Das merkt man auch, weil es das Zuhören für viele sehr reich macht.

Deutschlandradio Kultur: Der neue Papst ist 76 Jahre als, aber alles andere als ruhig. Er hat keine Berührungsängste. Sie sagten es. Er geht auf die Armen und Ausgegrenzten zu. Er findet eine Sprache und er findet Themen, die die Jugend begeistert. Damit macht man sich doch wahrscheinlich im Vatikan nicht nur Freunde. Wie sehen Sie das?

Franz-Josef Overbeck: Jeder Papst hat seinen Stil. Und wir haben, das habe ich sofort nach der Wahl gesagt, jetzt einen Papst aus Argentinien mit sehr klar lateinamerikanisch geprägter Haltung zu vielen Fragen. Das zeigt, dass wir Weltkirche geworden sind – und das nicht nur durch Worte, sondern eben auch durch die Fakten. Und die Kirche wird geprägt durch Personen, erst recht natürlich die Katholische Kirche durch ihren obersten Repräsentanten, den Papst, den Heiligen Vater in Rom. Es hat immer wieder Entwicklungsschritte gegeben, die die Weltkirche betreffen und natürlich damit auch den Vatikan. Das ist jetzt auch der Fall.

Deutschlandradio Kultur: Wenn man das, was Sie jetzt gerade sagen, vielleicht übersetzt und die neue Linie mit theologisch-konservativ und sozialpolitisch global engagiert beschreibt, wäre das fair?

Franz-Josef Overbeck: Es ist zum ersten richtig zu sagen, dass es ein geistlicher Leitungsstil ist, weil Papst Franziskus sehr deutlich aus dieser ignatianisch-jesuitischen Tradition stammt, von der ich gesprochen habe. Es ist zweitens so, dass er sich da in der Theologie sehr in der Spur seiner beiden Vorgänger Johannes Paul II. wie auch Benedikt XVI. befindet und das auch deutlich macht. Das kann man vor allen Dingen auch an der Enzyklika Lumen Fidei sehen. Und es gilt schließlich auch, dass er aufgrund seiner langjährigen Tätigkeit in Buenos Aires ein hohes Gespür hat und wach ist für die Armen und deren Nöte. Das würden wir in Deutschland sicherlich mit den Fragen der Sozialethik in Verbindung bringen. Es ist aber nicht nur eine wissenschaftliche Reflektion darauf, sondern ein sehr personales und persönliches Engagement, mit dem er auch seinen bischoflichen Dienst und seinem Papst- und Bischofsamt seinen Stempel aufdrückt.

Deutschlandradio Kultur: Der Papst sucht die Nähe der Menschen. Für die Sicherheit ist ja so etwas nicht unproblematisch. Das Beispiel Johannes Pauls II. ist ja noch sehr lebendig. Machen Sie sich da manchmal Sorgen?

Franz-Josef Overbeck: Der Papst hat gesagt, er lebe unter der Vorsehung Gottes und das sei sein Gottvertrauen, das ihn trüge. Er sei immer, das finde ich schön formuliert, „ein Papst vor dem Volk, unter dem Volk und hinter dem Volk“ gewesen. Also, er habe vor ihm gestanden, unter ihm gelebt und habe es immer auch gleichsam von hinten gestärkt und gestützt. Von daher wolle er nicht, der er immer unter den Menschen gelebt habe, plötzlich in einer schusssicheren Limousine daherkommen. Diese Form der Offenheit hat ihren Preis. Es scheint ihn nicht zu kümmern, jedenfalls was ich beobachtet habe in Rio de Janeiro. Er ist immer ganz offen mit den Menschen umgegangen.

Deutschlandradio Kultur: Sie sind 49 und damit der jüngste deutsche Bischof. Ihre Berufung wurde auch als Schritt auf dem Weg zu einem Generationswechsel bezeichnet. Ist dieser Generationswechsel jetzt im Gang? Ist er fällig auf der obersten Ebene der Katholischen Kirche in Deutschland?

Franz-Josef Overbeck: Ich bin seit einigen Jahren jetzt der jüngste deutsche Diözesanbischof. Es gibt noch seit einigen Zeiten einige Weihbischöfe, die jünger sind als ich. Das ist offenkundig, dass es nicht wenige der auch großen Bischofssitze gibt, die mit Bischöfen gesetzt sind, die jetzt an die Altersgrenze kommen oder sie auch schon überschritten haben. Aber das ist ein normaler Vorgang, der uns natürlich jetzt in die neue Generation führt. Was das auf Dauer heißt, ist jetzt noch nicht abzusehen. Aber es zeigt sich deutlich, dass eine nächste Generation die Verantwortung übernimmt.

Deutschlandradio Kultur: Aktives Eintreten für die Nöte der Menschen, wir haben im Zusammenhang mit dem Papst darüber gesprochen, das gilt natürlich auch hier ganz konkret für Ihre Diözese – die Sorge um den Arbeitsplatz. Als der Aufsichtsrat von Opel im Januar von der Bochumer Belegschaft einen Lohnverzicht forderte, sprachen Sie, wenn ich das richtig gelesen habe, „von einem Erpressungsversuch“. Also, auch hier ganz konkret die Kirche im Sinne des Papstes bei den Schwächeren?

Franz-Josef Overbeck: Das Bistum ist immer schon ein Sozialbistum gewesen. Und so haben sich alle Essener Bischöfe, von meinem ersten Vorgänger angefangen bis zu mir, als diejenigen verstanden, die gerade denen, die in diesen schwierigen Entwicklungsprozessen zu den Verlierern gehören, eine Stimme geben. Das tue ich auch immer wieder und mache das sehr deutlich. Da liege ich in völliger Selbstverständlichkeit auf einer Linie schon mit Papst Johannes Paul II., Papst Benedikt XVI. wie auch jetzt mit Papst Franziskus.

Deutschlandradio Kultur: Also, Einmischung in Politik und wirtschaftliche Missstände gehört zu den ursprünglichen Aufgaben der Kirche?

Franz-Josef Overbeck: Das Christentum ist eine öffentliche Religion und hat in ihrer Mitte die Liebe zu Gott und zu den Menschen. Von daher gesehen ist sie eben auch politisch.

Deutschlandradio Kultur: Sie kommen aus Marl. Marl ist nicht weit von Essen. Das heißt, Sie sind nach Kardinal Hengsbach der zweite Ruhr-Bischof, der tatsächlich hier in der Region geboren wurde. Hilft das im Umgang mit den Menschen?

Franz-Josef Overbeck: Kardinal Hengsbach kam aus dem Sauerland, nicht aus dem Ruhrgebiet,…

Deutschlandradio Kultur: … nicht so weit weg.

Franz-Josef Overbeck: … während ich ein wirkliches Kind des Ruhrgebietes bin, allerdings eben aus einer Region, die zum Bistum Münster gehört. Mir selber wird sehr deutlich, dass diese Weise des Miteinanders hilft, die Geschichte der Menschen besser zu begreifen. Aber die Geschichte der Diözesen ist immer sehr unterschiedlich, so dass es auch schon noch wieder einen Wechsel damals war von Münster nach Essen.

Deutschlandradio Kultur: Herr Bischof, in dieser Woche stand Verteidigungsminister de Maiziere vor dem Untersuchungsausschuss, der die umstrittene Beschaffung der Drohne Euro Hawk aufklären will. Jetzt mal unabhängig von diesem gescheiterten Projekt will die Bundesregierung am Einsatz von Drohnen ja festhalten. Welche Fragen stellen sich dem Militärbischof in diesem Zusammenhang?

Franz-Josef Overbeck: Der Militärbischof hat ja eine seelsorgliche Aufgabe, die immer mit den Fragen der Ethik und der Moral verbunden sind, und zwar sowohl im Blick auf die einzelnen Soldatinnen und Soldaten, aber auch im Blick auf ihre Aufgabe. Dazu gehört eben auch immer die Benutzung von Waffensystemen, von Hilfssystemen für Einsätze etc. Und von daher gesehen nehme ich meine Aufgabe wahr und will auch eine öffentliche Stimme für diese Fragen formulieren. Im Blick auf die Drohnen ist sehr deutlich zu fragen: Sind das Systeme, die so verantwortlich wahrgenommen werden, dass es möglichst wenig Opfer gibt bei solchen Anschlägen oder bei solchen Einsätzen, in denen ansonsten in den klassischen kriegerischen Zusammenhängen viele Opfer generiert werden?
Das Zweite ist eine unbedingt wichtige Frage, die die wenigen betrifft, die solche Systeme zu verantworten haben, dass dabei keine Verrohung von Gewalt auf den Weg gebracht wird und die damit einhergehenden Fragen der internationalen Zusammenhänge von solchen Einsätzen eine wichtige Rolle spielen, weil für viele von außen ja genau das stattfindet, was die größte Sorge ist, dass gleichsam dieser Kampf entpersönlicht wird. Das ist allerdings bei vielen Waffensystemen heute schon der Fall, so dass sich das mit den Drohnen nur zuspitzt.
Ich weiß schließlich, dass nicht wenige Soldaten, die solche Systeme zu bedienen haben, hinterher mit vielen Gewissensfragen konfrontiert werden und auch in ihrer Persönlichkeit große Belastungen zu tragen haben. Die müssen immer wieder, gerade wegen der Folgen, die solche Systeme nach sich ziehen, seelsorglich behandelt werden, aber auch von denen, die die letzte Verantwortung politisch tragen, gesehen werden.

Deutschlandradio Kultur: Diese Erhöhung der Gewaltschwelle, von der Sie sprechen, kann man da überhaupt vorsorglich dagegen arbeiten?

Franz-Josef Overbeck: Zur Aufgabe des katholischen Militärbischofs, aber auch der evangelischen Militärseelsorge gehört es, das Gewissen von Leuten zu schärfen und durch den lebenskundlichen Unterricht und andere Hilfsmittel dafür Sorge zu tragen, dass sie möglichst reflektiert in diesen Einsätzen die entsprechenden Waffensysteme benutzen.

Deutschlandradio Kultur: Das sind aber nur die, die freiwillig zu Ihnen kommen. Das sind nicht unbedingt die Leute, die dann an den Schalthebeln der Drohnen sitzen.

Franz-Josef Overbeck: Das gehört nun mal zum Geschick der Seelsorge, dass das so ist. Aber auf der anderen Seite ist sehr deutlich, dass – wo wir mit Qualifizierung die Stimme erheben – viele zuhören und nachdenklich werden, so dass die Rolle der Militärseelsorge, sei sie evangelisch oder katholisch, weit über den Rahmen der Gläubigen hinausgeht und überall da von Relevanz ist, wo wir richtige Fragen stellen und wo wir den Menschen nahe sind.

Deutschlandradio Kultur: Sehen Sie in dieser Entwicklung dieser Waffen auch die Gefahr eines neuen Wettrüstens?

Franz-Josef Overbeck: Die Gefahr ist zumindest gegeben, dass all die Problematiken, die sich mit den klassischen Wettrüstungsentwicklungen ergeben haben, wiederholt werden, da es nicht klar ist, welche Entscheidungsprozesse sind eher politisch motiviert, welche militärisch und welche wirtschaftlich. Das kann man schon beim Wettrüsten beim Kalten Krieg in Europa sehen. Das kann es auch heute geben. Ich hoffe, dass die Verantwortlichen aus den schwierigen vergangenen Jahren lernen konnten.

Deutschlandradio Kultur: Die Drohnen werden ja, zumindest von den Amerikanern, auch so genutzt, ganz gezielt Terroristen zum Beispiel auszuschalten, also extralegale Hinrichtung. Wie stehen Sie zu dieser Frage?

Franz-Josef Overbeck: Das ist eine der großen Fragen, die ich auch selber immer gestellt habe an die Art und Weise des Umgangs mit unbemannten Drohnen. Der muss sich jeder stellen, der die Verantwortung trägt. Ich habe viel und oft darüber diskutiert und habe immer wieder angemahnt, das ist auch bestätigt worden, dass das bedacht würde, dass die Einsätze politisch klug abgewogen werden müssen, dass die Risiken, die dabei entstehen, wiederum so abgewogen sind, dass möglichst so genannte Kollateralschäden, wie es in dieser Sprache dann heißt, vermieden werden. Dass es gleichsam bei jeder Form von Waffensystemen zu solchen Gefährdungen kommt, sei Gott geklagt.

Deutschlandradio Kultur: Konventionelle Kriege wird die Bundeswehr ja hoffentlich nicht mehr führen. Die aktuellen Konflikte sind asymmetrisch. Das heißt, eine Mili-

tärhierarchie reagiert auf flexible und oft unbekannte Gegner, deren Methoden ständig wechseln. Ist das für Sie ein ethisches Problem?

Franz-Josef Overbeck: Das zeigt, dass wir auch hier in einer Weltgesellschaft angekommen sind, die sich gerade angesichts der heutigen Bedrohungen und dem Phänomen des Terrorismus mit all seinen Schattenseiten zu stellen hat, auf Dauer sicherlich nochmal wesentlich mehr auch einem ganz anderen Phänomen, nämlich dem Cyber-War. Dabei stellen sich völlig neue ethische Fragen, die mit all den Instrumentarien, die bisher für die klassischen Kriegsszenarien entwickelt worden sind, nicht zu beantworten sind.

Deutschlandradio Kultur: Können Sie einmal ein paar von diesen Fragen formulieren?

Franz-Josef Overbeck: Beim Terrorismus stellt sich immer die Frage: Wie kann Terrorismus bekämpft werden, der sich ja nicht an wie immer geartete klassische Rollen in Konflikten hält? Da Vorsorge zu treffen, ist in der Tat ein weit höheres Problem als es in den bisherigen klassischen Konflikten der Fall gewesen ist. Das kann man an Afghanistan studieren, aber auch am Irak.
Ich habe den Eindruck, dass – zumindest was die Rolle der Seelsorger und der katholischen und evangelischen Geistlichen angeht – dafür Sorge getragen werden muss, dass wir in der Gewissensbildung der Einzelnen voranschreiten und deutlich machen, es gibt eine Verantwortung, die über die nationale hinausgeht, dass zum Beispiel internationale Verantwortung eben in solchen konfliktiven Situationen mit einem höheren Maß an Risiko wahrgenommen werden muss als früher.
In den ganzen Auseinandersetzungen, die sich auf Dauer mit dem Wort Cyber-War verbinden und die dann ja bedeuten eine ganz andere Form von Kriegsführung, die faktisch das ganze Leben der Menschheit schach-matt setzen kann, umzugehen, bedeutet auf der einen Seite natürlich unendlich viele vertragliche Maßnahmen auf den Weg zu bringen, dass diejenigen Nationen, die überhaupt fähig sind, solche Kriege zu führen, einengen und einschränken und verlangt, auf Dauer noch einmal mehr davon auszugehen, dass die Verantwortungsträger mit einer höheren ethischen Verantwortung als je ihre Entscheidungen zu treffen haben.

Deutschlandradio Kultur: Das, worüber wir jetzt sprechen, wird ja in der Bundesrepublik bestenfalls in Nischen diskutiert. Hat da nicht die Öffentlichkeit – und das gilt für die Medien wie für die Politik wie für viele andere – nicht die Pflicht, sich stärker dieser Debatte zu stellen? Mit anderen Worten: Vermissen Sie eigentlich eine gesellschaftliche Debatte über diese Fragen, über die wir jetzt hier sprechen?

Franz-Josef Overbeck: Ich habe zusammen mit dem Bischof von Trier, für „Justitia et Pax“ hat er ja gesprochen, eine solche Debatte angemahnt im Blick auf die Drohnen, und hoffe auch, dass sie nochmal neu zustande kommt, nachdem sie ja schon einmal angefacht worden ist. Ich glaube, im Blick auf die Reaktion der Menschen ist verständlich, die

meisten werden sich mit dem beschäftigen, was sie im Alltag bewegt. Das ist eher dann theoretisch oder gleichsam in die Welt des Digitalen abgesunken und wird erst dann wirklich eine öffentliche Debatte von Relevanz mit Reaktionen hervorrufen, wenn die Probleme wirklich im Alltag der Menschen ankommen. Das ist bisher wenig der Fall. Ich kann und werde alles tun, um das rechtzeitig zu ermöglichen, aber ich glaube, dass sich das in der gerade beschriebenen Logik stellt.

Deutschlandradio Kultur: Ende 2014 zieht der Westen seine Truppen aus Afghanistan zurück. Was sollte mit den einheimischen Hilfskräften geschehen, die die Bundeswehr dort seit mehr als zehn Jahren beschäftigt und die jetzt um ihr Leben fürchten?

Franz-Josef Overbeck: Es gibt viele, die sind gefährdet. Das wird immer wieder glaubwürdig mitgeteilt. Da kann man verschiedene Maßnahmen ergreifen. Eine wird sein, ihnen möglichst zu helfen, in ihrem Heimatland zu verbleiben – unter anderen Bedingungen, wenn es denn geht, und den anderen – und die Bundesregierung hat dem ja auch zugestimmt, dort zu helfen – die Möglichkeit zu eröffnen, in ein anderes Land zu gehen, damit sie an Leib und Leben gesichert bleiben.

Deutschlandradio Kultur: Das heißt, auch mit der Konsequenz, diesen Menschen dann hier in der Bundesrepublik Asyl zu gewähren?

Franz-Josef Overbeck: Ja, selbstverständlich. Vorher haben sie uns geholfen, jetzt helfen wir ihnen.

Deutschlandradio Kultur: Ein neues Stichwort der Konfliktbewältigung heißt Responsibility to Protect, auf Deutsch, die Verantwortung die Menschenrechte zu schützen, notfalls eben auch mit Gewalt. Zum Beispiel basierte der Einsatz in Libyen auf dieser Formel. Ist das für die Kirche ein zu rechtfertigender Einsatz?

Franz-Josef Overbeck: Die Bedingungen sind genau beschreiben, unter denen er zu rechtfertigen ist. Aber im Blick auf die verschiedenen Gründe, die heute zu Kriegen führen, ist es unbedingt nötig, eine solche Schutzverantwortung wahrzunehmen, wenn es denn ethisch reflektiert einen Wert gibt, der für die gesamte Weltgesellschaft unter humanen Bedingungen von Relevanz ist. Das sind für uns die Menschenrechte und die Menschenwürde, die absolut ist, für uns Christen natürlich von Gott kommt und von daher nicht zu diskutieren. Die zu schützen, ist nicht nur ein Problem, wenn es zu kriegerischen Auseinandersetzungen kommt.
Was ist, so frage ich immer wieder, wenn Völker zum Beispiel ganz bewusst von anderen Machthabern ausgehungert werden? Was ist, wenn ihnen der Zugang zu Wasser etc. bewusst verweigert wird? Das sind internationale Konflikte, wie wir sie ja in Afrika, im Südsudan etc. beobachten können, die genauso wie in den Konflikten wie Libyen die Weltgesellschaft in ihrer Verantwortung auf den Plan rufen muss.

Deutschlandradio Kultur: Und die politisch oft nicht zu lösen sind.

Franz-Josef Overbeck: Die nicht zu lösen sind und die zu heftigen weiteren Konflikten führen, die aber im Sinne der Verantwortungsethik uns heute vor neue Fragen stellen. Von daher halte ich viel von einem solchen, aber natürlich ausgeweiteten Konzept der Responsibility to Protect.

Deutschlandradio Kultur: Es ist ja auch so, dass der Missionsgedanke sich geändert hat. Früher war er eindeutig religiös definiert. Wenn man sich heute umschaut, gerade mit Blick auf den Nahen, Mittleren Osten, Afrika, geht es um Freiheit, Gleichheit und Demokratie. Ist das ein Ansatz, den Sie mittragen? Oder übernimmt man sich nicht ein bisschen, wenn man beispielsweise diese Begriffe in diesen Staaten tatsächlich so anstrebt?

Franz-Josef Overbeck: Das ist hier natürlich auch so eine Dynamik, die sich sehr dem amerikanischen Empfinden, das eigene politische System weiterzutragen, verdankt. Da bin ich wesentlich kritischer, allerdings schon mit der Frage: Wie kann die Menschenwürde am besten gesichert werden? Dazu gehören nach bisherigen Erfahrungen in der Regel demokratische Systeme und eine offene freie Gesellschaft mit einer offenen Presse und der offenen Meinungsäußerung.
Und das ist weltweit sehr strittig, je nach dem, in welchem kulturellen Zusammenhang wir leben und uns befinden. Und wir können momentan an den Staaten Nordafrikas und des Nahen und Mittleren Ostens sehen, dass dieses einfache Konzept der Demokratisierung nicht nur Heil und Segen bringt.
Das ist ausgesprochen konfliktiv und verlangt jeweils regionale Lösungen, aber schon mit klarer Machtbegrenzung erstens, zweitens mit dem Willen, vor allen Dingen das Recht durchzusetzen, und drittens da für Freiheit zu sorgen. Wo das geschieht und dabei die historischen und auch die religiösen Bedingungen beachtet werden, die ja viele Länder viel mehr beschäftigen als wir in unserer Öffentlichkeit in Deutschland diskutieren und wahrhaben wollen, gehört dies, meine ich, zu den Lösungsstrategien, die auf verschiedene Weise zu bedenken und auch zu verfolgen sind.

Deutschlandradio Kultur: Wie stehen Sie zu Rüstungsexporten in mögliche Konfliktregionen? Ich denke da zum Beispiel an die Golfstaaten. Das ist ja immer wieder ein konkretes Thema.

Franz-Josef Overbeck: Das sind politisch Entscheidungen, die auch politisch zu fällen sind mit den politischen Verantwortlichkeiten, die dahinterstehen. Mir geht es in allem immer darum dafür zu sorgen, dass Frieden als ein Werk der Gerechtigkeit auf den Weg gebracht werden muss. Und dazu gehört manchmal die Anwendung von Gewalt als Ultima Ratio, als äußerstes Mittel. In einen solchen Zusammenhang müssen solche Dinge eingeordnet werden. Aber das sind generelle Erwägungen, keine konkreten.

Deutschlandradio Kultur: Die Bundeswehr ist zu einer Einsatzarmee geworden. Die Wehrpflicht wurde abgeschafft. Die Armee befindet sich zurzeit in einem Umbruch, den es so in der Bundesrepublik für die Soldaten noch nicht gab. Wie sieht es aus um den Stellenwert der Seelsorge in dieser neuen Struktur?

Franz-Josef Overbeck: Eine der großen Überraschungen war am Anfang, was auch die große Bestätigung der Qualität unserer Seelsorge ist, dass sie mehr denn je gefragt ist und mehr denn je unsere Seelsorger und Seelsorgerinnen, es sind ja auch einige Pastoralreferentinnen als Frauen dabei, hoch wertgeschätzt werden. Und das betrifft sowohl die Begleitung der Soldaten und Soldatinnen in den Auslandseinsätzen als auch die Betreuung ihrer Familienangehörigen, der Partner, Partnerinnen hier vor Ort zu Hause. Da ergeben sich völlig neue Konfliktfelder einerseits, aber auch ethische Herausforderungen andererseits, die nicht zu bestehen sind, wie wir deutlich feststellen, ohne seelsorgerischen Beistand.

Deutschlandradio Kultur: Welche Konfliktfelder wären das?

Franz-Josef Overbeck: Die Konfliktfelder im Blick auf Ehe und Partnerschaft sind immens, weil sich auf der einen Seite Soldatinnen und Soldaten im Einsatz verändern, aber ihre Familienangehörigen und Partnerinnen, Ehefrauen, Ehemänner hier zu Hause auch. Da braucht es sehr viel mehr an Begleitung. Zum anderen sind die Soldaten, Soldatinnen, die aus den Auslandseinsätzen nach Hause zurückkehren, so geprägt, dass ihnen – und wir tun das schon in ökumenischer Verbundenheit – unbedingt viel Begleitung gegeben werden muss, die sich auf alle Felder des Lebens bezieht, und dazu gehört vor allen Dingen auch die Seele, das ist unsere Arbeit und Aufgabe. Das tun wir.

Deutschlandradio Kultur: Gelten diese Herausforderungen zum Beispiel auch für die Stichworte Veteranen, Heimkehrer aus tatsächlichen Konfliktsituationen? Ist das auch eine Sache, um die sich die Kirche innerhalb der Bundeswehr vielleicht mehr kümmern muss?

Franz-Josef Overbeck: Immer schon gekümmert hat – im Rahmen unserer Möglichkeiten natürlich. Die Bundeswehr selber und die Politik sieht jetzt ein, dass sie sich mehr kümmern muss. Wir können mit unseren begrenzten Kräften nur einiges tun. Das tun wir auch schon. Aber das andere ist auch eine Aufgabe der Bundeswehr an sich.

Deutschlandradio Kultur: Wir haben schon über die nicht wirklich vorhandene Debatte über ethische strategische Fragen gesprochen. Wenn man es mal auf die Bundeswehr reduziert, die Einsätze, die Rolle der Bundeswehr im Inland, die Worte des ehemaligen Bundespräsidenten Köhler vom „freundlichen Desinteresse“ haben wir ja noch im Ohr. Wünschen Sie sich eine Aufwertung der Bundeswehr, eine bessere Aufnahme in der Gesellschaft?

Franz-Josef Overbeck: Angesichts der verantworteten und guten Arbeit, die viele Soldatinnen, Soldaten leisten, und der Konfliktivität der Wirklichkeiten auf Weltebene, vor der wir stehen, führt mich schon zu der Meinung, es ist unbedingt nötig, dass die bundesrepublikanische Gesellschaft als solche sich noch einmal neu ihrer Weltverantwortung stellt und im Rahmen dieser eben auch der Bedeutung der Bundeswehr.
Gleichzeitig weiß ich von ganz vielen Soldatinnen und Soldaten, dass sie völlig zu recht sagen, wir tun unseren Dienst als Staatsbürger in Uniform, also mögen wir auch als ein normaler Teil unserer Gesellschaft angesehen und so gewertschätzt werden.

Deutschlandradio Kultur: Herr Bischof, vielen Dank für das Gespräch.

Das Interview führte Michael Groth.

„Kommunikation und Christsein in der Kirche unter Soldaten“

Franz-Josef Overbeck

Impulsvortrag anlässlich des 14. Seminars der GKS-Akademie „Oberst Helmut Korn“ am 6. November 2013 in Fulda

Meine sehr geehrten Damen und Herren,
liebe Schwestern und Brüder aus der GKS,

herzlich begrüße ich Sie heute als Katholischer Militärbischof für die Deutsche Bundeswehr während des 14. Seminars der GKS-Akademie „Oberst Helmut Korn“. Zu Beginn unserer gemeinsamen Zeit ist ein Impuls vorgesehen, den ich, reflektierend auf die ethischen Herausforderungen für christlich gebundene Soldatinnen und Soldaten, dem Thema der Kommunikation widmen werde. Angesichts der vielen Veränderungsprozesse und neuen notwendigen Projekte in der Katholischen Militärseelsorge sind Worte des Mutes und der Zuversicht von Nöten, um die kirchliche ‚Gesamtwetterlage’ zu verbessern und Verunsicherungen aufzufangen. Gerade in den letzten Wochen können wir leider wieder von starken Unsicherheiten für die ganze Kirche in Deutschland sprechen. Doch wir

Militärbischof Dr. Franz-Josef Overbeck bei seinem Festvortrag

dürfen angesichts einer gefährdeten Zukunft und des gegenwärtig kritisch Erlebten, das auch in Bedenken stürzen kann, uns nicht verleiten lassen, Sicherheiten künstlich zu konstruieren. Unsere Pflicht ist es, „Neuem" gegenüber offen zu bleiben, denn sonst verlieren wir uns in Selbstbezug und Selbstgenügen.

Kirche ist kein ökonomischer Betrieb, sie bietet als gesellschaftliche Institution „Sinnhorizonte", die sich an alle Menschen richten. Kirche ist als Gemeinschaft Heimat für viele, ist Heimat in besonderer Weise für ihre haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiter. Wenn Sie sich in der Gemeinschaft Katholischer Soldaten dem Thema „Glaube, Kommunikation und Führungsverantwortung" während der diesjährigen „Akademie Korn" widmen, nehmen sie Menschen als Personen mit Bedürfnissen in den Blick. Dieser Blick darf sich hinsichtlich des gesellschaftlichen Wandels und kirchlicher Veränderungen natürlich nicht in Strategieprozessen und Strukturdebatten erschöpfen. Immer ist der ganze Mensch zu sehen: In der Kirche sind wir eine Gemeinschaft, die ihren Dienst tut.

Doch für ein produktives Zusammenspiel innerhalb dieser Gemeinschaft ist Orientierung erforderlich und unabdingbar wichtig. Bei allem Realismus in der Analyse, der mir in letzter Zeit zuweilen begegnet, müssen wir doch gegen einen Pessimismus in der Bewertung entgegentreten und uns neu für die Motivation einsetzen, den Herausforderungen positiv und optimistisch begegnen. Ich weiß aus Gesprächen, dass viele von Ihnen die Frage umtreibt, wie wir denn in Zukunft Kirche unter Soldaten sein wollen. Ich bin gefragt worden, welche Vorstellungen mich persönlich leiten, wenn ich an die Zukunft der Militärseelsorge denke.

1. Wir können uns eine andere Kirche unter Soldaten gar nicht wirklich vorstellen. Aber auch wir erreichen nur noch eine überschaubare Menge von Menschen in den Streitkräften. Und mit der Transformation der Bundeswehr werden diese Menschen noch einmal weniger. Zudem ist festzustellen, dass wir innerhalb unserer Kirche nicht verstehen, warum immer mehr Menschen keinen Zugang zum christlichen Glauben finden. Das ist ein fataler Prozess, da er doch zeigt, wie sehr wir in unserer eigenen Welt leben und denken. Dementsprechend wird eher geklagt, als nach handfesten Gründen gesucht, die Eigenreflexion einfordern. Wir sehen auch in der Gemeinschaft Katholischer Soldaten, dass mit der jüngeren Generation ein Desinteresse am Christentum und eine endgültige Abkehr von der Kirche drohen. Für mich ist es ein Alarmsignal, wenn immer mehr Menschen nicht mehr verstehen, was in der Kirche verkündet wird. Sie erleben Kirche nicht als Raum, in dem Berührungen Gottes möglich sind, sondern als einen Ort, der weit entfernt ist. Auch die Sprache und Ästhetik werden nicht mehr verstanden, die Themen und Fragen werden nicht mehr nachvollzogen.

Es zeigt sich also ein gravierendes Verständigungsproblem: Es gelingt einerseits nicht, den christlichen Glauben in einer Sprache und in Formen zu vermitteln, die verstanden werden. Andererseits fehlt es vielen Katholiken an Zugängen und an Verständnis für die Lebenswelten der Menschen außerhalb der kirchlichen Welten, die eventuell sogar neu Zugang suchen.

Erschreckend ist die religiöse Sprachlosigkeit. Viele Katholiken können gar nicht ausdrücken, woran sie glauben. Viele Gläubige haben sich entmutigen lassen und zweifeln. Ist es sinnvoll und bereichernd als Christin oder Christ in und mit der Kirche zu leben?

2. Dementsprechend stelle ich eine immer wiederkehrende Unsicherheit in der Frage fest, wie Kirche sich in der Öffentlichkeit und zur Öffentlichkeit verhalten soll. Wenn die Kirche kommuniziert, stellt sie immer einen Bezug zur Welt her. Die Heilsgeschichte selbst erzählt, wie sich Gott dem Menschen mitgeteilt hat, und wie diese Mitteilung alle Formen des Kommunizierens nutzt. Ihren Höhepunkt findet die Kommunikation zwischen Gott und dem Menschen „im fleischgewordenen Wort.“ Übertragen könnte man sagen: kirchliche Kommunikation funktioniert nur, wenn man sich auf die Welt und die Menschen einlässt. Wenn man die mediale „Verpackung“ den Adressaten anpasst.

Das Erleben und Erlernen des Glaubens, seine Weitergabe, ist nicht nur gefährdet – sie findet bereits heute kaum noch statt. Wir verfehlen als Kirche nicht nur unser Ziel, sondern werden auch unserem missionarischen Grundauftrag nicht mehr gerecht. Darum braucht es grundlegende Veränderungen in unserer Kirche, die sowohl jede und jeden Einzelnen, aber auch unser gesamtes kirchliches Tun betreffen. Ich verstehe Kirche in der Öffentlichkeit und gegenüber der Öffentlichkeit als Führungsaufgabe. Kommunikation wird hinsichtlich dessen garantiert durch Delegation und Vollmacht. Ich verstehe Kommunikation als die Organisation der für die Öffentlichkeit relevanten Botschaften und Nachrichten. Nur so ist auch die vielbeschworene Glaubwürdigkeit zu gewährleisten, wenn Identität und Image übereinstimmen. So wird auch für Sie Identifikation und Motivation der Ehrenamtlichen in den Verbänden und Räten ermöglicht.

3. Die Verantwortung für den Glauben – und hier richte ich mein Wort auch dezidiert an die Gemeinschaft Katholischer Soldaten – kann nicht nur von Amtsträgern und Hauptberuflichen getragen werden. In der Taufe und in der Firmung hat jeder einzelne Christ Gott erfahren – und damit die Befähigung und den Auftrag erhalten, für die Entwicklung des eigenen Glaubens und dessen Zeugnis und Weitergabe Verantwortung zu übernehmen. Unsere Kirche unter den Soldaten braucht dringend diese Eigen- und Mitverantwortung für den Glauben – um ihn tatkräftig und sprachfähig im Alltag zu bezeugen. Die persönliche, spirituelle Identifikation ist von entscheidender Bedeutung für das Wachstum der Kirche und ihres Glaubens.

Deshalb ermutige ich Sie heute: Sprechen Sie offen über den Glauben und die Motive des Christseins. Die Weitergabe des Glaubens lebt von überzeugten und überzeugenden Christinnen und Christen, nicht von institutionellen und strukturellen Sicherheiten. Menschen – und das sehen Sie in der Welt der Bundeswehr heute schon besonders klar – haben ganz unterschiedliche Lebenserfahrungen und brauchen deshalb auch ganz unterschiedliche Zugänge zu Gott. In den Gesprächen mit Soldaten, die ich in den letzten Jahren als Militärbischof führen konnte, habe ich Gott als sehr präsent entdecken können, Gott will von uns in der Begegnung entdeckt werden.

4. In vielen Bereichen der katholischen Kirche in Deutschland – und in Anfängen auch in der Militärseelsorge – werden neue Formate, Blickwinkel und Haltungen der Pastoral erprobt. Im Prozess, in dem sich die Kirche unter Soldaten und Pastoral in der Militärseelsorge derzeit befinden, gewinnt die Kommunikation, Bündelung und Reflexion der sehr unterschiedlichen Erfahrungen eine entscheidende Bedeutung. Die Pastoral der Kirche wird sich zukünftig daran entscheiden, ob sie den Mut hat, das Evangelium Gottes vom Leben der Menschen, von ihren Hoffnungen und Sehnsüchten her neu zu erschließen. Wir brauchen auf verschiedenen Ebenen verstärkt den ekklesiologischen und pastoraltheologischen Austausch über Fragen, durch wen, wo und wie sich Kirche realisiert.

Veränderung wendet sich auch hier nicht nur organisatorischen Fragen zu. Sie kann letztlich nur gelingen, wenn jenseits der unabdingbar notwendigen organisatorischen Klärungen auch theologische und spirituelle Dimensionen des Glaubens immer wieder neu entdeckt und aufgedeckt werden. Von der Gemeinschaft Katholischer Soldaten und der „Akademie Korn" erhoffe ich mir, dass sie aktuelle Entwicklungen in der Militärseelsorge realen Blickes aufgreifen und zur Diskussion stellen, dass sie für die Praxis und den Glauben in unseren Militärpfarrämtern fruchtbar werden können.

5. Es geht darum, den Glauben in einer verständlichen Sprache zu vermitteln. Und es geht darum, sachgerecht und umfassend zu informieren, sowie das innerkirchliche und das gesellschaftliche Gespräch durch Informationen über die aktuellen Fragen und Probleme zu fördern.

Dieser Punkt verweist darauf, dass die Kirche nicht nur Sender, sondern auch Empfänger ist: Über die Medien erhält die Kirche ein Bild der Zeit und der aktuellen Sorgen der Menschen. Sie muss die Zeichen der Zeit lesen, damit sie in ihrem Handeln – auch dem kommunikativen – darauf antworten kann.

Ich möchte hier auch nach der Stellung von Religion in unserer modernen säkularisierten Gesellschaft und Bundeswehr fragen. Hier stelle ich nüchtern fest, dass unsere Gesellschaft religiös nicht zu integrieren ist. Die Funktion der Religion besteht deshalb darin, die Menschen in ihrem Bedürfnis nach Sinn nicht alleine zu lassen. Es ist Aufgabe ihrer Vertreter, und so auch des Katholischen Militärbischofs, in geistlicher Weise die uns angehenden politischen Debatten anzustoßen und zu führen. Als Repräsentant der kirchlichen Friedensethik in den Streitkräften habe ich bereits Beiträge zur friedensethischen Orientierung der sicherheitspolitischen Diskussionen erbracht. Wir können hier aus Sicht der Kirche und aus unserem Glauben heraus Orientierung in einer unübersichtlich gewordenen Welt bieten. Als Militärbischof stehe ich in diesem Diskurs für die christliche, die katholische Tradition. Dem Christen geht es nicht um individuelle Selbsterlösung, sondern immer um den anderen.

Die GKS ist ein Zusammenschluss von Gläubigen in der Bundeswehr. Vor 53 Jahren schlossen sich hier katholische Offiziere zusammen. Hier wurde ein Ort des Nachdenkens geschaffen, der dazu beitragen soll, Verantwortung gegenüber dem Staat und Mitmen-

schen, aber auch der Kirche zu gestalten. Ich wünsche mir diesen Austausch mit der GKS im besonderen Berufsbereich Bundeswehr und in den Bereichen Sicherheit, Frieden und Gerechtigkeit.

Mein Wunsch ist es, dass wir aufeinander zugehen und miteinander sprechen, um die in Teilen der Militärseelsorge spürbare Resignation und Lähmung zu überwinden. Wir werden schmerzhafte Verluste von unserem Gewohnten verwinden müssen. Wir erleben auch schmerzhaft, dass die Wirklichkeit in unserer Kirche oft weit entfernt ist von unseren hohen Ansprüchen und Idealen.

In den vergangenen Wochen hat es erneut viele, teils heftige Diskussionen in der innerwie auch außerkirchlichen Öffentlichkeit gegeben. Das zeigt einmal wieder, wie hoch der Gesprächsbedarf, aber auch der Klärungsbedarf ist. All die Fragen, die an die Kirche herangetragen werden, sind berechtigt, denn es geht in den Fragen des Glaubens und der Kirche um Themen von existenzieller Bedeutung, die in Krisenzeiten auch Ängste auslösen. Oft begegnen mir innerhalb unserer eigenen Strukturen Verhaltensweisen, die diese Angst erzeugen und eine offene sachgerechte Kommunikation verhindern wollen.

Ich als Ihr Katholischer Militärbischof gehe diesen Weg: Ich werde Ihre Anliegen hören, mit meinen Überzeugungen handeln und bin bereit, mit Ihnen über Konsequenzen zu beraten. Bei allen Verkleinerungen und sicher auch Einsparungen, die vor uns stehen, müssen wir unter den veränderten Bedingungen ganz neu lernen und begreifen, wie wir als Kirche unseren Glauben heute und morgen leben und gestalten wollen. Das Denken über Selbstverständnis nämlich bildet Identität, und diese wünsche ich mir für unsere Militärseelsorge.

Sehr geehrte Damen und Herren, ich wünsche Ihnen für die „Akademie Korn“ und für unseren gemeinsamen Weg für die Katholische Militärseelsorge das in meinen Worten ausgedrückte zuversichtliche Gottvertrauen, das uns nicht davon abhält, die notwendigen Sachfragen, Strukturen und Strategien zu bearbeiten, das uns aber zurückführt auf das, was uns als kirchliche Gemeinschaft gemeinsam trägt – unser Gottesglaube.

Ich wünsche der „Akademie Korn“ und ihren Gästen gute Stunden, in denen Verständigung gesucht wird über die tragenden Grundlagen angesichts der notwendigen Neuorientierungen innerhalb der Militärseelsorge und der Gemeinschaft Katholischer Soldaten.

Vielen Dank für die Aufmerksamkeit!

Grußwort bei der 6. Tagung der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) am 11. November 2013 in Düsseldorf

Franz-Josef Overbeck

Gerne bin ich Ihrer Einladung gefolgt und als Vertreter der Deutschen Bischofskonferenz heute zu Ihnen gekommen. Ihr die Möglichkeit zur Teilnahme an dieser Synode einzuräumen, werten meine bischöflichen Mitbrüder und ich als ein bewährtes Zeichen ökumenischer Verbundenheit. Dafür sind wir sehr dankbar. So übermittle ich Ihnen ihre herzliche Grüße und Segenswünsche für ein gutes Gelingen Ihrer kirchlichen Versammlung.

„Es ist genug für alle da. Welternährung und nachhaltige Landwirtschaft" ist das Schwerpunktthema Ihrer diesjährigen Tagung. „Es ist genug für alle da" – das lässt sich auch biblisch sagen: „Und alle aßen und wurden satt" (Mk 6,42). An diese Aussage des Evangelisten Markus erinnerte mich spontan der erste Satz in Ihrem Tagungsthema. Wie werden im Reich Gottes die Hungernden satt? Auf diese Frage gibt uns Markus mit dem Wunder der Brotvermehrung (vgl. Mk 6,30-44)[1] seine Antwort. Er erzählt dabei von keinem Gelage, auch wenn er die hungrigen Menschen auffordert, sich in Gruppen ins grüne Gras zu lagern (Mk 6,39). Wir erfahren auch nicht, ob man in die Körbe immer wieder hineingreifen und ständig neue Brote und Fische herausholen konnte. Ganz schnell wären wir da nämlich beim „Tischlein deck dich". Es geht vielmehr darum, dass die Predigt vom Reich Gottes sein muss. Aber Essen muss auch sein. Beide Dinge lassen sich sauber trennen, nach dem Motto: Für die Predigt ist Jesus zuständig, um das Essen sollen sich die Leute selber kümmern: „Schick sie weg, damit sie (...) gehen und sich etwas zu essen kaufen können" (Mk 6,36), sagen Jesu Jünger. Im Verlaufe der Kirchengeschichte geschieht dieses immer wieder: Die neuzeitliche Trennung des Glaubens vom Leben.

Jesus macht solche Isolation mit einem Satz zunichte: „Gebt ihr ihnen zu essen" (Mk 6,37). Damit ist der bequeme Weg erledigt, die Gesellschaft nur zu bepredigen und sie im Übrigen sich selbst zu überlassen. Zum Reich Gottes gehört alles: die ganze Existenz des Menschen, auch das Essen. Die Jünger glauben, verstanden zu haben. Die Aufforderung Jesu muss organisiert werden. Der Jünger Organisationsvermögen kann man nur bewundern. Mit demselben Eifer und derselben Organisationslust wird die Kirche später der Not in der Welt zu Leibe rücken – sobald sie begriffen hat, dass sie den Armen nicht nur das Evangelium, sondern auch Brot geben muss. Beides zugleich! Es ist kein Zufall, dass die Bezeichnung „Brot für die Welt" und „Misereor" gerade dem Textkomplex der „Brotvermehrung" entnommen sind (vgl. Joh 6,51; Mk 8,2).

Doch Jesus ist anderer Meinung. Er ist überzeugt: Auf diesem Weg können die Armen gar nicht gesättigt, auf diesem Wege können sie bestenfalls abgespeist werden. Reich

Gottes meint mehr. Es soll nicht nur die Not beseitigen; zu seinem Wesen gehört auch der Überfluss. Für die wohl organisierte Hilfe bedeutet das: Sie darf nicht nur „Brot" verteilen. Dabei bliebe die Gesellschaft, wie sie ist. Sie würde stets von neuem ihre Elendsstrukturen produzieren. Für Jesus sieht das Sattwerden im Reich Gottes anders aus: Es ist nicht notwendig, die Menschen fortzuschicken; es ist auch nicht notwendig, ihnen von anderswoher Essen zu organisieren. Das Festmahl des Reiches Gottes wird sich als Wunder entfalten – und zwar als Wunder aus dem, was schon da ist.

Es ist wirklich geschehen, dass die Kirche nur gepredigt hat und dann die Menschen hungrig nach Hause schickte; es ist wirklich geschehen und geschieht ständig, dass sich die Kirche in bewundernswerten Hilfsaktionen um den Hunger der Menschen kümmert und doch dabei die kranke Gesellschaft der Welt auf diese Weise gar nicht verändern kann – vorausgesetzt, dass nur Nahrungsmittel verteilt werden. Es ist aber auch geschehen und geschieht immer wieder, dass die Kirche zu dem wird, was sie vom Evangelium her sein soll: zum endzeitlichen Gottesvolk, das sich von Jesus zu jener neuen Gesellschaft sammeln lässt, in der schon jetzt etwas von der Fülle des Reiches Gottes sichtbar wird an ihrem Einsatz für die Hungernden und die Dürstenden und für die, die trauern und die vor Gott arm sind (vgl. Mt 5,3-6). Kirche ist von ihrem Wesen her verpflichtet, zu helfen, doch sie darf gebotene Hilfe nicht verabsolutieren, also „beziehungs"-los zur Botschaft Jesu vom Reich Gottes gestalten. Die Einheit von Hilfe und Verkündigung darf sie bei aller Hilfe nicht vergessen; sie ist ihr Handlungsprinzip. Denn für Christen stimmt nicht, was Bert Brecht gesagt hat: „Zuerst kommt das Fressen und dann die Moral".

Sie sehen: Die Sorge um die Hungernden in der Welt ist handelnde Verkündigung und verkündigendes Handeln. Mit ihr bewegen Sie sich auf den Spuren Jesu und seiner Jünger. Das ist Nachfolge. Dazu haben wir alle den helfenden Segen Gottes nötig, und ich bin gewiss: Er wird uns auch zuteilwerden.

In dieser Zuversicht schließe ich dieses Grußwort mit einer Gratulation: Ihnen, sehr geehrte Präses Dr. Irmgard Schwaetzer spreche ich zu Ihrer Wahl meine herzlichen Glück- und Segenswünsche aus. Im Namen der Deutschen Bischofskonferenz wünsche ich Ihnen alles Gute, Tatkraft und Geduld bei der Wahrnehmung des Ihnen übertragenen Amtes. Herzliche Glückwünsche!

1 Zur Auslegung von Mk 6,30-44 vgl. auch G. Lohfink, Gegen die Verharmlosung Jesu. Freiburg i.Br. u.a. 2013, 62-74.

Afghanistan: Den Aufbau des Friedens solidarisch mittragen

Franz-Josef Overbeck

Interview mit Radio Vatikan am 23. Dezember 2013

In Afghanistan steht der Einsatz der Bundeswehr schon jetzt ganz im Zeichen der Übergabe der Verantwortung an die lokalen Ordnungskräfte. Das berichtet Militärbischof Franz-Josef Overbeck nach einem Besuch im Land. Vier Tage lang war Overbeck gemeinsam mit dem für Polizeiseelsorge zuständigen Weihbischof Wolfgang Bischof und mit dem Leiter der Kommission Gerechtigkeit und Frieden, Bischof Stephan Ackermann, in Afghanistan unterwegs. Im Interview mit Radio Vatikan berichtet er von seinem Eindruck vom Engagement Deutschlands im Land.

„Ich bin 2011 zum ersten Mal in Afghanistan gewesen und habe damals festgestellt, dass alle mit den großen Konflikten beschäftigt waren. Jetzt, gut zwei Jahre später, ist der Prozess vorangeschritten, erstens zieht sich die Bundeswehr zurück und zweitens wird die

Die Bischöfe Overbeck, Ackermann und Bischof beten in Afghanistan am Ehrenhain für die gefallenen Soldaten.

Frage, wie die afghanischen Kräfte auf Dauer mit der Sicherheit umgehen, eine wichtigere Rolle spielen.

Es ist ein Transitionsprozess im Gang, der an Fahrt zunimmt. Das betrifft vor allem die Bedeutung der Polizisten, weswegen ich auch den Beauftragten der Bischofskonferenz für die Landespolizeien, Weihbischof Bischof aus München, mitgenommen hatte, der sich darüber informieren wollte, wie auf Dauer dort Seelsorge geschehen kann."

Die über 3.000 Soldaten sollen in einem Jahr abziehen, bleiben sollen Berater für Afghanistan, das hat sicherlich die Perspektive auf den Einsatz verändert.

„Der augenblickliche Einsatz wird bereits so gefahren, dass er Schritt für Schritt zurückgefahren wird, was die Präsenz der Soldaten angeht. Das ist der politische Wille, der umgesetzt wird. Gleichzeitig ist das mit der Hoffnung verbunden, dass die Kräfte in Afghanistan militärisch und politisch im Stande sind, diesen Prozess der Befriedung positiv voranzubringen.

Ich habe in den Gesprächen festgestellt, gerade auch als ich mit den Mullahs der Blauen Moschee von Mazar al Scharif gesprochen habe, eines der wichtigsten Heiligtümer des Islam, wie sehr die Deutschen wertgeschätzt werden und wie auch ihr Dienst, der dem Frieden und der Integration der verschiedenen Kräfte dient."

Afghanistan will den Frieden

Was ist Ihr Eindruck: Werden die afghanischen Sicherheitskräfte es schaffen, die Stabilität aufrecht zu erhalten, nachdem die internationalen Kräfte sich aus Afghanistan zurück ziehen?

„Es muss auf Dauer immer ein Ziel sein, dass ein Land sich selbst verwaltet und dafür Sorge trägt, dass es die entsprechenden Kräfte generiert, um das auch leisten zu können. Gleichzeitig geht das nur mit einem befriedeten Umland, beziehungsweise mit Nachbarn, die diesen Frieden fördern. Hier sagen alle Afghanen, dass die Beziehungen und die Einflussmöglichkeiten, die es durch den Iran und durch Pakistan gibt, für den Frieden oder Nichtfrieden in Afghanistan von höchster Bedeutung sind.

Gleichzeitig haben wir festgestellt, dass sich die innerafghanischen Gruppen auf einen Friedensprozess begeben müssen, um überhaupt dieses Ziel zu erreichen. Im Norden des Landes, wo die deutschen Kräfte auch tätig sind, ist dieser Prozess schon gut voran gegangen, so zumindest unsere Information und mein Eindruck, in Kabul und im Süden ist das schwieriger.

Es gibt viele Kräfte, die den Frieden wollen und die all diesen unsäglichen Bürgerkrieg und die Auseinandersetzungen leid sind. Wenn sie dann durch das Land fahren und sehen, wie viel zerstört ist, dann kann man das auch umso besser verstehen.

Gleichzeitig gehört Afghanistan zu den ärmsten Ländern dieser Erde und die Menschen wissen, dass es ohne Frieden nicht den kleinsten Schritt zu mehr Wohlstand gibt."

Solidarisches Mittragen des friedlichen Aufbaus

Warum ist Deutschland und ist die Bundeswehr dort engagiert, geht es um deutsche Interessen oder um afghanische Stabilität?

„Heute ist, glaube ich, sehr deutlich festzustellen, dass diese komplexen Sachverhalte nur mit Blick auf das Weltallgemeinwohl zu regeln sind. Deswegen ist eine weltweite Solidarität auch einzufordern. Wo so viel Gewalt ist wie dort, sind natürlich die Kräfte des Militärs und der Polizei gefragt. Aber ohne eine zivile Aufbauleistung auf den Weg zu bringen, wird es doch auch keinen Frieden geben, so dass das, was durch Lehrerinnen und Lehrer in Bezug auf Bildung getan wird, gerade wegen der Frauen und der Mädchen von höchster Bedeutung ist.

Wir dürfen in Deutschland nicht meinen, dass wir unsere Angelegenheiten nur für uns regeln könnten. Wir sind in einen Weltzusammenhang eingebunden, den wir auch solidarisch mittragen müssen."

Sie waren gemeinsam mit Bischof Stephan Ackermann dort, in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Kommission Gerechtigkeit und Frieden, es ging also nicht nur um den Einsatz der Bundeswehr.

„Es war mir ein Anliegen, den Vorsitzenden der Unterkommission der Bischofskonferenz Justitia et Pax einzuladen mitzukommen, um deutlich zu machen, dass unser Engagement als Bischofskonferenz verschiedene Perspektiven betrachten muss. Dazu gehören auch die wachen ethischen Fragen nach der Möglichkeit der Herstellung von Gerechtigkeit.

Ich glaube, dass wir auf Dauer als Bischofskonferenz und als Kirche durch unseren wachen Einsatz für die Seelsorge auf der einen Seite, aber auch für die ethischen Begründungsperspektiven, wie denn Frieden und Gerechtigkeit überhaupt hergestellt werden können, von großer Bedeutung sind.

Das macht sich ja immer wieder fest an konkreten Situationen und deswegen haben Bischof Ackermann und ich uns im jetzt zu Ende gehenden Jahr auch in die Drohnen-Debatte eingeschaltet und darauf hingewiesen, dass Kampfdrohnen klaren ethischen Kriterien unterliegen, wenn sie denn eingesetzt werden. Ich habe deutlich gesagt, dass es keine Waffe gibt, die ethisch neutral ist. Das alles gehört in einen weltweiten Diskurs, in dem wir als Kirche eine wichtige Rolle spielen.

Herausforderungen für die Bundeswehr

Haben Sie besondere Wünsche an die neue deutsche Regierung und an „Ihre" neue Ministerin, Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen? Sie war ja sozusagen direkt nach Ihnen in Afghanistan.

„Sie ist neu im Amt, hat aber schon mehrere Ministerämter gut verwaltet und damit viel Erfahrung. Eine der Herausforderungen für die Bundeswehr wird darin bestehen, das, was wir gesamtgesellschaftlich die Vereinbarkeit von Familie und Beruf nennen, mehr in den Blick zu nehmen.

Ich hoffe auch, dass sich im Blick auf die Weltinnenpolitik und im Blick auf die globalen Herausforderungen, vor denen wir stehen, zeigt, wo die Bundeswehr sowohl im Weltweiten Einsatz gefragt ist, aber auch, dass sie wertschätzende Wahrnehmung auch bei uns in Deutschland bekommt. Das gehört genauso dazu."

Militärgeneralvikar a.D. Apostolischer Protonotar Walter Wakenhut

„Kirchliches Friedenshandeln zwischen Vision und Illusion“

Walter Wakenhut

Begrüßungsrede anlässlich der Festveranstaltung „50 Jahre Pacem in Terris“ in der Katholischen Akademie Berlin am 10. April 2013

Sehr geehrte Damen und Herren,

ganz herzlich begrüße ich Sie hier in der Katholischen Akademie in Berlin an diesem 10. April 2013, um mit Ihnen gemeinsam ein Ereignis zu würdigen, das vor beinahe exakt 50 Jahren, nämlich am 11. April 1963, dem Gründonnerstag dieses Jahres, stattgefunden hat: Die Veröffentlichungen der Friedensenzyklika *Pacem in Terris Papst Johannes XXIII.*

Sich dieser Schrift zu erinnern erscheint uns als Pflicht einer Organisation wie Justitia et Pax, die der Förderung des Friedens weltweit verpflichtet ist, wie auch der Militärseelsorge, die einen zentralen Akteur der Dienste für den Frieden, die Streitkräfte, aus friedensethischer Verantwortung begleitet.

Militärgeneralvikar Walter Wakenhut (2000-2013) bei seinem Vortrag

Gestatten Sie mir, meine Damen und Herren, dass ich in aller Kürze drei Punkte betone, die mir in dieser Enzyklika wichtig erscheinen und mich dazu berechtigen, Sie einzuladen und Ihnen in der Vielfalt ihrer beruflichen Belastungen auch noch die Teilnahme an dieser Veranstaltung zuzumuten.

Mit Johannes XXIII. beginnt schon in seinen Lehrschreiben Mater et Magistra (1961) ein neuer Stil der kirchlichen Sozialverkündigung, der die arrivierten Vertreter der Soziallehre wie z. B. Oswald von Nell-Breuning und Gustav Grundlach irritierte und zu Lernprozessen herausforderte. Johannes XXIII. erweiterte die naturrechtliche Argumentation der traditionellen Sozialverkündigung um empirisch-soziologische Argumente und theologische Motivationen. Es entsteht so ein neuer Denkstil, den sich anzueignen für diejenigen nicht leicht war, die ihr sozialethisches Denken an den Enzykliken und Radioansprachen von Leo XIII. bis Pius XII. geschult und gebildet hatten. Zugleich be-

Militärgeneralvikar Walter Wakenhut im Austausch mit Bernhard Vogel

fremdete die zum Teil begeisterte Aufnahme dieser neuen Form der Sozialverkündigung auch in nicht christlichen Kreisen (vgl. Peter Schallenberg/Arnd Küppers: Zeichen der Zeit. 50 Jahre Pacem in Terris – Kontinuität und Wandel der katholischen Soziallehre. Kirche und Gesellschaft Nr. 396, S. 5).

Charles Taylor (Ein säkulares Zeitalter. Frankfurt 2009, S. 1204) spricht in diesem Kontext von der Schizophrenie des säkularen Zeitalters. Dieses … *„steht stark unter gegenläufigem, doppeltem Druck. Die Leute scheinen auf sicherer Distanz zur Religion zu gehen und dennoch rührt es sie zutiefst zu wissen, dass es tiefgläubige Menschen … gibt. Die Welt der Ungläubigen war es gewohnt, Pius XII. nicht zu mögen, doch das Auftreten von Johannes XXIII. überrumpelte sie. Es genügte, dass sich der Papst anhörte wie ein Christ, und schon schmolzen uralte Widerstände dahin. … Hier gewinnt man den Eindruck, dass viele Menschen, die nicht bereit sind, Christus zu folgen, trotzdem seine Botschaft hören wollen bzw. wünschen, dass diese Botschaft draußen irgendwo verkündet wird“.*

Pacem in Terris wendet sich denn auch im Unterschied zu den sozialethischen Vorgängerenzykliken nicht nur an den Klerus und die Christgläubigen des katholischen Erdkreises, sondern ist ausdrücklich an „alle Menschen guten Willens“ adressiert.

Ein zweiter Punkt: Pacem in Terris rezipiert das moderne Menschenrechtsethos im Kontext der Katholischen Soziallehre und gelangt zu einer vorbehaltlosen Anerkennung der Menschenrechte, wie sie auch in der UN-Menschenrechtsdeklaration von 1948 vorgestellt wurden. Vorbehaltlos ist zumal die Anerkennung der in der Menschenwürde gründenden Religionsfreiheit, die das Recht der Person auf freie Wahrheitssuche unbedingt schützt und nicht nur das Freiheitsrecht des an die Wahrheit gebundenen Gewissens. Dieses Recht steht auch heute massiv unter Druck. Wir sind mit einer Situation konfrontiert – so schreibt die Berliner Zeitung, die ja keinesfalls verdächtigt ist, ein Kirchenblatt zu sein – dass Christen inzwischen die am meisten verfolgte religiöse Gruppe bilden. Ich möchte hier aber keineswegs ausschließlich pro domo argumentieren. Aktuelle Entwicklungen auf dem Gebiet der staatlichen Religionspolitik und der juristischen Auslegung der Religionsfreiheit können durchaus Anlass zur Sorge sein, wenn nämlich angesichts einer Pluralität von Religionen das „Fremdsein“ religiöser Erscheinungsformen im Namen einer dominanten negativen Religionsfreiheit dazu führt, Formen religiöser Praxis aus dem öffentlichen Raum zu verbannen. Deutlich sind Tendenzen einer restriktiven Auslegung der Religionsfreiheit erkennbar.

Nie zuvor sind in einem lehramtlichen Dokument die Menschenrechte derart ausführlich und systematisch entfaltet und als Fundamentalvoraussetzung eines gelingenden menschlichen Zusammenlebens beschrieben worden. Menschenrechte sind in dem sich in Pacem in Terris entwickeltem Argumentationsstil vorpositive Rechte des Einzelnen, die auf eine Positivierung durch die Rechtsordnung angewiesen sind.

Die Achtung der Menschenrechte ist die Fundamentalbedingung für einen weltweiten Frieden. Die Friedensthematik ist neben den Menschenrechten das zweite große Thema der Enzyklika. Es liegt in der Logik der vorbehaltlosen Anerkennung der Menschenrechte, dass die Rechtsordnung, die dem Schutz dieser Rechte dienen muss, zum Angelpunkt der friedensethischen Argumentation wird. Der Historiker Fritz Stern und unser ehemaliger Außenminister Joschka Fischer haben vor wenigen Wochen gemeinsam einen Gesprächsband veröffentlicht (Joschka Fischer/Fritz Stern: Gegen den Strom. Ein Gespräch über Geschichte und Politik, München 2013, S. 173) in dem sie die Bedeutung des Rechtes für eine internationale Friedensordnung betonen: *„Das Recht kommt noch vor der Demokratie. Was man als erstes braucht, ist ein Rechtssystem… Das sagt auch unser Grundgesetz sehr klar, dass es einen unveräußerlichen Kernbestand von Grundrechten gibt… Dieser Grundsatzkatalog des Grundgesetzes ist unveräußerlich, d.h. er ist Mehrheitsentscheidungen nicht zugänglich, eigentlich ein genialer Ansatz.“* (J. Fischer)

Mit der Forderung nach einer internationalen Rechtsordnung sind Fragen verknüpft, wie die nach einem internationalen Gemeinwohl, einer sanktionsmächtigen, politischen Weltautorität und der gerechten Ordnung der Staatenwelt, die die friedensethischen Diskurse über den kirchlichen Rahmen hinaus weitgehend prägen.

Meine Damen und Herren, Pacem in Terris wurde Anfang der 60 Jahre veröffentlicht zu Beginn eines Jahrzehnts, in dem viele gesellschaftlichen und politischen Felder in Bewegung gerieten, getrieben von der Hoffnung auf den Fortschritt der Völker, den Populorum Progressio als Humanisierung aller menschlichen Lebensbereiche. Schon bald jedoch wurde diese Fortschrittshoffnung als naiv kritisiert. Der heute beinahe vergessene Bericht des Club of Rome setzte einen markanten Kontrapunkt. Dennoch behalten die visionären Ansprüche von Pacem in Terris, denen wir eine moralische und erkenntnismäßige Plausibilität beimessen, ihre unverzichtbare immer wieder neu zu entdeckende Bedeutung. Die Formulierung gehaltvoller normativer Visionen gibt politischem Handeln „Klima und Licht“ und verhindert, dass Politik in einem „Betonbau ohne Fenster“ (Benedikt XVI.) funktionalistisch verkümmert.

Meine Damen und Herren, ich wünsche uns einen anregenden Tag.

Im Jahr des Glaubens: Freude am Glauben

Walter Wakenhut

Predigt in Lourdes an der Grotte am 24. Mai 2013

Soldatinnen und Soldaten! Schwestern und Brüder in Christus!

Morgen Abend steigt im Wembleystadion in London das Endspiel in der Championsliga. Zwei deutsche Mannschaften stehen sich gegenüber. Jede hat ihre Fans; und die meisten von euch gehören zu einer dieser Gruppen. Am Ende – wie das Spiel auch immer ausgeht – gibt es ausgelassene Freude oder auch tiefe Enttäuschung. Am Spiel selbst ändert das aber nichts, es bleibt das gleiche Spiel – das freilich jede Gruppe und wahrscheinlich sogar jeder einzelne anders sieht.

Dieses Beispiel lässt sich auf viele Bereiche unseres Lebens ausdehnen. Nehmen wir eine Bergtour, z.B. heute Nachmittag auf den Pic du Jer! Für die einen ist es ein Spaziergang, für andere ein anstrengender Weg den Berg hinauf.

Auch mit dem Erleben dieser Wallfahrt nach Lourdes wird es ähnlich sein. Am Montag, wenn es wieder nach Hause geht, werden die einen begeistert sein, andere werden

Militärgeneralvikar Walter Wakenhut (2000-2013) bei seiner Predigt

diese Tage einfach abhaken, wieder andere werden auch enttäuscht die Heimfahrt antreten. An Lourdes selbst, an diesem Ort, ja am Geschehen Lourdes ändert das nichts.

Es kommt also doch darauf an, wie ich an Lourdes herangehe, wie ich mich diesem geheimnisvollen Geschehen nähere.

Fragen wir also:

Mit welchen Ohren höre ich hin?

Mit welchen Augen schaue ich hin?

Bin ich mit ganzem Herzen und allen Sinnen dabei? – So wie morgen Abend beim Fußballspiel?

In diesem Jahr des Glaubens, das Papst Benedikt aus Anlass der 50. Wiederkehr der Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils ausgerufen hat, sind wir eingeladen, durch die offene Tür des Glaubens zu gehen.

Im Evangelium haben wir die Geschichte von dem Zöllner Zachäus gehört, der von Jesus vom Baum herab geholt wird. Dieser Mann ist auf vielfache Weise faszinierend. Dass er klein war, ist wohl von geringster Bedeutung. Er wollte Jesus sehen. Er ist neugierig. Er hat sehr wohl von Jesus gehört und war in seinem Inneren von ihm nicht nur angetan, sondern er musste Jesus begegnen – koste es, was es wolle.

Als Zöllner hatte er bei seinen Landsleuten kein Ansehen. Sie verachteten, ja hassten ihn als Kollaborateur der römischen Besatzer.

Ganz anders nun Jesus. Er sieht ihn, spricht ihn an. Er gibt ihm Ansehen und – um das zu bestätigen – Jesus lädt sich zu ihm nach Hause ein.

Dann erst ist die Bekehrung, die Umkehr dieses Mannes möglich, der aber – auch das sollten wir bedenken – im Fortlauf des Evangeliums nicht mehr vorkommt. Wir können annehmen, dass er weiterhin – freilich als ein ganz anderer, von Grund auf erneuerter Mensch seinem Beruf nachging. Der Alltag ging und geht für ihn weiter!

Zachäus war zur rechten Zeit am rechten Platz. Er ließ sich ansprechen und ließ sich auf Jesus ein. Man könnte sich diese Geschichte auch anders vorstellen. Er hätte zuhause bleiben könnte; er wäre von Jesus nicht entdeckt worden; er wäre auf den Baum geblieben; er wäre von den aufgebrachten Leuten verjagt worden usw. Wir würden von ihm nichts wissen.

Viele von euch sind zum ersten Mal in Lourdes – aus unterschiedlichen Gründen… Ihr seid gespannt, was da noch alles auf euch zukommt, habt also alle etwas von dieser Neugier des Zachäus in euch. Der stieg auf den Baum; ihr seid nach Lourdes gefahren.

Aber wie für diesen das Klettern auf den Baum allein nicht genügte, so wenig ist es genug nach Lourdes gefahren zu sein. Das Evangelium erzählt uns von dem, auf was es nun wirklich ankommt.

Zachäus ist offen für Jesus und lässt sich von seinem Baum herunterholen, als er ihn beim Namen nennt.

In diesem Mann können wir uns jetzt alle ein klein wenig wiederfinden.

Da ist seine Scheu vor den Leuten, sich offen zu denen zu stellen, die sich zu Jesus bekennen. Er versteckt sich da lieber und will nicht auffallen.

Das alles kennen wir. Wir haben den Glauben zur Privatsache gemacht. Glaube und Glauben ist für viele vielfach ein Eigenkonstrukt in Selbstbauweise geworden.

Wir kennen aber auch diese Neugierde. Da hören wir etwas Interessantes, ein Gerücht, gehen hin und schauen. Wir sind dann dabei als „Schaulustige" – als Zuschauer wie morgen Abend beim Fußballspiel.

Wenn wir bei der Geschichte bleiben, dann gehen wir oft gar nicht aus unserem Haus heraus, öffnen keine Tür, geschweige denn, dass wir mit irgendetwas oder irgendjemanden zu tun haben wollten, das unser Leben veränderte.

Durch die offene Tür des Glaubens zu gehen, sind wir eingeladen. In diesen Tagen hier in Lourdes steht sie für euch alle ganz weit offen. Trauen wir uns heraus aus unseren realen und auch virtuellen Verstecken, so sicher wir uns auch dort fühlen und wissen.

Für Zachäus begann mit der Begegnung mit Jesus ein neues Leben – das nicht nur um sich selbst kreiste, sondern ganz explizit auf die anderen, die Mitmenschen gerichtet war. Die Freude am Glauben, die ihn erfüllte, sollte auch für die anderen, seine Mitmenschen erfahrbar werden.

Und da sind wir bei der anderen Seite dieser Geschichte. Die andere Seite ist Jesus, der diese Tür aufmacht, der auf die Menschen zugeht. Und das ist auch unsere Sendung. Freude und Hoffnung, Angst und Trauer der Menschen zu teilen, so fordert das zweite Vatikanische Konzil in der Pastoralkonstitution „Kirchen in der Welt von heute" von uns, den Christen.

Christ ist man nicht für sich allein, sondern für und mit den anderen. Das mag in diesen Tagen nicht schwer fallen, da wir vieles gemeinsam tun – angefangen von den Mahlzeiten bis hin zu den Gottesdiensten.

Das andere ist aber, dass wir nicht nur uns selbst als Zachäus wiederfinden, sondern auch den andern neben uns Zachäus sein lassen und ihn auch so ernst nehmen. Entscheidend ist, dass wir zur rechten Zeit am rechten Platz sind, den Zachäus auf dem Baum sehen und ihn so anreden, dass wir von ihm eingeladen werden. Reden wir also in diesen Tagen über unseren Glauben – heute Nachmittag bei den gemeinsamen Unternehmungen, morgen bei der Katechese unseres Bischofs und nicht zuletzt im alltäglichen Miteinander. Dann gilt auch für uns: Heute ist diesem Haus Heil geschenkt worden. Die Tür des Glaubens steht offen – für uns alle.

„Geduld“

Walter Wakenhut

Predigt zur Einführung des Leitenden Militärdekans Stephan van Dongen in Berlin am 17. Juni 2013

Heute, am 17. Juni, kann und darf ich hier in der Julius-Leber-Kaserne einen Katholischen Leitenden Militärdekan für das Gebiet der ehemaligen DDR einführen. Wer – wie ich – noch rudimentäre Erinnerungen an die Ereignisse vor 60 Jahren hat und die Bilder der Wochenschau von damals, an die wir uns inzwischen gewöhnt haben, zum ersten Mal sah, der wird die Besonderheit dieses Ereignisses weit über die routinemäßige Einführung eines Dekans zu schätzen wissen. Für viele von uns ist die Vereinigung Deutschlands selbstverständlich und „man“ denkt sich nicht mehr viel dabei. Die Euphorie der ersten Monate und Jahre ist verflogen und Unterschiede schwinden. Hochwasser gibt es im Süden und im Osten und die Leute sind alle von den gleichen Sorgen und Nöten geplagt und freuen sich über das Gleiche.

Militärgeneralvikar Walter Wakenhut (2000-2013) bei der Ernennung des Leitenden Militärdekans Stephan van Dongen zum Leiter des Militärdekanats Berlin in der Standortkirche St. Louis in der Julius-Leber-Kaserne Berlin

Als 1990 die Trennung Deutschlands beendet wurde, war es der damals neue Militärbischof, Erzbischof Dr. Johannes Dyba, der umgehend daran ging, eine katholische Militärseelsorge in den neuen Bundesländern aufzubauen. Für uns, die wir damals dabei waren, war es eine ganz neue Erfahrung, den ehemaligen Soldaten der Nationalen Volksarmee als Militärseelsorger zu begegnen und mit ihnen ins Gespräch zu kommen; es gab damals viel Fremdheit und Misstrauen – auch von kirchlicher Seite.

Nun, diese Hindernisse sind weitgehend überwunden, die Konfessionslandschaft in unserem Land hat sich allerdings auch von Grund auf verändert. Wir Christen sind dabei, eine – wenn auch große – Minderheit zu werden. Das „Selbstverständliche" am Christsein in dieser Welt ist nicht mehr selbstverständlich, Christen müssen ihren Glauben bekennen, ja verteidigen. Unsere Werte, gerade was das Leben betrifft, werden angezweifelt und zur Disposition gestellt. Eine allgemeine Beliebigkeit macht sich breit, die von einem individuellen wie kollektiven Egoismus bestimmt wird.

Das gründet zum einen wohl darin, dass wir gegenwärtig einen gewaltigen Traditionsbruch erleben, der ja nicht nur die Kirche betrifft, und zum anderen, dass auch die Zukunft immer unsicherer wird. So versucht jeder Einzelne und auch jede gesellschaftliche Größe einen eigenen Weg. Der eigene Kirchturm gibt dann die Richtung vor und die Nabelschau wird als Maßstab genommen. Wichtig ist nur, dass die eigenen Kreise nicht gestört werden. Das stößt an Grenzen. Diese zwingen anders zu denken. Ein sehr gutes und positives Beispiel ist die Solidarität, die sich jetzt bei der Hochwasserkatastrophe zeigte. Wildfremde Menschen kämpfen miteinander gegen das Wasser, helfen einander, verstehen einander und unterstützen einander. Es ist die Kraft der Bilder, die ins Auge springende und die Herzen berührende Not der Menschen, die zum Handeln geradezu zwingt.

Als Verkünder des Wortes Gottes stehen wir heute vielfach mit leeren Händen da. Wir kommen bei den Menschen, geschweige denn in ihren Herzen, einfach nicht mehr an. Wir können das als Gott gegeben („Wenn er Gottes Sohn ist, dann möge er herabsteigen vom Kreuz.") hinnehmen. Wir können jammern und klagen – auch das können wir sehr gut, insbesondere dann, wenn wir anderen die Verantwortung zuschieben können. Und wir können uns dagegen wehren, wir können handeln.

Aber wie?

Der tschechische Theologe Tomas Halik hat vor einigen Jahren ein Buch geschrieben, das mit dem Titel „Geduld mit Gott" auch auf Deutsch vorliegt. Halik versucht den Weg des Christen in die moderne Welt zu bahnen, einer Welt, die weithin Gott fern ist und ihn schlichtweg vergessen hat, um nicht zu sagen „atheistisch" ist, denn dieser Begriff ist wieder sehr engführend und irgendwie auch ausschließlich.

Er sieht die Welt und die Menschen von heute als fragende und suchende Menschen. Deshalb nimmt er auch den Zöllner Zachäus als Beispiel. Dieser ist auf der einen Seite ein Ausgestoßener. Seine Landsleute mögen ihn nicht; er ist ein Kollaborateur und noch

dazu einer, der für die verhassten Besatzer das Geld, die Steuern eintreibt. Zachäus ist sich dessen bewusst. Er will aber Jesus sehen und da er dazu noch sehr klein ist, steigt er – um nicht aufzufallen und bei niemandem Ärgernis zu erregen – auf einen Baum. Dort ist er gut versteckt, den Augen seiner Mitbürger verborgen. Er fällt nicht auf. Dort auf dem Baum könnte er noch immer sein, wenn da nicht Jesus wäre. Der sieht nämlich den Zachäus auf dem Baum. Die vielen, die am Straßenrand stehen und schauen, sind auf einmal bedeutungslos, sie regen sich auf, weil Jesus sich mit diesem Mann abgibt und sich bei ihm zum Essen einlädt.

In der Begegnung mit Jesus wird Zachäus ein anderer, Paulus würde sagen ein „neuer Mensch“.

Die Frage, die sich mir jetzt stellt, ist: Wen sehen wir?

Mit wem geben wir uns ab?

Sehen wir die vielen Menschen, die voller Sehnsucht nach Lebenssinn und Lebensinhalt sind?

Sehen wir all die Menschen, die sich nicht zu fragen trauen, weil sie sich nicht dazugehörig fühlen, wir unsere ideologischen oder auch dogmatischen Türen fest verschlossen haben und den Code dazu niemandem verraten? Sind wir bereit diese zu entdecken, sie von ihren Bäumen herab zu holen und ihnen in die Augen und in ihr Herz zu schauen und weniger auf ihren Ruf, ihr Ansehen und ihren Einfluss zu achten?

Und sind wir bereit dorthin zu gehen, wo sie sind?

Jesus geht zu Zachäus und nicht umgekehrt. Die Tür des Glaubens, durch die zu gehen wir in diesem Jahr besonders eingeladen sind, ist nicht immer die Kirchentür, es ist die Tür, die zur Gemeinschaft mit Jesus führt, und der ist bei uns, sicher bis zum Ende der Welt, aber vor allem dort, wo zwei oder drei in seinem Namen zusammen sind.

Lieber Stephan, du übst deinen Dienst als Katholischer Leitender Militärdekan in einem Teil unseres Landes aus, in dem wir Christen eine Minderheit sind. Tomas Halik sagt: Sachte! Sachte! Nur keine Hektik. Da sind viele Menschen, die auf der Suche nach Sinn sind, die auch auf der Suche nach Gott sind. Du brauchst dich jetzt nicht mit Karl Rahner damit zu trösten, dass das alles „anonyme Christen“ seien. Es sind Leute, die nicht glauben können oder wollen, aber es sind Menschen, die wie wir unterwegs sind, suchende Menschen voller Sehnsucht (vgl. Jugendweihe). Wir müssen sie nur entdecken, sie anschauen und ihnen damit Ansehen zu geben.

Die Geschichte mit Zachäus zeigt uns, dass dann auch etwas passiert. Zachäus wird ein anderer. Und es ist auch bemerkenswert, dass die Geschichte des Zachäus im Evangelium nicht weiter verfolgt wird. Er wird kein bedeutender Apostel, er kommt nicht mehr vor.

Die Geschichte zeigt uns, dass es nicht um das Spektakel, sondern um den Menschen geht. Es geht nicht um die Bekehrung der Massen, sondern um das Heil dieses Einzelnen da, des Zöllners und Kollaborateurs.

Dieser Zachäus ist auch in unserer Mitte. Er verbirgt sich in den vielen Menschen, die uns Tag für Tag begegnen. Entdecken wir also in den suchenden und fragenden Menschen von heute den Zachäus und holen wir sie vom Baum herunter, damit auch ihnen das Heil zuteilwird, das uns allen bereitet ist!

Hören wir auf das Konzil! In der *Pastoralkonstitution über die Kirche* in der Welt von heute können wir lesen, was auch heute für uns Bedeutung hat:

„Die gesellschaftliche Ordnung und ihre Entwicklung müssen sich dauernd am Wohl der Personen orientieren; denn die Ordnung der Dinge muss der Ordnung der Personen dienstbar werden und nicht umgekehrt. Die gesellschaftliche Ordnung muss sich ständig weiterentwickeln, muss in Wahrheit gegründet, in Gerechtigkeit aufgebaut und von Liebe beseelt werden und muss in Freiheit ein immer humaneres Gleichgewicht finden.

Um dies zu verwirklichen, sind Gesinnungswandel und weitreichende Änderungen in der Gesellschaft selbst notwendig. Der Geist Gottes, dessen wunderbare Vorsehung den Lauf der Zeiten leitet und das Antlitz der Erde erneuert, steht dieser Entwicklung bei."

Stephan, in diesem Sinn wünsche ich dir hier im Osten unseres Vaterlandes für das Amt, das du an diesem bedeutungsvollen Tag übernimmst, Gottes Segen und seine Gnade!

Wege zum Glauben – die Tür zum Glauben

Walter Wakenhut

Predigt auf dem Mariahilfberg in Amberg am 4. Juli 2013

Philipper 3,7-14; Johannes 20, 11-18

Schwestern und Brüder! Soldatinnen und Soldaten!

Menschen gehen auf die Straße, sie demonstrieren für etwas oder gegen etwas. Und sie suchen damit ganz bewusst und gezielt eine möglichst große Öffentlichkeit. Sehr laut tun sie ihren Willen kund und sind eigentlich erst dann zufrieden, wenn sie diesen durchgesetzt haben, dass also die Lohnerhöhung folgt, die Autobahn nicht gebaut, die Flugrouten geändert oder der Kinderlärm abgestellt wird.

Eine Demonstration eigener Art ist heute unsere traditionelle Soldaten-Wallfahrt auf den Mariahilfberg. Hinter Kreuz und Fahne sind wir betend und singend hier herauf gekommen und zeigen damit: Wir sind Christen, der Glaube hat Bedeutung für mein Leben. Dazu sind wir gemeinsam unterwegs – mag das auch der einzelne auf verschiedene Weise und vor allem in unterschiedlicher Intensität erleben.

Die Motive des Mitgehens sind vielfältig. Dem einen ist es ein echtes Herzensanliegen. Er denkt an die Kameraden und Kameradinnen im Einsatz, an kranke Familienangehörige oder schlicht und einfach an sich selbst, an seine eigenen Probleme und Schwierigkeiten, die Beruf, Alltag und Familie mit sich bringen. Für andere wiederum ist die Wallfahrt eine willkommene Abwechslung im Einerlei des dienstlichen Alltags. Wieder anderen mag es hauptsächlich um Bratwürste und Bier am Ende der Wallfahrt gehen.

Wie auch immer! Wir haben das Ziel erreicht und feiern jetzt miteinander Gottesdienst, das Gedächtnis unseres Herrn Jesus Christus, seines Todes und seiner Auferstehung. Für uns Katholiken ist das Höhepunkt und Mittelpunkt unseres Glaubens.

Durch die offene Tür des Glaubens zu gehen, sind wir in diesem noch von Papst Benedikt XVI. ausgerufenen Jahr des Glaubens eingeladen.

Diese Tür steht uns allen offen. Wie aber kommen wir da hin und vor allem auch hinein?

Die kleine Episode von der Begegnung der Maria Magdalena mit dem auferstandenen Jesus am leeren Grab, die wir gerade im Evangelium gehört haben, mag uns da ein Stück weit weiter helfen. Diese kommt zum leeren Grab und sieht nichts anders als eben dieses

leere Grab, den Auferstandenen, der dazu kommt, kann sie nicht erkennen. Erst als er sie beim Namen nennt, weiß sie, wer dieser Fremde ist: Jesus.

In der Person der Magdalena begegnet uns eine suchende, ein geduldige Frau, die am Grabe ausharrt, eine Frau also, die sich nicht im Schmerz und in der Trauer verliert und sich selbst vergisst. Damit bleibt sie offen für das ganz Neue: die Begegnung mit dem auferstandenen Jesus.

In dieser Geschichte können und sollen wir uns wiederfinden. Nehmen wir den Weg hier herauf als Symbol, als Zeichen für unser eigenes Suchen, Sehnen und Erwarten, für unser Verlangen nach einem Lebenssinn und Lebensinhalt. Das kann sich ja nicht in einem „Irgendetwas muss es halt geben" erschöpfen, das irgendwo und irgendwie ist.

Wenn wir es dabei belassen, dann kommen wir – um im Bild zu bleiben – nie an das Ziel. Wir bleiben auf halber Wegstrecke stehen, bleiben sitzen oder kehren gar um. Heute hat keiner von ans Umkehren gedacht. Das Ziel war klar und wir wollten es erreichen und haben es auch erreicht. Das erfüllt zu Recht mit Freude und macht uns auch ein Stück weit zufrieden.

Wenden wir uns wieder der Maria Magdalena zu. Sie findet die Erfüllung ihrer Wünsche, ihrer Sehnsucht in der Begegnung mit Jesus in dem Augenblick, als er sie mit ihrem Namen anredet.

Diesen Namen haben wir alle einmal in der Taufe bekommen. Wir dürfen Gott Vater nennen und er ruft uns bei unserem Namen.

Hören wir aber? Sehen wir? Haben wir dafür eine Antenne oder schalten wir einfach ab, zappen weiter? Maria hält Jesus zunächst für den Gärtner, der den Garten um das Grab herum pflegt. Diese Begegnung wäre bedeutungslos geblieben, wäre Maria nicht hellhörig und sensibel gewesen und wäre nicht ihre Sehnsucht wach geblieben. So aber konnte sie den Auferstandenen erkennen und ihr Leben ändert sich von Grund auf. Sie ist Zeugin der Auferstehung, sie wird zur „Apostelin der Apostel".

Am Ziel unseres Weges stehen wir jetzt vor der offenen Tür des Glaubens. Sie steht jetzt, hier und heute für uns alle offen. Gehen wir hindurch und entdecken wir den ganzen Reichtum, der sich dahinter verbirgt. Er wird sich uns enthüllen, je tiefer wir in das Geheimnis des Glaubens eindringen, je mehr er unser Leben bestimmt und je intensiver wir aus dem Glauben leben. Dazu bedarf es aber des ersten Schrittes.

Glaube ist nicht auf einmal da; er fällt, so sehr auch Gnade ist, nicht vom Himmel. Vielleicht ist es unser Fehler, das wir immer alles auf einmal haben wollen: das ganze Glück, den ganzen Erfolg, die ungebrochene Karriere.

Uns fehlt die Geduld, die Ausdauer dieser Frau aus dem Evangelium. Sie hat Geduld mit sich, aber auch mit Gott. Ihr Leben gelingt – und auch unser Leben wird gelingen.

Die Zeichen der Zeit deuten – und handeln

Walter Wakenhut

Predigt zum 24. Sonntag im Jahreskreis auf der 53. Woche der Begegnung in der Akademie Klausenhof am 15. September 2013

Lukas 15, 1-10

Schwestern und Brüder,

es gibt Bilder aus dem Evangelium, die sich uns fest eingeprägt haben. Eines davon ist ohne Zweifel das des guten Hirten, der mit dem verlorenen Schaf auf seinen Schultern nach Hause zurückkehrt. Es ist ein gutes Gefühl, zu wissen, dass bei Gott nichts verloren geht, dass er sich all derer annimmt, die sich verirrt haben, verlaufen und verrannt haben, dass er denen nachgeht, die sich verloren haben in den Wirren der Zeit, die gescheitert sind an den Herausforderungen unserer modernen Gesellschaft.

Unser Blick konzentriert sich so auf einzelne, aber nicht auf den eigentlichen Grund für dieses Verlorensein, nämlich eine brutale Welt, die sich weithin selbst genügt und in der die Gesetze eines individuellen wie gesellschaftlichen Egoismus herrschen. Eine Welt, die Gott nicht kennt, vergessen oder verdrängt hat, weiß sich niemanden verantwortlich. Der eigene Vorteil ist entscheidend, das immer Mehr wird für viele zur eigentlichen Treibkraft ihres Handelns – und wir selbst sind da wahrscheinlich auch mit dabei.

Gerade in diesen Tagen des Wahlkampfes wird das deutlich. Nicht mehr das Gemeinwohl entscheidet, wie ich meine Stimme abgebe, sondern die Höhe meiner Rente oder Pension. Wir sind gegen einen Einsatz in Syrien und nehmen stillschweigend den Tod von vielen und das Elend von Millionen in Kauf.

Jesus hat das Doppelgleichnis vom verlorenen Schaf und der verlorenen Drachme zu seiner Zeit seinen Zeitgenossen erzählt. Die Adressaten sind genannt. Es sind die Pharisäer und Schriftgelehrten, die sich darüber aufregen, dass Jesus sich mit den Zöllnern und Sündern abgibt und sie mehr oder minder vernachlässigt. Sie halten sich aber für die eigentliche Elite in Israel und damit auch für die allerersten Adressaten der Botschaft vom Reich Gottes, das allerdings so gestaltet sein muss, wie sie es sich vorstellen – ohne Zöllner und Sünder und vor allem ohne die verhasste römische Besatzungsmacht.

Das Reich Gottes, wie Jesus es verkündet, ist offen für alle Menschen, ob Juden oder Heiden, ob Sünder oder Gerechte, ob Frauen oder Männer. Keiner ist ausgeschlossen, so

er sich bekehrt und sich auf dieses Reich Gottes einlässt als einem Reich der Wahrheit und des Lebens, der Heiligkeit und der Gnade, der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens.

Jesus selbst beweist das durch Wort und Tat. Er geht dahin, wo sonst niemand hingeht, zu den Aussätzigen, den Zöllnern und den anderen sonst am Rande oder gar jenseits des Randes der damaligen Gesellschaft Stehenden. Seine Predigt ist bestimmt vom Gedanken des Friedens, des Einvernehmens aller Menschen, von einem Leben in der Fülle; heute würden wir sagen: von Menschenwürde und Menschenrechte in gleicher Weise für alle. Damit war Jesus auf der Höhe seiner Zeit; er verstand die Zeichen seiner Zeit und zog daraus die notwendigen Folgen. Dass er damit zunächst – zum Tod am Kreuz verurteilt – scheiterte, war eigentlich die notwendige Folge seiner Predigt. Dass er sich im letzten doch durchsetzte, zeigt die Richtigkeit seiner Botschaft. Auferstehung, Erhöhung und Sendung des Heiligen Geistes verändern Welt und Menschen. Seine Botschaft begeistert die Menschen und erneuert das Angesicht der Erde.

Was damals gewachsen ist, ist heute am Verkümmern. Unsere Kirchengemeinden werden immer kleiner. Der demografische Wandel ist dafür eine faule Ausrede. Die nachkommende Generation hat mit Kirche nichts mehr am Hut. Die Weitergabe des Glaubens ist nicht gelungen, wenn nicht gar gescheitert – und da waren auch wir Akteure, die gefragt gewesen wären. So haben die jungen Leute Kirche nie richtig kennen gelernt, sie ist ihr fremd geblieben und sie wissen nichts damit anzufangen, auch wenn die allermeisten noch getauft und gefirmt sind und zur Erstkommunion gegangen sind. Wenn es so weiter geht, werden wir einmal als Dinosaurier einer vergangenen Welt und Gesellschaft bestaunt werden.

Die Zeichen der Zeit verstehen, sie deuten und danach handeln, darum geht es. Mit dem Leitwort für die Woche der Begegnung sagen sie: Wir wollen uns dieser Herausforderung stellen und auch die notwendigen Konsequenzen ziehen.

Unsere Welt und unsere Gesellschaft sind so, wie sie sind. Und: wir fühlen uns ja gar nicht einmal so unwohl in ihr. Was sollen wir also verändern? Oder. Was ist denn da so falsch daran? Die Versuchung alles beim Alten zu belassen, sich in unserer eigenen kleinen Welt zu verschanzen, ist groß und so auch verständlich.

Ist es aber nachhaltig und zukunftsfähig, wenn unsere Natur immer weiter zerstört wird, die Schere zwischen arm und reich immer weiter aufgeht, das Recht auf Leben immer mehr eingeschränkt wird, unsere Privatsphäre zerstört wird und Menschen nur nach ihrer Nützlichkeit beurteilt werden?

Uns ist offensichtlich etwas verloren gegangen. Der Hirte und die Frau aus dem Evangelium gehen dem Verlorenen nach und das mit großem Eifer und hohem Einsatz.

Was tun wir? Und da sind wir wieder bei den „Zeichen der Zeit deuten – und handeln". Jesus hat sich nicht mit der Theorie aufgehalten. Er ging dem Verlorenen nach. Die geistige und materielle Not vieler unserer Zeitgenossen ist groß.

Der tschechische Theologe Tomas Halik macht das in seinem Buch „Geduld mit Gott“ am Beispiel der Begegnung Jesu mit dem Zöllner Zachäus fest. Dieser – obwohl neugierig auf Jesus – versteckt sich zunächst auf dem Baum. Er will nicht gesehen werden und hat damit Erfolg, bis Jesus ihn entdeckt und vom Baum herunterholt und dann sogar in sein Haus geht. Für Halik steht Zachäus für die vielen unserer Zeitgenossen, die dem Zeitgeist verfallen, im letzten doch unzufrieden und auf der Suche nach Glück, nach einem erfüllten Leben sind und es nicht oder an der falschen Stelle finden und deshalb immer weiter getrieben werden. Diese gilt es zu entdecken und zu finden. Ihnen gilt es einen Platz bei uns einzuräumen. Und dabei ist durchaus bemerkenswert wie Jesus vorgeht.

Er sieht den Zachäus und holt ihn vom Baum herunter, weil er bei ihm, in seinem Haus einkehren will. Dort hat er sicher zunächst gegessen und getrunken und keine Belehrung, auch keinen LKU gehalten. Es ist die Gemeinschaft, die Jesus schenkt. Diese bringt Zachäus dazu sein Leben zu ändern, getanes Unrecht wieder gut zu machen und nur noch das von den Leuten zu nehmen, was Recht ist.

Diese Geschichte hat auch dadurch Charme, dass Zachäus im weiteren Verlauf des Evangeliums nicht mehr vorkommt. Er ist offensichtlich wieder in sein normales Leben, in seinen Alltag als Zöllner und Steuereintreiber zurückgekehrt – freilich unter veränderten Vorzeichen. Es gibt also auch keine Moral von dieser Geschichte; sie ist nur liebenswert und nachahmenswert.

Heute geht es nicht nur um den einen Zachäus, um das eine verlorene Schaf und um die eine Drachme. Es sind viele, die – bewusst oder unbewusst – darauf warten, gefunden zu werden, die darauf warten, Heimat und Geborgenheit zu finden. Sie brauchen keine lange Belehrung und auch keine gelehrte Abhandlung, sie brauchen die Erfahrung des von Jesus verheißenen Lebens in der Fülle, das sie dort finden, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind und ER seinen Platz in ihrer Mitte hat.

Kirche unter den Soldaten – und da soll wirklich gelten: wir alle sind diese Kirche – versteht sich als Kirche am Arbeitsplatz der Soldaten in den Kasernen, in den Feldlagern, auf Schiffen oder wo sonst auch immer. Hier gilt es diese Erfahrung zu vermitteln, dass Glauben, so er wirklich gelebt wird, Freude macht und das Leben in der Fülle bringt.

Verstehen und deuten wir die Zeichen der Zeit und handeln danach.

Bericht zur Lage bei der 53. Woche der Begegnung in der Akademie Klausenhof am 16. September 2013

Walter Wakenhut

Dieser „Bericht zur Lage der Militärseelsorge“ auf der Woche der Begegnung, *der* Veranstaltung unseres organisierten Laienapostolates, ist mir zu einer lieben Gewohnheit geworden. 2001, als ich zum ersten Mal dran war, war ich gerade ein paar Monate im Amt, hatte aber durchaus meine Ideen, meine Vorstellungen von Militärseelsorge nach immerhin damals schon vierzehn Jahren Erfahrung in der Kirche unter den Soldaten – und das auf den unterschiedlichsten Stellen. Meine Verwendungsbreite war auch entsprechend groß.

Heute nach fast dreizehn Jahren als Militärgeneralvikar werde ich keinen nostalgischen Rückblick halten, noch hoffe ich in die Versuchung zu geraten, auf einmal aufzuzählen, was alles hätte besser sein können, was andere verbockt oder verhindert haben – so nach dem Motto „Jetzt hat er es ihnen aber noch einmal gesagt.“ Ich will vielmehr versuchen, das Bild der Militärseelsorge so wiederzugeben, wie es sich jetzt im September 2013 darstellt. Es soll ein Bericht zur Lage sein und nicht mehr.

Die Militärseelsorge hat sich in den Jahren nach der deutschen Wiedervereinigung im Gleichklang mit der Bundeswehr verändert. Von ihrem Grundauftrag her ist die Militärseelsorge ein Dienstleister. Sie tut das, was der säkulare, weltanschaulich neutrale Staat

Militärgeneralvikar Walter Wakenhut (2000-2013) bei seinem Bericht

nicht tun kann: Sie setzt das Recht eines jeden Soldaten auf Seelsorge um, das im Soldatengesetz festgeschrieben und in unserer Verfassung grundgelegt ist. Sie ist eben der vom Staat gewünschte (und auch bezahlte) und von der Kirche geleistete Dienst der Seelsorge an den Soldaten und deren Familien (ZDv 66/1).

Die beiden großen Kirchen haben diesen Auftrag bei der Gründung der Bundeswehr übernommen. Damals gab es keinen anderen Anbieter. In unserer weltanschaulich und religiös sehr bunten Gesellschaft stellt sich die Frage nach der Seelsorge in den Streitkräften neu und ganz anders. Darüber nicht nur nachzudenken, sondern auch die notwendigen Folgen zu ziehen, ist eine Forderung der Stunde.

Ich trat im Herbst 1986 meinen Dienst als Standortpfarrer im Nebenamt in der Bayerwaldkaserne in Regen an. Damals lebten wir in den Strukturen des Kalten Krieges. Die großen NATO-Übungen und Truppenübungsplatzaufenthalte waren der Ernstfall. Der Standortpfarrer war am Standort und als Nebenamtlicher hatte ich noch den großen Vorteil nur für eine einzige Kaserne zuständig zu sein. „Unser Pfarrer" war eine selbstverständliche Größe, – eine Qualitätsbezeichnung im Leben der Soldaten, die für mich noch heute zählt – und der Dienst der Seelsorge war ebenso selbstverständlich.

Nun doch eine Nostalgische Reminiszenz!

Wir konnten vor wenigen Wochen das 40-jährige Jubiläum der Standortkirche auf dem Lagerberg in Hammelburg begehen. Diese Kirche ist für mich ein Zeuge dieser Zeit und es tut gut, dass die Gemeinde, die um sie herum entstand, nach wie vor lebendig ist und hoffentlich auch Zukunft hat. Sie ist ein sichtbares Symbol für das, was wir als Katholische Militärseelsorge sind und hoffentlich immer sein werden: Kirche unter den Soldaten. Wir können das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen und auch nicht anhalten. Wir können aber eine gute Geschichte gut fortschreiben – das gilt für Hammelburg wie für unsere ganze Militärseelsorge. Auch wenn sie sich ständig verändert und weiter entwickelt, das Gute gilt es zu bewahren.

Als ich 1989 gefragt wurde, ob ich nach Hamburg an die Führungsakademie als Pfarrer gehen wolle, war das Ja aufgrund meiner Erfahrung in Regen für mich kein großes Problem. Am 1. November trat ich meinen Dienst an, am 9. November fiel die Mauer. Der Feind im Osten war weg. Und ich erinnere mich noch gut an die ersten Kontakte zu den Soldaten des ehemaligen Ostblockes, an Gespräche über die Auftragslage des jeweilig anderen und sehr wohl auch daran, dass man hie und da auch feststellte, man könnte sich unter anderen, Gott sei Dank der Vergangenheit angehörenden, Umständen auch Aug in Aug auf dem Kampffeld gegenüberstehen und nicht gemeinsam essen und trinken, am gleichen Tisch sitzen.

Die Entwicklung verlief in der Folge rasant. Im Rahmen der Kurdenhilfe und in Kambodscha waren unsere Pfarrer auf einmal in Gegenden der Erde, an die – gar als Einsatzort für unsere Seelsorger – vor wenigen Jahren, ja Monaten niemand zu denken gewagt hätte.

Einer meiner ersten Dienstreisen als Personalreferent ging dann 1993 nach Somalia, um dort unseren Pfarrer – MD Johannes Link aus Fürstenfeldbruck – zu besuchen. Für den damaligen Generalvikar war das ein fast unvorstellbarer Vorgang.

Die Bundeswehr 2013 ist eine Armee im Einsatz und die Militärseelsorge ist eine Seelsorge im Einsatz – überall dort, wo auch die Soldaten sind. Dies erfordert auch einen neuen Typ von Seelsorger und Seelsorgerin. Verbrachten zu Beginn der Bundeswehr unsere Pfarrer in der Fastenzeit noch viele Stunden im Beichtstuhl, waren die angebotenen Soldatenexerzitien in Kürze ausgebucht und der sonntägliche Standortgottesdienst gut besucht, so ist es heute der Seelsorger im Einsatz, dem der Soldat begegnet und durch den er/sie Kirche unter den Soldaten kennenlernt. Körperliche Fitness und geistige Regsamkeit sind mehr als früher gefragt, die Kenntnis der englischen Sprache obligatorisch.

Freilich kommt uns da die Struktur der Bundeswehr sehr entgegen. Militärseelsorge war und ist immer noch Seelsorge am Arbeitsplatz der Soldaten in der Kaserne, auf dem Übungsplatz und vor allem in den Feldlagern der Einsatzgebiete. Wir Militärseelsorger brauchen keine pastoralen Großräume zu betreuen, an denen manche unserer Mitbrüder verzweifeln, wenn nicht gar scheitern. Wir können uns voll auf die Menschen, auf die Männer und Frauen konzentrieren, die uns als Seelsorger – und als nichts anderes – anvertraut sind.

Wir tun das, weil wir einen Auftrag haben, den wir zwar für den Staat ausüben, der aber im letzten in Gott gründet und nirgendwo anders. Den guten Gott den Menschen nahe zu bringen, ihn als den treu sorgenden Vater erlebbar und erfahrbar zu machen, ist nach wie vor eine lohnende und erfüllende Aufgabe. Dass wir das nicht als weltfremde Träumer tun können, dafür steht die raue Wirklichkeit des Soldatenberufes, eines Berufes, der sich immer wieder mit Töten und Getötetwerden konfrontiert sieht.

Den Soldaten und deren Angehörigen als Seelsorger gerecht zu werden, muss Ziel und Inhalt unserer Arbeit sein und bleiben. Dementsprechend muss auch unsere Aus-, Fort- und Weiterbildung gestaltet sein.

Und hier ist den letzten Jahren doch einiges geschehen.

Eine wichtige Grundlage unserer Arbeit ist die in den vergangenen Jahren entstandene Sinus-Milieustudie, die für uns eine Sehhilfe auf unsere Klientel ist. Wir wissen aus welchen Milieus die Soldaten und Soldatinnen kommen, in welchen sie sich daheim fühlen, wie sie denken und reden – wo sie sozusagen ihren Sitz im Leben haben. Für die Militärseelsorge als Seelsorge am Arbeitsplatz der Soldaten ist das m.E. eine unabdingbare Voraussetzung für zielgerichtetes und effektives Arbeiten. Aber auch hier gilt, wie anderswo auch: Was hilft das beste Arbeitsgerät, wenn es nicht angewendet und benutzt wird. Dass manche Ergebnisse dieser Studie nicht allen schmecken, ist kein Argument gegen diese Studie. Wir sollten uns doch mehr den objektiven Sachverhalten stellen, denn subjektivem Empfinden folgen.

Eine wichtige Funktion hatte und hat da der Strategieprozess (der allerdings auch kein Wunschkonzert ist). Sie als aktive Laien haben ja engagiert und aktiv mitgearbeitet. Dafür einen herzlichen Dank! Jetzt müssen dessen Ergebnisse Schritt für Schritt umgesetzt werden und zwar nicht nur durch das Amt, sondern durch jeden einzelnen und jede einzelne.

Deutlich wird das an den Pastoralplänen, die die allermeisten Dienststellen erstellt haben. Sie sollen ja auch ein Arbeitsschwerpunkt der diesjährigen Gesamtkonferenz werden und darüber hinaus ein beständiges Thema der Dienstbesprechungen auf Dekanatsebene. Das ist eine gute Gelegenheit miteinander zu kommunizieren und die notwendigen sachlichen Informationen weiter zu geben zum Nutzen und zum Wohle aller. Ein gemeinsames Verständnis von Seelsorge halte ich für unabdingbar in unserer von einer hohen Mobilität geprägten Bundeswehr, die unser Arbeitsfeld ist.

Da kann es eigentlich nicht angehen, dass jeder seine eigene Suppe kocht – und die genauso schmeckt wie des anderen. Kirche und Seelsorge werden so als langweilig, abgeschmackt und altbacken empfunden und erlebt. Das kann aber nicht unser Anliegen sein. In einem *verbindlichen und von allen akzeptierten Pastoralplan* kann solches nicht vorkommen. Es muss unser Bestreben sein, immer auf der Höhe der Zeit zu sein und die Zeichen der Zeit in der rechten Weise zu deuten, ohne dem Zeitgeist zu verfallen. Dazu bedarf es sicher auch einer gewissen Anstrengung, damit wir die eigene Trägheit überwinden und nicht einem Geist der Schwere verfallen (Eugen Biser), der unsere Kirche immer wieder zu lähmen droht.

Wir haben als Militärseelsorger die besten Voraussetzungen. Mit der Erteilung des Lebenskundlichen Unterrichts (LKU) beauftragt, haben wir Zugang zu allen Soldaten. Das Vertrauen, das da in uns gesetzt wird, ist groß und es muss selbstverständlich sein, dass wir alles tun werden, diesem unserem Auftrag gerecht zu werden. So sehr der LKU in der

Verantwortung der Soldaten liegt, ist es an uns, dieses Angebot des LKU so attraktiv zu machen, es so aktiv anzubieten, dass es gerne angenommen wird.

Militärbischof Dr. Walter Mixa hat als seine letzte Amtshandlung das zebis in Hamburg gegründet. Eine fundierte berufsethische Qualifizierung der Soldatinnen und Soldaten ist wesentlicher Inhalt des Lebenskundlichen Unterrichtes. Um diesen sachgerecht, zeitnah und vor allem den Soldatinnen und Soldaten nahe (Sinus!) erteilen zu können, dazu soll zebis beitragen durch eigene Veranstaltungen, vor allem aber durch die Bereitstellung von Unterrichtsmaterialien, Medien, Literatur usw. Dass das alles nicht auf einmal und perfekt sein kann, soll uns Ansporn sein und nicht Anlass zur Abqualifizierung.

Der LKU ist kein Religionsunterricht und soll es auch nicht sein. Für die religiöse Bildung haben wir das weite Feld unserer Intensivmaßnahmen (Veranstaltungs-Katalog). Hier haben wir Möglichkeiten, wie sie kaum sonst in unserer Kirche vorhanden sind. An uns ist es, diese zu nutzen – und zwar sinnvoll zu nutzen. Geld auszugeben allein genügt da nicht. Die Inhalte müssen stimmen. Mit dem Motto des zu Ende gehenden Jahres des Glaubens möchte ich sagen, hier können wir die Tür zum Glauben öffnen und die Leute einladen, auch hindurch zu gehen.

Militärseelsorge ist kein Selbstzweck. Sie ist der vom Staat gewünschte und von der Kirche geleistete Dienst der Seelsorge an den Soldaten. Die Militärseelsorge ist grundsätzlich konfessionell ausgerichtet. Sehr wohl wissend, dass die Wirklichkeit des soldatischen Alltags ökumenisch ist – um nicht ökumenistisch zu sagen –, geht es bei uns zunächst um die katholischen Soldaten und Soldatinnen und deren Familien. Sie sind Grundlage und alleinige Berechtigung für die Existenz der Militärseelsorge.

Entsprechend haben wir unsere Pfarrgemeinderäte, die Arbeitskonferenzen bei den Leitenden Dekanen und unseren Katholikenrat auf Bundesebene und die GKS als den Berufsverband der Soldaten. Diese Gremien und der Verband, also Sie, die Sie jetzt hier sind zu dieser Woche der Begegnung, sind für uns lebenswichtig und wir können nicht genug Sorgfalt und Mühe auf die Arbeit mit diesen und in diesen legen. Die Laien sind nicht das Hobby einiger engagierter Seelsorger und Seelsorgerinnen; sie gehören zum obligatorischen Pensum eines jeden von uns. Sie sind nicht lästiges Beiwerk, sondern Inhalt der Seelsorge. Ich weiß, dass die Zahl derer immer weniger wird, die für eine aktive Mitarbeit in der Seelsorge zu haben sind. Berufliche Belastung, Wochenendehen, der Einsatz sind verstehbare Gründe dafür, sollten uns aber nicht mutlos machen. Wir sollten dankbar sein für all die, die unsere Arbeit nach ihren Kräften und Möglichkeiten mittragen. Ich habe aber auch mit großer Freude feststellen können, dass die von den einzelnen Militärpfarrämtern erstellten Pastoralpläne in den allermeisten Fällen zusammen mit PGR, Mitarbeiterkreisen und sonst engagierten Soldaten und Soldatinnen entstanden und nicht das alleinige Werk von Pfarrer, Pastoralreferent oder Pastoralreferentin sind.

Es gilt halt all die guten Möglichkeiten nutzen, die wir haben. Ich denke hier an Familienwochenenden oder Werkwochen, die auch inhaltlich sinnvoll gefüllt sind, die

Lebenswelt der Soldaten (>Sinus-Milieustudie) im Blick haben und die Pforte des Glaubens öffnen. Unverbindliche, vielleicht auch sogar interessante Themen, wie das Basteln eines Adventgesteckes, sind da wenig hilfreich.

Ich darf hier auch auf die fruchtbare und erfolgreiche Zusammenarbeit mit dem Institut für Ehe und Familie in der Gesellschaft an der KU in EI hinweisen und dabei insbesondere die Verdienste von Herrn Dr. Peter Wendl hervorheben.

Die im vergangenen Jahr von unserem Militärbischof errichtete Familienstiftung soll diese Arbeit unterstützen und bündeln.

Gleiches gilt für die Zusammenarbeit mit der Katholischen Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung. Hier ist angedacht und geplant, unsere religiösen Familienferien als Betreuungsmaßnahme der KAS zu überantworten, ohne dass sie dabei ihren Charakter als seelsorgerliche Angelegenheit verlieren; d.h. dass diese nach wie vor seelsorgerlich begleitet werden. Gleiches gilt für die geplanten Veranstaltungen im Kloster Eibingen für die Angehörigen von vom Einsatz betroffenen Soldaten und Soldatinnen.

Es wird in Zukunft für die Militärseelsorge immer wichtiger sein, sich auf das Kerngeschäft zu konzentrieren, den Seelsorgern und Seelsorgerinnen für ihre eigentliche Aufgaben (LKU, Einsatz) den Rücken freizuhalten.

Wir haben es als Militärseelsorge bisher geschafft, unsere Soldatinnen und Soldaten im Auslandseinsatz zu begleiten. Es war und ist nicht immer einfach, die dafür notwendigen Leute zu finden. Der Dienst in den Feldlagern ist nicht einfach, auf der anderen Seite aber auch wieder sehr erfüllend – da wirklich Seelsorge am Arbeitsplatz des Soldaten. Bei der reduzierten Zahl unserer Dienststellen wird es noch mehr auf die Bereitschaft eines jeden einzelnen ankommen, sich dieser Aufgabe zu stellen.

Ebenso wichtig wird es aber sein, dass wir dabei all den vielen Aktivitäten, den Einsätzen, der Erteilung des LKU die katholischen Soldatinnen und Soldaten und deren Angehörige nicht aus den Blick verlieren. In unserer durch und durch säkularen Welt, die auch vor den Toren der Kasernen nicht Halt macht, brauchen sie Heimat und Geborgenheit. Die Kirche unter den Soldaten kann und will das sein.

Am Ende dieses meines letzten Berichtes zur Lage ist auch der Ort „Vergelt's Gott!" zu sagen all denen, die mir in diesen dreizehn Jahren und die Jahre davor zur Seite gestanden haben, die meiner und unserer Arbeit in der Militärseelsorge nicht nur wohlwollend begegneten, sondern sie in Wort und Tat unterstützten im Staat wie in der Kirche.

Kirche ist nur in einem guten Miteinander von Laien, Priestern, Seelsorgern und Seelsorgerinnen möglich. Ich danke deshalb an dieser Stelle ganz ausdrücklich allen Soldatinnen und Soldaten sowie deren Angehörigen, die sich für uns engagieren und dafür viel Zeit und Mühe aufwenden, besonders den Mitgliedern von Pfarrgemeinderäten und den Delegierten bei Dekanatsarbeitskonferenzen und beim Katholikenrat, dessen Vorsitzenden, Herrn Oberstleutnant Thomas Aßmuth, sowie der Gemeinschaft Katholischer Soldaten mit ihrem Bundesvorsitzenden, Herrn Oberst Rüdiger Attermeyer. Ich danke fürs Zuhören, melde mich ab und wünsche Ihnen allen Gottes Segen.

Rückblick auf 13 Jahre als Militärgeneralvikar

Walter Wakenhut

Interview mit katholisch.de am 04. Oktober 2013

Siebenundzwanzig Jahre in der Militärseelsorge, davon 13 Jahre als Militärgeneralvikar. Wer so lange Zeit unter Soldaten gelebt hat, kennt die Truppe, ihre Sorgen und Herausforderungen gut. Am kommenden Dienstag geht Prälat Walter Wakenhut in den Ruhestand. Im Interview mit katholisch.de blickt er auf die Veränderungen in der Militärseelsorge in den vergangenen Jahren zurück, wagt einen Blick in die Zukunft und erläutert, warum sein Ruhestand eigentlich keiner ist.

Frage: Herr Prälat Wakenhut, 13 Jahre waren sie Militärgeneralvikar. Das heißt: als Geistlicher dem Militärbischof unterstellt, zugleich aber als Leiter des Militärbischofsamts, einer Bundesoberbehörde, dem Verteidigungsminister. Wie haben Sie es geschafft, diese Arbeit „zwischen den Stühlen" zu meistern?

Wakenhut: Das war eigentlich gar nicht so schwierig. Das Ziel, Seelsorge zu ermöglichen, ist sowohl beim Militärbischof als auch beim Verteidigungsminister stark ausgeprägt. Die Militärseelsorge ist der vom Staat gewünschte und von den Kirchen zur Verfügung gestellte Dienst der Seelsorge an Soldaten. Unter diesem Obergedanken konnte ich immer gut arbeiten.

Frage: Gab es Ereignisse, bei denen Ihnen der Spagat zwischen Kirche und Staat nur sehr schwer oder auch gar nicht gelungen ist?

Wakenhut: Den größten Spagat hatte ich auszuhalten, als ich nach dem Rücktritt von Bischof Walter Mixa im Jahr 2010 und dem Antritt von Bischof Franz-Josef Overbeck im Jahr 2011 keinen Militärbischof hatte. Da lag ich manchmal mit mir selbst im Konflikt, ob ich jetzt die Interessen des Militärbischofs vertreten muss, der ich in diesem Moment quasi war, oder die des Staates. Aber es war immer in meinem eigenen Herzen zu lösen.

Frage: Die vergangenen Jahre waren für die Bundeswehr eine Zeit voller Umbrüche – zum Beispiel der Afghanistan-Einsatz, der Kampf gegen den Terror, die Bundeswehrreform mit Standortschließungen oder die Aussetzung der Wehrpflicht. Welche Auswirkungen hatte das auf die Militärseelsorge?

Wakenhut: Das hatte große Auswirkungen. Durch die Bundeswehrreform werden sich beispielsweise unsere Dienststellen in den nächsten Monaten von 91 auf 75 reduzieren. Zur Zeit des Kalten Krieges waren es über 130. Es hat sich zudem eine enorme Reduzierung der Pfarrerzahlen ergeben. Somit ist es schwierig, die zusätzlichen Aufgaben, die sich durch Auslandseinsätze ergeben, zu bewältigen. Durch die hohe Motivation unserer Mit-

Wakenhut und sein Chef gemeinsam in Lourdes. Seit 2011 ist der Essener Bischof Franz-Josef Overbeck (links) deutscher Militärbischof. Bildquelle: Christina Lux/KMBA

arbeiter ist uns das aber immer gut gelungen. Was man in seiner ganzen Dimension noch nicht ausloten kann, ist die Aussetzung der Wehrpflicht. Die Soldaten, die jetzt kommen, haben sich bewusst dafür entschieden. Sie leisten keine Pflicht ab, sondern kommen freiwillig. Das hat auch Auswirkungen auf die berufsethische Qualifikation dieser Leute.

Frage: Gerade seit dem Beginn des Afghanistan-Einsatzes wird in der Öffentlichkeit viel und kritisch über die Bundeswehreinsätze im Ausland diskutiert. Ist das eine Herausforderung für die Militärseelsorge?

Wakenhut: Die mangelnde Akzeptanz des Einsatzes in Afghanistan ist natürlich ein Thema. Ich lese gerade noch einmal das Schreiben „Gaudium et Spes" des Zweiten Vatikanischen Konzils, in dem die globale Verantwortung der Christen festgehalten ist. Menschenrechte und Menschenwürde zu verteidigen, ist für unsere Soldaten ein ehrenwertes Motiv, auch in Afghanistan. Natürlich wissen sie, dass sie immer nur der Notnagel der Politik sind, wenn alle nicht-militärischen Möglichkeiten erschöpft sind.

Frage: Im aktuellen „Kompass", der Zeitschrift des katholischen Militärbischofs, spricht Militärbischof Overbeck davon, dass der „zu registrierende, deutlicher werdende Verzicht unter den Soldatinnen und Soldaten auf den Gottesdienst und den sakramentalen Dienst der Kirche in den Einrichtungen der Bundeswehr einer Antwort durch die Militärseelsorge bedarf". Wenn immer weniger Soldaten sich als Christen bekennen, brauchen wir dann überhaupt noch Militärseelsorge?

Wakenhut: Seelsorge heißt zunächst einmal, sich um den Menschen zu kümmern. Im Rückblick auf meine Arbeit ist mir klar geworden, wie sehr sich die Aufgaben verlagert haben. Vor 50 Jahren war die Haupttätigkeit der Militärseelsorge, Gottesdienste abzuhalten. Mittlerweile stehen die individuelle Seelsorge und persönliche Gespräche im Vordergrund.

Frage: Es bedarf also einer Neujustierung?

Wakenhut: Auf jeden Fall. Militärseelsorger müssen sich ganz anders qualifizieren. Es ist nicht mehr der gute Sänger für Gottesdienste gefragt, sondern derjenige, der gut mit seiner Theologie umgehen und die jungen Leute in ihren Lebenssituationen begleiten kann, zum Beispiel bei der Sinnfrage eines Einsatzes in Afghanistan.

Frage: Priestermangel ist nicht nur ein Problem der Bistümer, sondern auch der Militärseelsorge. Muss man daher mehr auf Ökumene und Laien setzen?

Wakenhut: Die Militärseelsorge steht auf zwei Beinen: evangelisch und katholisch. Wenn eines wegfällt, funktioniert das Ganze nicht mehr. Mit diesem Prinzip arbeiten wir sehr gut und haben ein hervorragendes Verhältnis zu unseren evangelischen Brüdern und Schwestern. Wir haben das Zentrum für ethische Bildung in den Streitkräften übernommen und die evangelische Seite legt den Schwerpunkt auf Einsatz- und Hinterbliebenen-Seelsorge. Es geht nur ökumenisch. Bezüglich der Laien hat Militärbischof Overbeck vorgegeben, zu 50 Prozent Pastoralreferentinnen und -referenten einzusetzen. Wobei es schwierig wird, auf die Zahl zu kommen. Ebenso sind wir dabei, neue Konzepte zu entwickeln, um gut-katholische Soldaten zu einer noch aktiveren Teilnahme an der Militärseelsorge zu motivieren.

Frage: Zum 1. November tritt ihr Nachfolger, Monsignore Reinhold Bartmann, an. Welchen Tipp können Sie ihm für sein neues Amt mitgeben?

Wakenhut: Zunächst einmal, dass Militärseelsorge viel Freude macht. Und, dass es sehr viel auf die Vernetzung innerhalb der Bundeswehr ankommt. Aber Bartmann bringt die besten Voraussetzungen mit, da er schon seit vielen Jahren in der Militärseelsorge aktiv ist.

Frage: Wie geht es für Sie weiter?

Wakenhut: Als ich 1997 Wehrbereichsdekan in München wurde, habe ich zugleich eine kleine Gemeinde im Süden von München übernommen. Dort werde ich wieder hingehen und das sein, was ich von Anfang an sein wollte: Seelsorger in einer kleinen Gemeinde.

Das Interview führte Christoph Meurer.

Interview mit Kerstin Bücker am 7. Oktober 2013

Walter Wakenhut

Seit dem Jahr 2000 steht der Apostolische Protonotar Walter Wakenhut als Militärgeneralvikar an der Spitze des Katholischen Militärbischofsamtes (KMBA) in Berlin. In dieser Zeit hat er viel bewegt – er wird deshalb auch als der „Marathonmann der katholischen Militärseelsorge“ bezeichnet. Nun zieht sich Walter Wakenhut aus der Militärseelsorge zurück – ab dem 1. November übernimmt der Leitende Militärdekan Monsignore Reinhold Bartmann aus München die Leitung des Katholischen Militärbischofsamtes.

Herr Wakenhut, seit mehr als einem Jahrzehnt stehen Sie an der Spitze des Katholischen Militärbischofsamtes. Welche Erinnerungen verbinden Sie damit?

Nur Gute. Es gab in den vergangenen Jahren viele positive Entwicklungen aber auch Herausforderungen für die Militärseelsorge, denen ich mich gerne gestellt habe. In vielen Situationen habe ich die Kameradschaft der Soldaten spüren können. Das ist eine schöne Erfahrung.

Gibt es auch Ereignisse, die Sie lieber nicht erlebt hätten?

2010 war ich als Generalvikar in Afghanistan. Am Karfreitag und nach Ostern dieses Jahres sind dort deutsche Soldaten gefallen.
Auf dem Rückflug nach Deutschland waren die Särge der toten Soldaten im gleichen Flugzeug. Wir haben für diesen Weg sehr lange gebraucht, denn die Staubwolke aus dem Vulkan in Island hielt uns in Termez fest. Die Gespräche mit den Mitreisenden, dieses Gefühl der ständig vorhandenen Trauer waren für mich sehr bewegend. In Deutschland habe ich mit Generaldekan Heimer die Trauerfeier für die Soldaten gehalten.

Militärgeneralvikar und Militärgeneraldekan in Afghanistan
(Quelle: Bundeswehr/Schreiner)

Haben die Truppenbesuche, wie etwa in Afghanistan, Ihre Arbeit beeinflusst?

Ja! Mir ist dabei die besondere Situation der Familien bewusst geworden, die zu Hause alleine zurück bleiben. In solchen Momen-

Militärgeneralvikar Wakenhut begrüßt die KFOR-Soldaten
(Quelle: KMBA/Dirk Draewe)

ten wird einem die wichtige Bedeutung der Militärseelsorge klar. Wir brauchen deshalb gut ausgebildete Militärseelsorger, die den Menschen vor Ort, aber auch den Zurückgebliebenen zu Hause eine echte Hilfe sein können.

Auf welche Projekte haben Sie bei Ihrer Arbeit besonderen Wert gelegt?

Der Lebenskundliche Unterricht ist mir besonders wichtig, weil der Beruf des Soldaten Lebens- und Weltverantwortung vereint. Der ehemalige Militärbischof Dr. Walter Mixa hat dafür das Zentrum für ethische Bildung in den Streitkräften (zebis) in Hamburg gegründet.
Das zebis entwickelt innovative Konzepte im Bereich der ethischen Bildung für die Streitkräfte und unterstützt ihre Umsetzung – zum Beispiel durch ein Online-Portal, in dem Arbeitsmaterialien kostenlos zur Verfügung stehen. Sie sollen einerseits Klarheit über die eigene Lebensorientierung und die Fähigkeit zum verantwortungsvollen Handeln erhalten. Andererseits dient der Unterricht der Entwicklung der eigenen Persönlichkeit und schärft das politische und ethische Urteilsvermögen der Soldaten.

Die Militärseelsorge hat eine wichtige gesellschaftliche Funktion. Was ist dies konkret?

Wir als Militärseelsorger können dazu beitragen, dass Menschen in ihrem Glauben gefestigt werden. Dafür bieten wir Gottesdienste und Gesprächskreise an. Unsere Angebote sind sehr vielfältig.
Eine Studie hat gezeigt, dass von zehn Berufssoldaten neun schon die Militärseelsorge in Anspruch genommen haben, vor allem in Belastungssituationen wenden sich die Soldaten an uns. In ihren Einsätzen machen sie die Erfahrung mit Tod und Verwundung. Aber auch die Trennung von der Familie ist ein wichtiges Thema in der Seelsorge. Familienwochenenden werden gut angenommen.

Wie hat sich das Ansehen der Soldaten in der Gesellschaft verändert?

Die Zahl der Soldaten sinkt – sie sind nicht mehr so sehr in der Öffentlichkeit präsent. Auch wenn der Respekt für die Arbeit der Soldaten bleibt, werden ihre Einsätze in den Krisengebieten der Welt nicht ausreichend gewürdigt. Wir haben aber als Christen eine globale Verantwortung für den Frieden – das ist noch nicht in den Köpfen aller angekommen. Der Soldat sollte sein Leben als Christ in der Gesellschaft leben können.

Die Konflikte in der Welt und sinkende Katholikenzahlen – was sind die größten Herausforderungen für die Militärseelsorge?

Die Zahl der Katholiken sinkt ebenso wie die Zahl der Männer, die Priester werden. Aber auch die Zahl der Soldaten sinkt im Rahmen der Strukturreform der Bundeswehr. Wie es zukünftig sein wird, gilt es abzuwarten. Die Militärseelsorge muss trotz Priestermangel ihren Weg weitergehen – denn Konflikte werden in der Welt bleiben. Wir müssen weiterhin unsere Seelsorger befähigen, Auslandseinsätze zu begleiten. Ein besonderer Schwerpunkt sollte weiterhin auf dem Lebenskundlichen Unterricht liegen. Gleiches gilt für die Seelsorge an Familien und Angehörigen.

Generalvikar Prälat Walter Wakenhut (Quelle: KMBA/Vincent Bordignon)

Welche Empfehlungen in der Zusammenarbeit mit den Soldaten können Sie Ihrem Nachfolger geben?

Meiner Meinung nach hat Monsignore Bartmann ausreichend Erfahrungen in der Militärseelsorge gemacht. Er kennt die Strukturen und weiß um die Herausforderungen der Zukunft. Ich bin froh, dass er mein Nachfolger wird, weil er der richtige Mann für das Amt ist.

Gab es in Ihren vielfältigen Aufgabenbereichen ausreichend Momente für die Seelsorge?

Als Militärgeneralvikar bleibt weniger Zeit für die Seelsorge, weil ich mich vor allem mit Verwaltungsaufgaben zu beschäftigen hatte. Mein zweites Standbein ist eine kleine Pfarrei in Bayern, in der ich Seelsorger sein darf. Dort habe ich immer einen Ausgleich zu meiner Arbeit im Militärbischofsamt gefunden. Dorthin werde ich am 1. November zurückkehren und weiterhin Seelsorger sein.

Das Interview führte Kerstin Bücker.

Kirche unter den Soldaten

Walter Wakenhut

Predigt beim Pater-Rupert-Mayer-Gottesdienst in der Bürgersaalkirche München am 24.10.2013

Soldatinnen und Soldaten, Schwestern und Brüder in Christus,

mich bewegt die Frage Jesus aus dem Evangelium des vergangenen Sonntags: „Wird der Menschensohn, wenn er kommt, auf der Erde noch Glauben finden?“ Die Frage nach dem Glauben, nach dem eigenen Glauben oder auch Unglauben ist auch die Frage der Kirche von heute. Nicht erst durch den Limburger Bischof ist unsere katholische Kirche wieder in Diskussion geraten. Da ist nach der festen Überzeugung der allermeisten Zeitgenossen unsere reiche katholische Kirche in Deutschland und da ist auf der anderen Seite ein Papst in Rom, der nicht nur durch seinen Namen eindeutig Position für die Armen und damit für eine arme Kirche bezieht.

„Meint ihr, ich sei gekommen, Frieden auf die Erde zu bringen?

Nein, sage ich euch, nicht Frieden, sondern Spaltung.“ Dieser Satz aus dem Evangelium hatte zwar nicht unsere Situation im Blick, aber er trifft sie sehr gut. Unsere Kirche bietet ein jämmerliches Bild.

Es ist so: Sie wird nur noch als eine Institution gesehen und wir in der Kirche geben auch allen Grund dazu, denn wir reden über Geld, über Strukturen, Pastoralpläne. Sicher, die Kirche hat ihre Funktion als Dienstleister und eine reiche Kirche wird halt auch als solche gesehen. Wo bleibt aber die Gemeinschaft der Glaubenden, derer also, die sich im Namen Jesu versammeln und in deren Mitte er nach seinen Worten da sein werde?

So viel wir über äußere Formen reden, so wenig reden wir über unseren Glauben. Wir haben zwar das Jahr des Glaubens, aber geht es uns wirklich um den Glauben?

Kirche unter den Soldaten ist Kirche mitten in der Welt. Unsere Soldatinnen und Soldaten denken, reden und handeln als Staatsbürger in Uniform wie alle unsere Zeitgenossen. In ihrem Dienst begegnen sie allerdings einer Welt, die sie mit aller Not und allem Elend, mit all dem Unfrieden, dem Hass und der Missgunst zwischen Menschen und Völkern konfrontiert. Der Soldat ist aber nicht der Rächer, der Zerstörer, sondern „Diener des Friedens und des Wohlergehens der Völker“, wie es in der Pastoralkonstitution des zweiten vatikanischen Konzils „Kirche in der Welt von heute“ zu lesen ist.

Uns Militärseelsorgern ist diese Kirche, sind die Männer und Frauen, die in der Bundeswehr ihren Dienst leisten, in besonderer Weise anvertraut. Pater Rupert Mayer, dessen wir heute gedenken, hat diesen Dienst in den schweren Zeiten des unseligen ersten

Weltkrieges geleistet. Als Christ und Priester hat er dem Ungeist des Dritten Reiches widerstanden. So ist er für uns Vorbild, das uns Mut machen kann, auch in unserer für die Kirche nicht einfachen Zeit unseren Dienst als Zeugen des Glaubens und Verkünder des Wortes – sei es gelegen oder ungelegen – zu verrichten.

Und so hat es auch einen tiefen Sinn, dass du, lieber Mitbruder Artur Wagner, gerade heute mit der Leitung des Militärdekanates München beauftragt wirst und dein Vorgänger Reinhold Bartmann nach Berlin verabschiedet wird, um dort als Militärgeneralvikar und Generalvikar des Bischofs, als dessen „alter ego" die Militärseelsorge zu leiten.

Unser Auftrag als Militärseelsorger ist es, den uns Anvertrauten die christliche Lehre, die Sakramente der Kirche und die seelsorgerliche Leitung leichter und fruchtbarer zugänglich zu machen.

Wir sollen, wie es Papst Benedikt XVI. in seiner Ankündigung des Jahres des Glaubens schreibt, die Tür des Glaubens öffnen und offen halten, damit möglichst viele hindurchgehen und dahinter auch das finden, was Jesus uns verheißen hat: Das Leben in der Fülle.

Viele von uns – gerade wir älteren – erfahren unsere Gegenwart als chaotisch, bedrohlich. Die Vielfalt der Kulturen und Religionen, die inzwischen das Leben unserer Gesellschaft prägt, verunsichert uns zutiefst. Ist das aber nicht viel mehr ein Zeichen der Zeit, das ernst zu nehmen, zu deuten und danach zu handeln, uns schon Jesus mahnt und die Konzilsväter nicht müde werden, darauf hinzuweisen.

Nicht Resignation oder nostalgisches Zurückschauen darf die Antwort sein, sondern ein entschiedenes Angehen der Probleme. Es gilt die Chancen der zunehmenden Globalisierung zu nützen. Die Menschen, die immer enger zusammenrücken, brauchen eine Ordnung, in der Menschenwürde und Menschenrechte geschützt und geachtet werden, sie brauchen einen Raum zum Leben, den sie selbst gestalten können. Nicht nur uns soll es gut gehen, sondern möglichst allen Menschen auf unserer Erde.

Soldaten tun ihren Dienst für Frieden, Recht und Freiheit, überall, wo diese Werte gefährdet sind. Sie tun das unter dem Einsatz von Leib und Leben. Sie tun das nicht um ihrer selbst willen, sondern im Einsatz für dieses Weltgemeinwohl, als Diener der Sicherheit und der Freiheit der Völker, als Friedensstifter.

Unsere Aufgabe als Kirche unter den Soldaten ist es, diese Verantwortung „für alle" bewusst zu machen, Glauben erlebbar und erfahrbar zu machen. Lassen sie mich mit dem Epheserbrief schließen, in dem der Apostel Paulus schreibt:

Er aber, der durch die Macht, die in uns wirkt, unendlich viel mehr tun kann, als wir erbitten oder uns ausdenken können, er werde verherrlicht durch die Kirche und durch Christus Jesus, in allen Generationen für ewige Zeiten.

Brief an die Soldaten und Soldatinnen

Walter Wakenhut

Aus: Kompass, Zeitschrift des Katholischen Militärbischofs für die Deutsche Bundeswehr, 10/2013

Nach 27 Jahren werde ich am 31. Oktober dieses Jahres meinen Dienst in der Militärseelsorge beenden. Dies ist mir Anlass, in diesem Brief zurückzuschauen auf viele gute Tage und Jahre und auch vorsichtig meinen Blick auf die kommenden Jahre zu richten.

Ich nahm im Herbst 1986 meinen Dienst als Standortpfarrer im Nebenamt in der Bayerwaldkaserne in Regen auf. Die Bundeswehr war damals eine fremde Welt für mich, trotz zweier Brüder, die freiwillig gedient hatten. Ich kam zu dieser Aufgabe, weil die Kapläne sich dafür nicht geeignet fühlten. So fremd mir am Anfang alles war, so schnell wurde mir die Welt der Soldaten vertraut. Vom ersten Tag an war ich angenommen, wurde mein Unwissen mit viel Charme und Höflichkeit in Wissen umgewandelt. So war ich relativ bald in der Kaserne auch „unser Pfarrer". Das alles war möglich, weil die Soldaten ein selbstverständlicher Teil des öffentlichen Lebens der Stadt und auch der Pfarrei Regen waren. (Das ist auch heute noch so!) Als Stadtpfarrer und Dekan erfüllte ich damit eine Rolle, die mir in den Augen vieler ohnehin zukam.

Die Zeit in Regen war allerdings kurz, denn 1989 wurde ich gebeten, als hauptamtlicher Militärseelsorger an die Führungsakademie nach Hamburg zu gehen. Nach einigem Zögern stimmte mein Bischof diesem Wunsch des Militärbischofs zu und stellte mich für die Militärseelsorge frei. Am 1. November 1989 trat ich meinen Dienst an, am 9. November fiel die Mauer. Die Bundeswehr veränderte sich von Grund auf; aus Feinden wurden Freunde, der neue Feind war auf einmal der internationale Terrorismus. Unser Staat wurde vollwertiges Mitglied der Völkergemeinschaft und übernahm damit im Dienste des Friedens neue Verantwortung und Aufgaben, die letztlich zu den Einsätzen im Ausland führten.

Die Militärseelsorge stellte sich in gleicher Weise diesen neuen Herausforderungen und ich durfte ab 1993 in Bonn als Leiter des Referates Personal und Organisation aktiv an dieser Aufgabe mitarbeiten. Unsere Seelsorger, die fast alle aus der Zeit des Kalten Krieges kamen, standen mancher Neuentwicklung sehr skeptisch oder sogar ablehnend gegenüber. Viel Überzeugungsarbeit musste geleistet werden, bis die seelsorgerliche Begleitung der Soldaten und Soldatinnen im Auslandseinsatz zu der Selbstverständlichkeit wurde, die sie bis heute ist. Es kann die katholische wie evangelische Militärseelsorge mit Stolz

und Dankbarkeit erfüllen, dass die Seelsorge im Auslandseinsatz zu jeder Zeit gesichert war. Den Seelsorgerinnen und Seelsorgern, die das mit hohem, persönlichem Einsatz ermöglicht haben, kann nicht genügend gedankt werden.

Nach acht Jahren Abwesenheit durfte ich im Oktober 1997 als Katholischer Wehrbereichsdekan VI nach Bayern zurück. Damit war ich wieder ein Stück näher an der Basis. Die Nähe zu den Soldaten und Soldatinnen sowie deren Angehörigen und der direkte Kontakt zu den Pfarrern und Pastoralreferenten waren für mich eine gute, wenn auch keine neue Erfahrung. In den Dienstbesprechungen der Militärseelsorger, bei den Arbeitskonferenzen und bei den vielen Besuchen an den einzelnen Standorten wurde immer wieder deutlich, dass die Kirche unter den Soldaten eine sehr lebendige Kirche ist, dass die Militärseelsorger die Freiräume nutzen, die sie in den Diözesen – oft einfach aus finanziellen Gründen – nicht haben.

So war ich nicht unbedingt begeistert, als mich der neue Militärbischof Dr. Walter Mixa bat, sein Generalvikar und damit auch Militärgeneralvikar zu werden. Aus meiner Erfahrung als Referatsleiter im Katholischen Militärbischofsamt (KMBA) und als Wehrbereichsdekan war mir die Größe der Verantwortung durchaus bewusst, die da auf mich zukam. Da ich mich aber für diese Aufgabe aufgrund meiner Erfahrung gerüstet wusste, erklärte ich meine Bereitschaft und trat am 1. November 2000 als Militärgeneralvikar in Berlin an. Dass ich dann dreizehn Jahre im Amt bleiben sollte, hatten weder ich noch andere im Sinn.

2000 im Herbst war das Haus am Weidendamm, in das einige Wochen vorher das KMBA von Bonn her umgezogen war, noch eine Baustelle. Eine Baustelle war aber auch die Militärseelsorge. Das Militärbischofsamt musste nach staatlichen Vorgaben umorganisiert werden. Aus ursprünglich sechs Referaten wurden drei, zu denen nach einigem Hin und Her das Referat Presse und Öffentlichkeit als viertes hinzukam. Das alles ging nicht ohne persönliche Härten, Verletzungen und bleibende Verwundungen ab. Es brauchte seine Zeit, bis die alte Motivation und Freude an der Arbeit wieder da waren.

In der Fläche mussten aus sieben Dekanaten vier Katholische Militärdekanate gebildet werden, die Zahl der Militärpfarrämter wird nun schrittweise von 92 auf 75 reduziert. Diese fürs erste geringe Zahl ist eine Konzession an den in unserer Kirche herrschenden Mangel an pastoralen Berufen. Die Sorge um den notwendigen Nachwuchs hat mich seit den Tagen als Personalreferent in Bonn begleitet. Seelsorge ist nun einmal ein sehr persönlicher Vorgang und dazu braucht es eben Frauen und Männer, die dazu bereit sind und das in genügender Zahl. Um dies in Zukunft sicherzustellen, bedarf es großer Kreativität und des Mutes zu neuen Wegen.

Nach 27 Jahren schaue ich mit Dankbarkeit und auch ein wenig Stolz auf die Zeit in der Kirche unter den Soldaten zurück. Trotz aller Enttäuschungen und Misserfolge, die es auch gab, waren es für mich erfüllte und gute Jahre.

Ich danke Gott, dass er mir das alles geschenkt hat. Und ich danke allen, vor allem Ihnen, den Soldatinnen und Soldaten, die mich auf diesem Weg begleitet haben.

Ihnen allen Gottes reichen Segen!

Dokumentation Gesamtkonferenz 2013

Abschied und Neuanfang

Franz-Josef Overbeck

Predigt des Katholischen Militärbischofs im Pontifikalamt anlässlich der Verabschiedung von Herrn Militärgeneralvikar Apostolischer Protonotar Walter Wakenhut und der Einführung von Herrn Militärgeneralvikar Monsignore Reinhold Bartmann am Dienstag, den 08. Oktober 2013 in Berlin

Texte: Jona 3 1-10; Lk 10, 38-42.

Liebe Mitbrüder im Bischofs-, Priester- und Diakonenamt,
sehr verehrter Herr Prälat Wakenhut, sehr verehrter Herr Monsignore Bartmann,
liebe Familien, Freunde und Weggefährten von Prälat Wakenhut und
Monsignore Bartmann, liebe Soldatinnen und Soldaten, liebe Schwestern und Brüder,
liebe Festgemeinde.

I.

Abschied und Neuanfang gehören zu jedem Leben und zu unserem Alltag. Immer wieder gilt es, Abschiede und Anfänge im Kleinen und im Großen zu machen. Dies gehört zum Rhythmus des Tages, dies betrifft Lebensabschnitte, Freundschaften und wichtige Lebensprozesse, ebenso das familiäre, freundschaftliche und das persönliche Leben. Es gilt, und das muss ich nicht erst im politischen Berlin sagen, für berufliche Anfänge und Abschiede, für Einschnitte im Alltag, für Unverhofftes und Unerwartetes.

Abschiede und Anfänge sind dabei immer gleichzeitig Fluch und Segen, Gnade und Last. In jedem Abschied liegt immer etwas Melancholisches, zu jedem Anfang gehört immer auch Euphorie; ebenso kennt jeder Abschied wie jeder Anfang Nachdenklichkeit und Dankbarkeit,

Gelassenheit und Freude, weil es um Gewesenes und Zukünftiges, um den Glanz von gestern und die Offenheit für morgen geht.

Ein solcher Abschied und ein solcher Anfang führt uns in dieser Stunde hier in Berlin zusammen, um nach 13-jähriger Tätigkeit Herrn Apostolischen Protonotar Militärgeneralvikar Walter Wakenhut aus seinem Amt als Militärgeneralvikar des katholischen Militärbischofs zu verabschieden und ihm großen Dank für den mit enormer Kraft und Energie geleisteten Dienst zu sagen. Dies gilt auch für den Anfang des Dienstes von

Herrn Monsignore Reinhold Bartmann als meinem neuen Militärgeneralvikar, der mit dem kommenden Allerheiligenfest am 01. November 2013 beginnt.

II.

Sowohl der Abschied als auch der Anfang dieses Dienstes gehören in den Raum der Kirche, weil diese Tätigkeit von ihrem Wesen und vom Kirchenrecht her mit dem priesterlichen Dienst verbunden ist. Dieser Dienst gehört aber auch in den staatlichen Bereich wegen des besonderen Verhältnisses der Militärseelsorge zum Staat, zur Bundeswehr und zum öffentlichen, politischen wie kulturellen und gesellschaftlichen Leben.

Beide Perspektiven zusammen zu bringen, gehört zur Kunst der Aufgaben des Militärgeneralvikars des Kath. Militärbischofs der Deutschen Bundeswehr. Diese bezeichnen auf der einen Seite die originäre seelsorgliche Aufgabe und den Auftrag der Kirche unter den Soldaten und auf der anderen Seite die genaue Positionierung dieses originär kirchlichen Auftrags in der politisch – militärischen Welt, in der wir ihn in der Militärseelsorge zu erfüllen haben. Das macht ihren besonderen Reiz aus, gibt ihr viele Chancen und bedeutet, sich großen Herausforderungen zu stellen.

III.

Der priesterliche Dienst des Militärgeneralvikars ist ein Dienst, dessen innere Mitte aus der Verbundenheit mit Gott, den Menschen und der Kirche gespeist wird und zugleich dabei genaue Kenntnisse des soldatischen Lebens und der Familien der Soldatinnen und der Soldaten und ihrer bestimmten beruflichen Qualitäten voraussetzt. Priesterlicher Dienst ist unmittelbar aus der Sendung Jesu an die Menschen zu verstehen. Er ist unvertretbar, personal und bietet einen Raum des Vertrauens, der unzerstörbar ist, weil er von Gott selbst kommt. So wird auf einfache Weise deutlich, wie die Priester und alle anderen Seelsorger in ihren jeweiligen Ämtern und Diensten zu leben haben, nämlich als solche, die aus einer tiefen Gottverbundenheit und einer großen Menschenliebe das Evangelium in die konkreten Lebenssituationen der Soldaten hineinsprechen und sich dabei professionell zum Wohle der Soldaten, ihrer unbedingten Rechte und ihrer Würde einsetzten. Zugleich bringen die Priester und Seelsorger aus ihrer theologischen Professionalität all die Fähigkeiten mit, die für die friedensethische Ausdeutung der Aufgaben der Soldaten, die eben dem Wohle und dem Frieden aller Menschen und aller Völker dienen, gelten. Hier ist, um ein einfaches Bild zu benutzen, beides zu beachten, was das heutige Evangelium uns sagt, das im Blick auf die Beziehung zu Jesus – in der Person der Maria – denjenigen Menschen beschreibt, der sich ganz auf das Hören von Gottes Wort und das Leben mit und bei Jesus bezieht, im Hinblick aber auf Marta auf diejenige verweist,

die um ihrer Beziehung zu Jesus willen sich in aller Nüchternheit und Notwendigkeit dem Alltag hingibt, dabei jedoch – wie es das Evangelium klugerweise weiß – immer wieder aufgefordert ist, sich der innigen Beziehung zu Jesus zu vergewissern. Dieser auch priesterliche Auftrag gehört vom Wesen her zu jedem in der Militärseelsorge Tätigen, erst Recht zum Militärgeneralvikar, der viele der Aufgaben im Namen und im Auftrag des Militärbischofs ausübt (vgl. Lk 10, 38-42). Manchmal, so füge ich ernsthaft und zugleich schmunzelnd hinzu, ist diese Aufgabe auch der des Propheten Jona gleich, der mahnt und warnt, wenn die Beschäftigung und die Geschäftigkeit des Alltags zu groß wird und dabei gerade in der Seelsorge und beim originären Auftrag der Kirche die Gefahr besteht, Gott und die Sendung zu den Menschen zu vergessen. Dann ist Umkehr angesagt. So der Auftrag des Jona in Ninive (vgl. Jona 3, 8).

IV.

Der zweite Auftrag des Militärgeneralvikars rührt aus dem besonderen Staatskirchenverhältnis in Deutschland, das auf Grund der Religionsfreiheit aller Bürgerinnen und Bürger zum Ausdruck bringt, dass alle im öffentlichen Raum ihren Glauben leben können müssen. Der Staat sorgt dafür, dass dies möglich ist. Darum hat der Militärgeneralvikar seinen besonderen Auftrag in der Pflege der Beziehungen zwischen Kirche und Staat und in der Wachsamkeit für das Leben der Kirche unter den Soldaten. Dies gilt nicht nur im Blick auf die jeweils abzustimmenden Personalfragen und Verwaltungsangelegenheiten, sondern auch für die vielen Beziehungsgeflechte, die deutlich machen, dass, wie es ein ganz berühmtes Wort sagt, der Staat von Voraussetzungen lebt, die er selbst nicht garantieren kann. Auch die professionelle Wahrnehmung eines Auftrags der Bundeswehr an unsere Pfarrer und Seelsorgerinnen und Seelsorger, der in ökumenischer Verbundenheit gilt, nämlich den Lebenskundlichen Unterricht zu erteilen und ihn sensibel zu gestalten, um die Gewissensfreiheit aller in ihrer Entscheidungsfähigkeit zu fördern und zu befördern, gehört in dieses weite Feld.

V.

Die letzten Jahrzehnte, in denen Herr Generalvikar Wakenhut nicht nur als Militärgeneralvikar, sondern auch in anderen Aufgaben tätig war, zeigen die Veränderungen, unter denen das beschriebene Verhältnis zu gestalten war und ist. Seine erste nebenamtliche Tätigkeit als Militärpfarrer übernahm Prälat Wakenhut in den Zeiten des kalten Krieges, als die Bundeswehr eine Verteidigungsarmee war und sich in den klaren Grenzen eines nicht souveränen Staates zu bewähren hatte. Mit dem Fall der Mauer und der Wiedervereinigung der beiden deutschen Teilstaaten, mit dem Balkankonflikt und den ande-

ren Auseinandersetzungen in Europa und dem mittleren Osten wurde in den Jahren bis heute aus der Bundeswehr eine Einsatzarmee. Was früher galt, dass die Soldaten kämpfen können sollten, um nicht kämpfen zu müssen, ist keine Wirklichkeit mehr. Zum Soldatenberuf heute gehört es, unter Umständen auch kämpfen zu müssen[1]. Die Auslandseinsätze haben vor allen Dingen die Anforderung an die Soldaten und Soldatinnen gewandelt. Sie konfrontieren oft sehr unmittelbar mit existenziellen Gefährdungen. Aber der Soldat heute ist nicht nur ein Kämpfer, sondern ebenso auch ein Helfer, Vermittler und Schlichter[2]. Weit über die militärischen Aspekte hinaus sind geschichtliche, kulturelle, religiöse, wie auch politisch – historische Perspektiven von besonderer Bedeutung für den Soldaten. Dieser Beruf benötigte immer schon eine notwendige Charakterstärke und Menschenkenntnis. Heute braucht die professionelle Arbeit zunehmend ein bisher ungewöhnliches politisches und ethisches Urteilsvermögen, mit Kompetenzen durchaus in Sprachen und Kulturen. Dies alles muss mit Fingerspitzengefühl zusammen gebracht werden. Zugleich gilt unter heutigen Bedingungen, dass die Auslandseinsätze der Bundeswehr auch den Blick der Gesellschaft in Deutschland auf das Militär sehr verändert hat. Weil es eben unmittelbar um Krieg, Tod und Verwundung und vielfältige Form von konkreter Gewalt geht, hat dieser Einsatz der Soldaten großen Einfluss auf die oft leider Gottes auf Distanz zur Bundeswehr gehende deutsche Gesellschaft. Ebenso sind die Herausforderungen für die Soldaten in den Einsatzgebieten und ihre oft wegen ihrer langen Abwesenheit von zu Hause für ihre persönlichen Familien, Partnerschaften und Freundschaften großen Belastungen zu beachten. Bei allen Möglichkeiten von Kommunikation kann die persönliche Begegnung und Stärkung in familiären und freundschaftlichen Kontext durch nichts ersetzt werden. Darüber hinaus ist die Bundeswehr nun in den letzten Jahren in einem Übergang zu einer Freiwilligen-Armee befindlich, was das Verhältnis zwischen der Bundeswehr und der Gesellschaft in Deutschland noch einmal verändert, ebenso aber auch das innere Gefüge in den Streitkräften. Umso mehr gilt von daher, dass die Militärseelsorge Einflusskraft hat, da alle Soldatinnen und Soldaten sehr auf echten Rückhalt angewiesen sind, weil es beim soldatischen Dienst um einen Dienst für die Gemeinschaft und an der Gemeinschaft geht. Gerade weil der Einsatz von Soldaten heute oftmals vor allem der Verhinderung von Gewalt, der Abwendung humanitärer Katastrophen wie auch der Prävention und nur im äußersten Fall auch der Herstellung von staatlicher Ordnung in Kriegs- und Bürgerkriegs-Szenarien dient, bedarf es eines ethischen Gesamtkonzeptes, für das die Kirche mit der Tradition ihrer Theologie, ihrer Denkgeschichte wie auch ihrer wachen Gegenwärtigkeit gerüstet ist, aber zugleich mit ihrer Seelsorge für viel Unterstützung, Stärkung und Nähe sorgt. In einem solchen weiten Rahmen steht der Militärgeneralvikar in der bereits beschriebenen Verantwortung.

1 vgl. Koch, Bernhard, Militär und humanitäres Völkerrecht im Auslandseinsatz, StdZ 231 (2013) 617-629, hier bes. 617 f.; vgl. a. Schlie, Ullrich, Soldat und Gesellschaft heute. Vom Wandel des Soldaten in Deutschland, in: StdZ 231 (2013) 405-416, hier bes. 409

2 vgl. Schlie, Ullrich, ebd., 409 f.

VI.

Militärgeneralvikar Wakenhut übernahm seine Aufgabe als Militärgeneralvikar meines Vorgängers, Militärbischof Dr. Walter Mixa, des früheren Bischof von Augsburg, am 1. September 2000. Damals war der Umzug des Katholischen Militärbischofsamtes und der Kurie des Militärbischofs von Bonn nach Berlin abschließend zu bewältigen. Am 27. September 2000, also knapp vier Wochen nach seinem Dienstantritt, erschien die Schrift der deutschen Bischöfe „Gerechter Friede", in der es um die Perspektive der Gewaltfreiheit in einer Welt der Gewalt geht, um staatliche und internationale Friedensfähigkeit und um Aufgaben nach dem Leitbild des gerechten Friedens. Schon damals wurde die drängende Frage nach der Kultur kirchlicher Dienste im Kontext der Globalisierung gestellt und die kulturellen und spirituellen Dimensionen dieses Dienstes am Leitbild vom gerechten Frieden thematisiert[3]. Hier war ein innerer Leitfaden gegeben, um den Impulsen des II. Vatikanischen Konzils gerechter zu werden. Gerade die beiden Leitprinzipien Gerechtigkeit und Solidarität werden auf der Suche nach einem gerechten Frieden besonders betont. Die Schrift der deutschen Bischöfe „Soldaten als Diener des Friedens" vom 29. November 2005 entwickelt diesen Ansatz weiter. Diese Schrift bedenkt gerade das veränderte Aufgabengebiet der Bundeswehr durch die Auslandseinsätze und die damit gegebenen Umstrukturierungen. Schließlich hat die Deutsche Bischofskonferenz mit ihrer Schrift „Terrorismus als ethische Herausforderung" vom 5. September 2011 erkannt, wie bedrängend die Phänomene des Terrorismus als ethische Herausforderung sind, vor allem auf dem weiten Feld der Menschenwürde und der Menschenrechte. Die Veränderung der Weltlage und notwendige neue friedensethische Perspektiven angesichts der Bekämpfung des Terrorismus, der auch die Frage nach der Freiheit des Rechtsstaates thematisiert, sind wichtige Themen. Die fehlenden Erweiterungen des bisher bekannten Völkerrechts auf die Herausforderung des internationalen Terrorismus zeigen als dringend an, dass sich die Kirche unter den Soldaten auf Grund der Professionalität des soldatischen Alltagsprofils neuen seelsorgerischen, ethischen und theologischen Herausforderungen stellen muss.

Welche Abschiede und welche Anfänge ungeahnten Ausmaßes sind allein hier zu verzeichnen, denken wir an die über 25 Jahre des Dienstes von Herrn Prälat Wakenhut als Militärpfarrer, als Militärdekan und schließlich als Militärgeneralvikar. Diese Entwicklung bietet ein außergewöhnlich großes und die Kräfte eines Menschen auch weit übersteigendes Panorama von Aufgaben der Neupositionierung nicht nur der Bundeswehr, sondern auch der Kirche unter den Soldaten insgesamt. Nicht nur in der Seelsorge, sondern ebenso in den Antworten auf die professionellen Alltagsfragen, die im Zusammenhang mit den Soldaten stehen, haben wir in der Militärseelsorge gemeinsam mit unserem scheidenden Militärgeneralvikar und in ökumenischer Verbundenheit das uns Mögliche getan, um in dieser Komplexität deutlich zu machen, dass es der Kirche um die

3 Zum Ganzen vgl. Die deutschen Bischöfe, Nr. 66, Gerechter Friede, vom 27. September 2000

Verkündigung Gottes für die Menschen geht, und zwar sowohl in persönlichen als auch in alltäglichen Zusammenhängen, konkret um das Einander von alltäglicher Menschlichkeit mit einem hoch professionellen Soldatenethos.

Mit dem Dienstantritt unseres neuen Militärgeneralvikars Msgr. Reinhold Bartmann wird wiederum deutlich, dass wir uns in Zeiten neuer, großer Veränderungsprozesse befinden. Nicht nur wegen der weiter fortschreitenden Veränderungsprozesse in der Bundeswehr, sondern auch wegen der Auslandseinsätze und des politischen wie gesellschaftlichen globalisierten Gesamtgefüges gilt dies. Es bedeutet nämlich, sich auf neue Weise der Realität zu stellen, dass viele Menschen Gott suchen, ihre kirchliche Bindung zwar weniger wird, aber gleichzeitig die Notwendigkeit der seelsorglichen Begleitung größer. Es bedeutet ebenso, in den professionellen Zusammenhängen der Soldaten die Bedeutsamkeit der Veränderung des humanitären Völkerrechtes für das Berufsethos der Soldaten zu reflektieren und die Qualität der bewaffneten Konflikte, die immer wieder durchaus auch terroristischer Natur sind, zu bedenken. Ist doch festzustellen, dass es ein natürliches und drängendes moralisches Bedürfnis gibt, vielen Fragen des Friedenvölkerrechtes, des Menschenrechtsschutzes usw. auf die gemeinsamen Grundvoraussetzungen hin zu befragen. Hier wird u. a. deutlich, dass in der globalisierten Welt die alte Idee der streng staatlichen Souveränität schon heute faktisch und auf Dauer Ideen von Veränderungen ausgesetzt sein werden, die viele Folgen haben. Und schließlich bin ich gewiss, dass die gegenwärtige Transformation der Bundeswehr sicherlich nicht die Letzte sein wird. Schließlich ist die Frage, wie globale Rechtswahrung, die für alle verbindlich ist, überhaupt auf den Weg gebracht, gedacht und ethisch beantwortet wird. Dies ist auch eine große Herausforderung an die Theologie und die Kirche, ihren konkreten seelsorglichen Dienst, aber auch an ihre Fähigkeit, in diesen Zusammenhängen den erforderlichen Hilfsdienst zur Unterstützung des Verstehens und seiner Konsequenzen zu tun. So bleiben auch in Zukunft viele Abschiede und viele Neuanfänge zu bewältigen.

VII.

Wenn Abschied und Anfang menschliches Leben durchzieht und so auch immer den kirchlichen Dienst, so geht es in diesem weiten Panorama, das sich aufgespannt hat und dessen Aufgaben zu bewältigen sein werden, heute um Herrn Militärgeneralvikar Prälat Walter Wakenhut, dem Dank zu sagen ist, um dabei vor allem deutlich zu machen, dass er seinen Dienst als Militärgeneralvikar immer als priesterlichen Dienst in der Professionalität der Kirche unter den Soldaten verstanden hat, einen Dienst in der Nähe zu Jesus, vor allem in seinem Wort und in der Nähe zu Menschen, wie aber auch in großer Verlässlichkeit und Treue zu den anderen enormen Verpflichtungen und Verbindlichkeiten. Das war für Prälat Wakenhut ein praktischer Dienst, der seinem bayerischen Naturell, aber auch seiner geistigen Wachsamkeit und Umtriebigkeit geschuldet war, und der gezeigt

hat, dass er wirklich mit ganzem Herzen die Kirche unter den Soldaten gelebt hat. Dafür, lieber Herr Prälat Wakenhut, lieber Walter, ein herzliches Vergelt´s Gott.

Meinem neuen Militärgeneralvikar Herrn Monsignore Bartmann wünsche ich nach seinen schon über 20 Jahren in der Militärseelsorge, in der er gleichsam von der „Pike" an seinen seelsorglichen Dienst gelernt hat und in die Welt der Kirche unter den Soldaten eingetaucht ist, allen Segen und viel Kraft. Ich erbitte uns beiden und allen, die mit uns diesen Dienst tun, eine gute, verlässliche, menschliche und gläubig tragende Verbindlichkeit und den Mut, rechtzeitig zu erkennen, wovon Abschied zu nehmen und wo neue Anfänge zu setzen sind.

Dazu Ihnen, lieber Herr Monsignore Bartmann, dir lieber Reinhold, allen Segen und eine glückliche Hand und vor allem auch die Unterstützung ganz Vieler.

VIII.

In den ersten Monaten seines Pontifikates ist es Papst Franziskus immer wieder ein großes Anliegen, in seiner Verkündigung darauf hinzuweisen, dass die Kirche bei den Menschen sein müsse, beim Volk, wie er oft sagt. In einem schönen Bild spricht er davon, dass die Hirten riechen müssten wie die Schafe. Dieses Bild nutze ich, um darauf hinzuweisen, dass nur der, der als Hirte seinen Dienst mit und für seine Schafe tut, weiß, wann Abschiede zu nehmen und Anfänge zu gestalten sind, nämlich immer dann, wenn er mit ganzem Herzen bei den Menschen ist und gleichzeitig ganz bei Gott. In der Kirche unter den Soldaten sind wir ganz nah bei den Menschen – um Gottes Willen und zum Wohle für Viele. Und das bleiben wir bei allen Abschieden und in allen Anfängen; dessen bin ich gewiss. Ich erbitte meinem scheidenden und meinem zukünftigen Militärgeneralvikar Gottes Segen. Gleiches gilt für alle Militärseelsorge in ökumenischer Verbundenheit und vor allen Dingen für die Soldatinnen und Soldaten, ihre Familien und Partnerschaften und für die Menschen, mit denen sie leben. Alles muss dem dienen, für das wir als Kirche angetreten sind und leben: dem lebendigen Gott und dem Wohl der Menschen. Denn Gott und Mensch gehören zusammen, immer wieder neu erkannt, bei jedem Abschied und bei jedem Anfang. Amen.

Ansprache des Katholischen Militärbischofs zum Wechsel im Amt des Militärgeneralvikars von Herrn Prälat Walter Wakenhut auf Herrn Monsignore Reinhold Bartmann

Franz-Josef Overbeck

am 8. Oktober 2013 auf der 58. Gesamtkonferenz der katholischen Militärseelsorgerinnen und -seelsorger in Berlin

Sehr geehrter Herr Bundesminister,
sehr geehrte Herren Bundestagsabgeordnete,
sehr geehrter Herr Wehrbeauftragter Königshaus,
sehr geehrter Herren Staatssekretäre,
sehr geehrter Herr Generalinspekteur General Wieker,
sehr geehrter Mitbruder Militärbischof Rábek,
sehr geehrter Mitbruder Bischof Mixa,
meine sehr geehrten Priester und Schwestern und Brüder in den pastoralen Diensten,
liebe Soldatinnen und Soldaten,
liebe Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der katholischen und auch der evangelischen Militärseelsorge
und Vertreter des organisierten Laienapostolats,
sehr geehrte Vertreter des Bundesverteidigungsministers,
sehr geehrte Gäste aus dem kirchlichen wie öffentlichen Leben,
verehrte Angehörige und Freunde von Herrn Prälat Wakenhut und Herrn Monsignore Bartmann,
verehrte Gäste, meine Damen und Herren!

Glaube braucht Kommunikation und Kirche braucht Austausch. Wer ein Amt in der Kirche ausübt, muss über Schranken hinweg fähig sein zum Dialog. Wir alle in der Kirche stehen mitten in der Welt und wollen diese gestalten. Dieses in der Welt Stehen und Wirken ist in dem Zusammenhang zu sehen, dass es die Kirche ohne die Menschwerdung Gottes nicht gäbe.

Militärbischof Dr. Franz-Josef Overbeck und Militärgeneralvikar Walter Wakenhut (2000-2013)

Gott führt auch seine „Kirche unter Soldaten“ durch Menschen, um zu einer Findung in wichtigen, pastoralen aber auch weltsichtigen, oft auch prekären Fragen und schwierigen politischen Prozessen zu kommen. Für solche Aufgaben benötigt man das Gebet, das Hören, ein Innehalten und Reflexion. Wir bewegen uns auf der Basis unseres Glaubens und auf dieser suchen wir den Austausch mit der Gesellschaft und mit der Politik. In der Militärseelsorge bedarf es daraus hervorgehend umso mehr der Basis der Menschenrechte und der Vernunft. Darum muss Kirche in der Beschäftigung mit den Sorgen und Nöten der Soldatinnen und Soldaten, aber eben auch hinsichtlich weltpolitischer Krisen und Konflikte Stellung beziehen.

Dafür bedarf es einer Haltung. Ich meine in diesem Zusammenhang eine Haltung des Glaubens, die neue Nahrung bekommt, indem sie offen mit den Fragen der Zeit umgeht. Auch die Kirche unter Soldaten braucht den Mut, ihre Sicht der Dinge einzubringen, einen realistischen Blick zu entwickeln. Das betrifft die Seelsorge, aber auch die friedensethische Orientierung in sicherheitspolitischen Diskussionen.

Mir sind diese Gedanken Anlass, Herrn Prälat Walter Wakenhut, den ich heute als meinen Militärgeneralvikar in diesem Rahmen verabschiede, Dank und Anerkennung auszusprechen. Denn Prälat Wakenhut hat diese Haltung in den letzten fast 30 Jahren maßgeblich mitgeprägt.

Seit November 2000 leitet Prälat Walter Wakenhut, der aus Burghausen an der Salzach stammt, als Generalvikar die Kurie des Katholischen Militärbischofs. Schon als Pfarrer in Regen war er von 1986 an im Nebenamt als Seelsorger für die Soldaten tätig. 1989 trat er hauptamtlich in den Dienst der Militärseelsorge ein, zunächst als Standortpfarrer an der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg. 1990 folgte die Ernennung zum Militärpfarrer und 1991 zum Militärdekan. Im März 1993 wurde er Personalreferent und Stellvertreter des Militärgeneralvikars im Katholischen Militärbischofsamt in Bonn. Zwei Jahre darauf erhielt er von Papst Johannes Paul II. den päpstlichen Ehrentitel Monsignore und 1997 den eines Prälaten. Bevor Militärbischof Walter Mixa ihn im November 2000 zu seinem Generalvikar berief, nahm er die Aufgaben des Wehrbereichsdekans im Wehrbereich VI in München wahr. Am 17. September 2007 erhielt er von Papst Benedikt XVI. den Ehrentitel Apostolischer Protonotar, die höchste Stufe päpstlicher Ehrentitel. 2010 nahm er bis zu meiner Ernennung zum Militärbischof im Februar 2011 gemäß den kirchenrechtlichen Vorgaben die Leitung der Katholischen Militärseelsorge wahr, bis ich ihn erneut ins Amt des Militärgeneralvikars berief.

Das ist ein abwechslungsreiches Leben. Dabei war es Dir, lieber Walter, immer ein Bedürfnis, eine an den Soldatinnen und Soldaten orientierte Seelsorge auf den Weg zu bringen, und das mit dem eben beschriebenen, nötigen realistischen Blick für die Dinge. Du hast bereits in den 80er und 90er Jahren die dem besonderen Verhältnis von Staat und Kirche geschuldeten Beziehungen kennengelernt und hast dabei ein Engagement und

eine Entschiedenheit entwickelt, die nötig ist für eine solche Aufgabe. Diese zu tragen mit Geduld, Gottvertrauen und auch mit Humor und Weitblick ist die Kunst des Gelingens. Wir beide haben in den letzten Jahren unseres gemeinsamen Wirkens festgestellt, dass uns vor allem der Blick auf die Wirklichkeit bei der Gestaltung der Zukunft hilft. So, wie im Bistum Essen, habe ich auch die Wirklichkeit der Militärseelsorge in den Blick genommen: Es gibt eine Entwicklung, in der es immer weniger gelingt, Menschen mit unserer Botschaft, die auf Christus gründet, zu erreichen. Deshalb rufe ich als Bischof dazu auf, den Kontakt zu den vielen oft suchenden und interessierten Menschen auch innerhalb der Bundeswehr zu suchen. Die Kirche benötigt einen wachen, aufmerksamen aber eben auch realistischen Blick auf die Dinge, um angemessen und entschieden zu handeln. Wir müssen uns hier noch viel mehr aus dem Heute, das noch im Gestern verwurzelt ist, lösen, um auf das Morgen vorbereitet zu sein.

Erst recht gilt dies für die herausfordernden Aufgaben an der Schnittstelle zwischen Kirche und Staat und die Zeit angestoßener Prozesse und Kommunikationsherausforderungen, in denen die Konsequenzen der Veränderungsprozesse zu tragen und weiterhin zu gestalten sind. Auch diese Herausforderungen kommen nun in neue Hände. An der Persönlichkeit meines und unseres neuen Militärgeneralvikars, Monsignore Reinhold Bartmann, ist ablesbar, dass Zukunftsfähigkeit mit Handlungs- und Verwandlungsfähigkeit, mit Gründung auf geistlichen Fundamenten, mit großer Aufmerksamkeit und Ausrichtung auf Gott zu tun hat.

Wir behalten mit Monsignore Reinhold Bartmann einen echten Altbayern!, meine Damen und Herren. Er ist 1961 in Kemnath in der Oberpfalz geborene und ist Priester der Diözese Regensburg und seit 1993 in der Katholischen Militärseelsorge tätig. Zunächst als Katholischer Standortpfarrer in Bad Reichenhall. Sein weiterer Weg führte ihn 1997 als Militärpfarrer nach Regensburg, wo er zum Militärdekan und Stellvertretenden Wehrbereichsdekan ernannt wurde. 2000 übernahm er von Prälat Wakenhut die Amtsgeschäfte des Katholischen Wehrbereichsdekans VI. Seit 2007 ist er Leiter des Katholischen Militärdekanates München. Im gleichen Jahr verlieh ihm der Heilige Vater den Titel eines Monsignore. Seit 2009 hat er den Vorsitz des Verwaltungsrates der Katholischen Soldatenseelsorge inne. Monsignore Bartmann weiß ebenfalls um die Realitäten, in denen wir uns bewegen. Er sammelte reiche Erfahrungen in der Seelsorge für Soldatinnen und Soldaten in drei Auslandseinsätzen und ist selbst ehemaliger Soldat auf Zeit und Offizier der Reserve.

Bei der Bewältigung seiner Aufgaben bitte ich alle unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter um ihre tatkräftige Unterstützung und bin gewiss, dass mit seiner Kompetenz, seiner bisherigen Erfahrung, mit seiner Leidenschaft für strukturiertes Arbeiten aus einer tiefen Gottverbundenheit heraus, unser neuer Militärgeneralvikar einen guten Weg findet und geht. Dabei wünsche ich ihm Achtsamkeit für seine eigenen Kräfte und zugleich einen Militärbischof und Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die diese schätzen. Ich wün-

sche viel Freude, und Mut beim Begehen neuer Wege. Für allen bisherigen Dienst danke ich unserem neuen Militärgeneralvikar und sage ihm heute: Lieber Reinhold Bartmann, Gottes Segen!

Zurück zu Dir, lieber Walter! Du wurdest 1942 geboren und hast am Hochfest Peter und Paul 1968 die Priesterweihe empfangen – also inmitten und gleichzeitig zu Beginn stürmischer Jahre nach dem II. Vatikanischen Konzil.

Deshalb möchte ich Dir nun als Katholischer Militärbischof und im Namen der gesamten Katholischen Militärseelsorge, ein Geschenk überreichen, das in einem vielfachen Sinne zu Dir passt.

Fünf Jahre nach Abschluss des Zweiten Vatikanischen Konzils entstand im Katholischen Militärbischofsamt die Idee, den für die Militärseelsorge bedeutsamen Textauszug aus der Pastoralkonstitution Gaudium et Spes über die Kirche in der Welt von heute als bibliophile Geschenkausgabe herauszubringen. Die Artikel 77 bis 90 im Kapitel V des zweiten Teils dieser Pastoralkonstitution wurden von dem Grafiker Werner Eikel (1929–1998) kalligraphisch gestaltet. So ist eine kunsthandwerkliche Arbeit entstanden, die 1971 in Erst- und 1982 in Zweitauflage erschien, und als Grundlage für den hier vorliegenden Reprint diente, der Dir, lieber Walter, gewidmet ist.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, Walter Wakenhut hat der Militärseelsorge Kraft geschenkt und seine Fähigkeiten und Möglichkeiten zum Wohle der Militärseelsorge eingebracht. In der Hoffnungs-Perspektive unseres Glaubens wünsche ich ihm viele weitere erfüllte Jahre, bei stabiler Gesundheit, und die Begleitung lieber Menschen für die kommenden Jahre. In unser aller Namen wünsche ich Herrn Prälat Wakenhut Gottes Segen und viel Freude an seinen Aufgaben in Arget.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, verehrte Gäste, hiermit ist nun vonseiten des Militärbischofs unser bisheriger Militärgeneralvikar aus seiner Aufgabe verabschiedet und unser neuer Militärgeneralvikar in seine Aufgaben eingeführt worden. Ich danke Ihnen allen für die vergangenen Jahre, die Aufgaben, die Sie bewältigt haben, die Prozesse, die Sie durchgeführt und wo Sie sonst mitgeholfen haben, dass das Katholische Militärbischofsamt, in rechte Spuren kommt und bereits jetzt einen neuen Kurs hat nehmen können. In Zukunft werden Sie meinen Mitbruder auf vielfältige Weise unterstützen, begleiten, stärken und ermuntern. Das ist es, wofür auch die Kirche unter Soldaten heute verlässlich einstehen muss: für einen den Menschen zugewandten Dialog und für einen Prozess, in dem es um die Ausrichtung auf Gott geht!

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

VATICANUM II (1962–1965)

Wolfgang Beinert

Ein Rückblick auf die Zukunft von Kirche und Gesellschaft

Der 25. Januar 1959 war in Rom einer jener feucht-kalten Wintertage, die man nur im Blick auf den nahen Frühling aushalten kann. Ich bereitete mich damals als Student des Päpstlichen deutschen Kollegs *(Collegium Germanicum)* auf das theologische Lizentiat und die Priesterweihe vor. Es war Sonntag, und wie jeden Sonntag saß ich mit den Mitstudenten der Bamberger Kirchenprovinz nach dem Abendessen beim erholsamen Gespräch zusammen. Mit einem Mal ging die Tür auf, ein Kollege stürmte herein, atemlos: „Der Papst hat ein Konzil angekündigt!" Nicht nur wir jungen Theologen, die ganze Welt empfand die Nachricht wie einen Blitz aus dem Sommerhimmel. Nicht allein wir, niemand in der Kirche konnte ahnen, dass damit eine Zäsur in der bisherigen Geschichte erfolgt war, deren Auswirkungen und Folgen auch heute, genau ein halbes Jahrhundert danach, kaum jemand recht abschätzen kann. Das heißt, einer konnte es vielleicht doch. Erzbischof Giovanni Battista Montini von Mailand, telefonierte selbigen Abends mit einem alten Freund: „Der alte Knabe weiß gar nicht, in welches Hornissennest er gestochen hat." Ob dieser respektlosen Bemerkung verfügte Gott, dass Montini die Hornissen wenige Jahre später wieder ins Nest zurückbringen musste. Er wurde als Paul VI. der zweite Konzilspapst und der erste Nachkonzilspapst.

Was war geschehen? In der Außenwahrnehmung mehr als genug. Am 28. Oktober 1958 hatte Angelo Giuseppe Roncalli unter dem Namen Johannes XXIII. sein Amt angetreten. Nur 89 Tage danach, also noch vor der ominösen Hunderttagefrist, die man neuen Regenten einräumt, hatte er an jenem Wintersonntag, zugleich Fest der Bekehrung des Apostels Paulus, die Kardinäle nach dem festlichen Hochamt in dessen Grabeskirche an der Via Ostiense ins anliegende Benediktinerkloster zu einem Statement gebeten. Dort eröffnete er ihnen einen scheinbar aus dem Nichts geborenen Plan, ein Ökumenisches Konzil zu versammeln, und zwar nicht als Fortsetzung des aus politischen Gründen seinerzeit unabgeschlossenen Konzils von 1869/70 (später: Vaticanum I), sondern als eigenständiges Ereignis. Die allgemeine Überraschung rührte erstlich daraus, dass eben dort die jurisdiktionellen und magistralen Prärogativen des römischen Papstes derart festgeschrieben worden waren, dass es einer weiteren Mitwirkung anderer kirchlicher Organe nicht zu bedürfen schien. „Quod papa facit, potest facere", lernten wir damals in der ekklesiologischen und kanonistischen Vorlesung: Der Papst kann tun und lassen, was er möchte. Er besitzt die Kompetenz aller Kompetenzen. Die Überraschung rührte des Wei-

teren daraus, dass sich die Kirche durch das Wirken Pius XII. eines einzigartigen inneren Friedens zu erfreuen schien. Sicher gab es Bedrohungen genug von außen her – es war die Zeit des manchmal gar nicht sehr Kalten Krieges, der kommunistischen Gefahr in der Welt, besonders auch in der italienischen Umwelt des Vatikans. Aber im Inneren der Glaubensgemeinschaft gab es weder eine lehrmäßige noch eine moralische Abweichung nennenswerten Ausmaßes, die eine solche Anstrengung wie ein Konzil hätte provozieren können. Wozu also die päpstliche Erklärung?

Entgegen dem ersten Augenschein war auch für die Innenwahrnehmung viel passiert. Das stellte sich spätestens heraus, als die vom Vatikan eingeforderten Stellungnahmen der Bischöfe und der theologischen Fakultäten für eine Konzilsagenda eintrafen. Die pianische Kirchenruhe war so trügerisch wie die Sanftheit des Pazifik im Augenblick seiner Entdeckung durch die Europäer. Während manche Bischöfe die Kirchenversammlung mit Quisquilien beschäftigen wollten wie dem Verbot gemischtgeschlechtlicher Kirchenchöre, wiesen andere, vornehmlich aus dem nordeuropäischen Raum, darauf hin, dass die katholische Kirche sich in einer höchst bedrohlichen Diastase zum Denken und Fühlen der gegenwärtigen Generation, auch der eigenen Kirchenglieder befand, die sie daran hinderte, ihrem göttlichen Auftrag gerecht zu werden. Das war nicht erst 1959 bemerkt worden: Wir wissen heute, dass bereits Pius XII. sich mit Konzilsplänen trug, sie aber dann ob seines hohen Alters wieder verwarf. Sein Nachfolger, damals auch schon achtundsiebzig Jahre, hatte aus seinen umfassenden theologischen und politischen Erfahrungen als Nuntius und als Patriarch von Venedig den wirkmächtigen Schluss gezogen, dass die lähmende Ungleichzeitigkeit der Glaubensgemeinschaft dringlich aufzuheben sei. Sein persönliches Leitwort, das dann auch jenes des Konzils werden sollte, lautete *aggiornamento.* Das italienische Substantiv ist schwer zu übersetzen: Hauptbestandteil ist *giorno – Tag, Gegenwart. Aggiornamento* ist also „auf das Heute bringen, Verheutigung, Vergleichzeitigung".

Spätestens jetzt wird die Frage akut, wo dann die Kirche stand, wenn nicht in der Gegenwart. Der Antwort halber muss man ein wenig weiter ausholen. Von ihrem Ursprung her ist die Jesus-Bewegung ein revolutionärer, dynamischer, vorwärtsdrängender religiöser Impetus mit dem Ziel, die Menschen insgesamt zu einem Bundesvolk zu einen, das sich unter die lebenzeugende Herrschaft des liebenden Gottes stellt. Jesus nannte das die *Basileia tou Theou, Reich und Herrschaft Gottes.* Die sich aus seinen Anhängern bildende Kirche suchte dieses Programm von den ersten Anfängen an dadurch umzusetzen, dass sie die Kulturen, denen sie begegnete, zu ihrem je Eigenen aufschloss und gerade dadurch von der erfüllenden Kraft der evangelischen Botschaft überzeugte. So beginnt noch im ersten Jahrhundert eine eigentümliche Synthese von jüdisch-biblischer und hellenistischer Geistigkeit, die in wenigen Jahrhunderten zur Christianisierung der antiken Welt führte. Als im siebten Jahrhundert der Islam die blühenden christlichen Provinzen

am Südufer des Mittelmeeres wegbrach, amalgamierte sich die zeitgenössische christliche mit der germanischen Kultur, deren Leuchtturm die hochmittelalterliche Scholastik wird. Die nächste Herausforderung bricht mit der Reformation des 16. Jahrhunderts an, kommt aber erst mit der Aufklärung und der Dominanz des naturwissenschaftlich-technischen Denkens zur ganzen Blüte, also am Beginn der Neuzeit. Doch jetzt versagt die innovatorische Potenz der Kirche. War bisher die Begegnung mit dem Anderen ein Spiel der unterschiedlichen Agentien, aus dem eine Synthese entstand, wird sie jetzt zum Widerspiel von Agens und Reagens – eine Harmonie wird unmöglich. Die Kirche stellt sich eindeutig als Reaktion dar, sprich als dezidierte und schier universale Ablehnung alles Unvorgekannten, alles Neuen – ob das nun das heliozentrische Weltbild, die kirchenstaatlichen Gaslaternen oder das deutsche Familienbad war. Ihre Kräfte konzentrierte sie dabei fast ganz nach innen, d.h. in die Errichtung eines fest geschlossenen, zentralistischen, autoritativen, sich abschottenden Verfassungssystems, das seinen Höhepunkt in den erwähnten Papstdogmen von 1870, dem Jurisdiktionsprimat und der Unfehlbarkeit in Glaubens- und Sittenfragen, fand. Der Codex Iuris Canonici, das Kirchenrechtsbuch von 1917, suchte dieses System in das tägliche Leben der Glaubensgemeinschaft umzugießen. Das geschieht im nämlichen Augenblick, da sich mit dem Zusammenbruch der europäischen Dynastien ein demokratisches Denken und Fühlen universal (wenigstens dem Anspruch nach) mehr und mehr durchzusetzen beginnt. So steht nun für die Menschen – so jedenfalls sehen dieses es – hierarchischer Gehorsam gegen Mitbestimmung, Zentralismus gegen Subsidiarität, Hinterweltlichkeit gegen Modernität, Traditionalismus gegen Zukunftsoffenheit. Sie entscheiden sich mit wachsender Intensität für die je zweite, die weltliche, die antikirchliche Alternative. Während die offizielle katholische Doktrin ganz und gar von der so genannten Neuscholastik beherrscht wird, einem schalen Aufguss der genannten hochmittelalterlichen Denkform, einem starren Gefüge mit fundamentalistischen Versuchungen, sehen einige wenige binnenkatholische theologische Unternehmungen wie die Tübinger Katholische Schule in unserem Land, die Denkbewegungen eines John Henry Newman in Großbritannien, die Forschungen von Alfred Loisy, Maurice Blondel und später der Théologie Nouvelle in Frankreich, dass diese Erstarrung des neuzeitlichen Katholizismus nicht nur seinem missionarischen Auftrag kontraproduktiv (und also ein Politikum) ist, sondern seinem eigentlichen und innersten Wesen, der Katholizität als Wesenseigenschaft der Kirche widerspricht, also ein Theologikum ist – auf gut griechisch: eine Häresie, ein Abfall vom Glauben.

Auf diesem wahrlich dramatischen Hintergrund ist die Initiative des Roncalli-Papstes, ist das Programm und das Ergebnis des Zweiten Vatikanischen Konzils und ist nicht zuletzt auch die noch währende Auseinandersetzung in der Folgezeit bis auf diesen jetzigen Tag zu sehen. Alle *dramatis personae* sind sich eins, dass die Kirche Christi Glaubensgemeinschaft als Traditionsgemeinschaft ist, also sich nicht einfach auf jede Bewegung der Zeit einlassen kann, sondern das ein für alle Male ergangene Evangelium unverfälscht

verkünden muss. Die Differenz besteht in der Definition des Traditionsbegriffes: Was ist zu bewahren – die Asche oder das Feuer? Die Asche ist unveränderlich, das Feuer etwas Lebendiges. Der materiale Überlieferungsbestand ist in sich abgeschlossen, der durch das Evangelium wirkende Gottesgeist Leben, Innovation und Fortschrittsimpuls. Dass an dieser Stelle tatsächlich der Nerv des Ereignisses liegt, zeigte sich seit dem Konzil in der Agitation der Kreise um den Erzbischof Marcel Lefebvre, jetzt formiert in der „Bruderschaft des hl. Pius X." (Piusbrüder): Emotional wirksam festgemacht an der Treue zur tridentinischen Liturgie, wenden sie sich vornehmlich gegen die Liturgiereform, den Ökumenismus und die Lehre von der Religionsfreiheit der Kirchenversammlung, in der sie einen Bruch mit dem Materialbestand der Tradition und damit Verrat am Wesen der katholischen Kirche selber sehen. Warum, wird später zu erörtern sein.

Das Bühnenbild ist aufgebaut, die Akteure stehen in den Kulissen, das Spiel kann beginnen. Der Vorhang hebt sich am 11. Oktober 1962, weit über drei Jahre nach der ersten Ankündigung in San Paolo fuori le Mura. Zehn vom Papst einberufene Kommissionen hatten Dutzende von Entwürfen (Schemata) erarbeitet, die als Vorlagen für die Vollversammlung dienen sollten. Ihre Mitglieder waren fast durchweg Kuriale und Professoren der römischen Päpstlichen Universitäten, d. h. in der Wolle gefärbte Neuscholastiker. Für sie war der katholische Glaube ein in sich geschlossenes, rational gänzlich erfassbares Satzgefüge. Einer meiner Lehrer damals war der niederländische Jesuit Sebastian Tromp, der als Sekretär der zentralen Glaubenskommission eine der wichtigsten Figuren der vorkonziliaren Arbeiten war. Er vertrat in den Vorlesungen die Meinung, die Glaubensaussagen seien so klar und schlüssig, dass man sie nur negieren könne, wenn man (a) dumm oder (b) bösartig sei. In beiden Fällen stehe man zwar machtlos da, aber die betreffenden Personen richteten sich selber. Unter diesen Vorzeichen war das von Johannes XXIII. gewünschte *aggiornamento* allenfalls kosmetisch-pädagogische Arbeit: Natürlich konnte man die Glaubenswahrheiten gefälliger, genauer, verständlicher darlegen, doch das waren letztlich Belanglosigkeiten. Im Klartext: Das Konzil war unnötig. Noch unverschlüsselter formuliert: Es war schädlich, würde Unruhe bringen, Unsicherheit bei den frommen Katholiken generieren. Auf der anderen Seite stand der greise Pontifex. Damals wusste er schon, dass er an tödlichem Magenkrebs litt. Er stand nahezu allein da, so schien es. In der Eröffnungsansprache legte er mit einem begeisternden Freimut und in jugendlicher Spiritualität sein Konzilsprogramm vor. *Gaudet Mater Ecclesia – Es jubelt die Mutter Kirche* ist eine der bedeutendsten Reden des letzten Jahrhunderts. Gegen alle „Unglückspropheten, die immer das Unheil voraussagen, als ob die Welt vor dem Untergang stünde," bekennt der Papst seine Vision: „Mit dem beginnenden Konzil hebt in der Kirche ein Tag strahlenden Lichtes an". Die Lehre der Kirche soll so dargelegt werden, dass die Herzen der Menschen „vollkommener entflammt" werden. Die rund zweieinhalbtausend Bischöfe des Zweiten Vatikanischen Konzils sind ihm in einer Mehrheit von durchschnittlich 90% gefolgt. Sie waren zwar so ziemlich alle durch die römischen kirchlichen

Hochschulen gegangen, aber sie hatten sich mit Beratern (Periti) umgeben, die zu einem großen Teil keine Partisanen der Neuscholastik und somit bisher mundtot gemacht worden waren oder die diese gar nicht mehr wirklich kennengelernt hatten. Als Beispiel der ersten Kategorie nenne ich Karl Rahner, den der Wiener Kardinal König mitgebracht hatte, als Beispiel der zweiten den Bonner Dogmatiker Joseph Ratzinger, Peritus des greisen Kölner Kardinals Frings. In ungezählten Konferenzen und Symposien erschlossen sie mit ihren Kollegen die reichen Bestände des Überlieferungsschatzes vor und neben der Scholastik. Eine Vielzahl von Themen wurde angeschnitten. Mit sechzehn teilweise sehr umfangreichen Texten – die kommentierte deutsche Standardausgabe hat ohne Register 675 Druckseiten – entstand ein Corpus, das an Umfang alle zwanzig Vorgängerkonzilien in den Schatten verwies. Gleichwohl ist es alles andere als ein Potpourri disparater Gegenstände. Johannes XXIII. hatte die Versammlung, anders als ehedem üblich, nicht einberufen, um irgendwelche Irrtümer zurückzuweisen, sondern um die Kirche auf Augenhöhe mit der Gegenwart zu bringen. Es sollte ein Konzil *der* Kirche *für die* Kirche werden. Die Ekklesiologie stand konsequenterweise also im Zentrum der Beratungen – teils unmittelbar wie in den beiden Konstitutionen *Lumen gentium* und *Gaudium et spes*, teils mittelbar als Basis bzw. Konsequenz der Ekklesiologie. Das trifft für die restlichen vierzehn Dokumente zu. Als gravierender Einschnitt erwies sich nach der ersten Konzilsperiode 1963 der Wechsel von Johannes XXIII. zu Paul VI., jenem Erzbischof und inzwischen Kardinal von Mailand, der am Ankündigungsdatum aus seiner Skepsis kein Hehl gemacht hatte. Zu seinen Großtaten gehört die Weiterführung des Konzils, das kanonistisch an sich mit dem Tod des Vorgängers beendet war. Drei Momente aber bedeuteten eine Bremsung des bisherigen Weges: Zum einen griff er mehrmals unmittelbar in die Konzilsberatungen autoritativ ein, zum anderen reservierte er sich bestimmte Themen wie die Ehelehre und die Zölibatsfrage, zum dritten endlich kam er im Bestreben nach möglichst einmütigen Schlussabstimmungen der konservativen Minderheit so weit entgegen, dass manche Dokumente geradezu widersprüchliche Thesen enthalten. Dass sie Gegenstand erbitterter nachkonziliarer Kontroversen geworden sind, ist nichts weniger als verwunderlich. Ich erwähne beispielshalber die Auseinandersetzungen um die theologische Stellung der Ortskirchen im Widerspiel mit der Universalkirche. Davon später noch mehr.

Damit stehen wir schon bei der wechselvollen Nachkonzilszeit, in der wir immer noch stehen. Wenn ich heute aufgefordert würde, ein knappes Resümee der vielen konziliaren Sätze zu geben, dann verwiese ich spontan auf den Eingang der bereits erwähnten Pastoralen Konstitution *Gaudium et spes* über die Kirche in der Welt von heute. Dieser Text, der umfangreichste von allen, ist der einzige, welche auf der Versammlung selber, also nicht schon in einer Vorbereitungskommission, entstanden ist. Er drückt mithin am klarsten Wunsch und Wollen der Bischöfe aus. In Nr. 1 lesen wir: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“. Um dieses

Programm umzusetzen, muss sich die Kirche aufmachen auf „den Weg durch die Zeit", wie es im dritten Eucharistischen Hochgebet formuliert ist. Ein chinesisches Sprichwort sagt: „Wenn der Wind des Wandels weht, bauen die einen Mauern, die anderen Windmühlen". Die unbestreitbare Mehrheit der Konzilsbischöfe war für die Windmühlen, die Kurie nach wie vor für die Schutzmauern. Aber die Bischöfe verließen 1965 die Ewige Stadt, die Kurie blieb. Weil der Wind nun stärker wehte, wegen des Konzils, erhöhte sie die Mauern. Auf den zögerlichen, grundsätzlich konzilstreuen, aber ängstlichen Paul VI. folgten, mit dem Vier-Wochen-Intermezzo Johannes Paul I. dazwischen, zwei Päpste, die hinsichtlich der Kirchenversammlung eine progrediente Regression verfolgten: Johannes Paul II. (1978-2005) und Benedikt XVI. (2005-2013). Natürlich haben sie sich oft und wortreich zum Konzil bekannt. Doch haben sie behutsam, aber konsequent das Schiff der Kirche in ein Fahrwasser gesteuert, das sie vor den Winden der Zeit bewahren sollte. Vor allem den deutschen Papst hätte Johannes wohl zu den „Unglückspropheten" zählen müssen. Bis in die jüngst erschienene, weithin von ihm erarbeitete Enzyklika *Lumen fidei* ist sein Welt-Pessimismus spürbar, der auf Abgrenzung, nicht Inklusion drängt – in der berühmten Freiburger Rede von 2011 hatte Benedikt das viel diskutierte Wort von der „Entweltlichung der Kirche" verwendet. Er würde sich gewiss wehren, unterstellte man ihm damit ein Gegenprogramm zu *Gaudium et spes*. Konformität damit aber ist sicherlich auch nicht gegeben. Der Lackmustest ist seine Politik gegenüber den Piusbrüdern, die primär pastoral sein wollte, aber dabei den dogmatischen Hintergründen dieser Bewegung, ihrem Fundamentalismus und Traditionalismus nicht gerecht werden konnte. Wer sich unter ihren Fahnen sammelt, kann das nicht auf dem Boden des Konzils tun.

Seit dem 13.3.13 sind die Karten neu gemischt. Von seiner ersten Ansprache nach der Wahl auf der Loggia von Sankt Peter an hat Jorge Mario Bergoglio, Papst Franziskus, überdeutlich zu verstehen gegeben, dass er sich nicht so sehr als Universalprimas der Kirche versteht, sondern als Bischof einer Ortskirche, die für die übrige Christenheit Vorbild der Liebe sein soll – so hatte es der altchristliche Martyrerbischof Ignatius von Antiochien formuliert. Liebe aber ist für den argentinischen Jesuiten in erster Linie die Kompassion mit jenen „Armen und Bedrängten aller Art", von der die Pastoralkonstitution gesprochen hatte. In einer Aufsehen erregenden Predigt am 16. April 2013, exakt am 86. Geburtstag seines Vorgängers, hat er sich unmissverständlich zum Veränderungspotential des Zweiten Vatikanischen Konzils bekannt. Mit scharfen Worten weist er alle Rückzugsstrategien zurück. Sie sind für ihn nur der „Versuch, den heiligen Geist zu zähmen. So bekommt man törichte und lahme Herzen". Auf dem Weltjugendtag hat er zum „Durcheinander" in der Kirche aufgerufen, hat sich mit Jugend, dem Symbol des Neuen, verbündet. Franziskus diagnostiziert Deformationen in der Kirche. Sie brauchen logischerweise Reformationen. Er fordert sie ziemlich unverhohlen ein. Das sind hoffnungsvolle Zeichen. In einer Symbolgemeinschaft wird man deren Wert sicher nicht unterschätzen dürfen. Trotzdem reichen sie auf Dauer nicht hin. Taten müssen folgen.

Gerade die konzilsskeptische Haltung der offiziellen Kirche hat in einer Welt raschen Wandels und beständiger Veränderungen technischer wie mentaler Provenienz in der Glaubensgemeinschaft den viel beschworenen „Reformstau" erzeugt, der ein effizientes *aggiornamento* nicht nur unmöglich macht, sondern mehr und mehr an die geistliche wie organisatorische Substanz der Kirche rührt – sichtbar für uns hierzulande etwa am konstanten Rückgang aller positiven Kennzahlen wie Priesterweihen, Taufen, Aus- und Eintritte in die Kirche, ablesbar an den jährlich erscheinenden Statistiken der Deutschen Bischofskonferenz. Es ist nicht von ungefähr, dass sich die allgemeinen Erwartungen – auch jene der Kardinäle im Vor-Konklave – zur Konzilstreue mit Erwartungen zu einer tief gehenden Reform der Kurie verbinden. Sie ist zum Zeichen für eine Linie der Kirche geworden, die nach viereinhalb Jahrhunderten ans Ende gekommen ist.

Wir stehen beim letzten Teil unserer gemeinsamen Erwägungen. Es geht bei ihnen anlässlich des Konzilsjubiläums um die Zukunft von Kirche und Gesellschaft. Wir fragen, genauer formuliert, nach den Anregungen, Impulsen, Wegleitungen der Kirchenversammlung von 1962/ 65, die uns gegenwärtig, in dem nun nicht mehr ganz so taufrischen 21. Jahrhundert helfen können bei der Meisterung der globalen, alle Menschen berührenden Aufgaben. Es bedarf wohl keiner ausführlichen Rede darüber, dass jetzt nicht alle denkbaren Fragen gestellt und nicht alle Antworten *in extenso* geboten werden können – da ist neben der begrenzten Zeit schon der komplexe Befund der komplexen Dokumente davor. Ich will lediglich vier Anstöße aufnehmen, die das Konzil gegeben hat und die von kaum zu bestreitender Bedeutung und Wichtigkeit sind. Diese Anstöße lassen sich in folgenden Schlagzeilen auffangen:

1. Sakramentalität der Kirche,
2. Kommunionalität der Kirche,
3. Korrelationalität von Kirche und Welt,
4. Dialogizität der Kirche.

1. Sakramentalität der Kirche

Es mag schier unglaublich dünken: In der zweitausendjährigen Geschichte der Kirche ist niemals eine offizielle Definition des Begriffs *Kirche* erfolgt. Es dauert rund 1400 Jahre, ehe die erste systematische theologische Besinnung darüber verfasst wird; sie war aber weniger spekulativ als juridisch. Der Grund ist nicht Desinteresse, sondern sozusagen die Allgegenwärtigkeit der Kirche bei den Christinnen und Christen. Über Selbstverständliches wird erst nachgedacht, wenn die Unschuld des Alltäglichen zerbrochen wird. Man denkt auch nicht übers Atmen nach, solange dieses funktioniert. In der Tat setzt eine intensive Reflexion erst kanonistisch in der Verteidigung der päpstlichen Primatialsforderungen (14./15. Jahrhundert), theologisch sodann in der Verteidigung der altkirchlichen

Lebens- und Denkform gegen die Reformatoren (16. Jahrhundert) ein. Es ist allerdings nicht so, dass vorher die gelebte Kirchlichkeit gar nicht thematisiert worden wäre – aber das geschieht aus der Fülle der Bilder heraus, assoziativ-meditativ, weniger theoretisch. Bereits das Neue Testament strotzt geradezu vor Kirchenmetaphern – aber sie haben unscharfe Ränder und Inhalte, so dass sie einander für strenges Denken sich ausschließen oder zu heterogenen Interpretationen verleiten. Man kann den Begriff *Leib Christi* vom Haupt her deuten und gelangt dann zu einer hierarchologischen Ekklesiologie; man kann ihn aber auch von der Vielfalt der Glieder aus sehen und denkt dann charismatologisch, wenn man will: demokratisch. Das Zweite Vatikanische Konzil hat unter Rückgriff auf Ideen des 19. Jahrhunderts, das sich wiederum von der Patristik inspirieren ließ, die Kirche in einer sehr glücklichen und hilfreichen Weise als Sakrament beschrieben. Die wichtigste der insgesamt neun Belegstellen eröffnet die Konstitution *Lumen gentium* über die Kirche: Diese, heißt es, „ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott sowie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (LG 1). Im Einzelnen enthält diese Beschreibung folgende Feststellungen:

(1) Die Kirche ist keine autonome Institution, sondern ganz und gar von Christus her existent und zu interpretieren. Bezeichnend ist der Perspektivwechsel vom Ersten zum Zweiten Vaticanum: 1870 war die *Kirche* das „signum levatum in nationes“, das über den Völkern aufgerichtete Zeichen“. 1964 ist „*Christus* das Licht der Völker“.

(2) Das relativiert sie auf der einen Seite: Sie ist nur ein Hinweis auf den Herrn – solche Wegweiser aber können verschmutzt, verblasst, unkenntlich, mit einem Wort: deformiert sein. Reformbestrebungen als Abbau und Beseitigung dieser Verformungen sind also notwendig, aber auch selbstverständlich.

(3) Auf der anderen Seite zeigt die Kategorie Sakrament auch die Notwendigkeit der Kirche: Sie ist Werkzeug in der Verwirklichung des Gottesreiches, auf das um Christi willen nicht verzichtet werden kann.

(4) Die Aufgabe der Kirche ist umfassend – sie ist beteiligt am Zustandekommen der Gemeinschaft aller Menschen mit Gott, ihrem Schöpfer, sie ist aber auch Agens der zwischenmenschlichen Einheit, des Friedens und der Wohlfahrt der Völker. Ihr kommt mithin eine wesentlich gesellschaftlich-politische Funktion zu. Später ist genauer zu sagen, worin diese besteht.

Wenn sich also die Kirche durchgehend als Sakrament versteht, kann sie unbefangen und ohne Verkrampfung sich selber korrigieren, aber auch und eben deswegen als anerkanntes gesellschaftliches Korrektiv wirksam werden und gerade dadurch und damit ihre welt- und heilsgeschichtliche Aufgabe erfüllen. Ihre großenteils selbstverschuldete Gettoisierung wird gegenstandslos. Die damit verbundene Öffnung wird lebhaft zum Abbau des Staus auf dem Weg der Kirche beitragen.

2. Kommunionalität der Kirche

Das neuzeitliche Problem der römisch-katholischen Kirche schlankweg ist die Hypertrophie des Papsttums. Das gilt selbstverständlich nach außen: Paul VI. und Johannes Paul II. haben in allem Freimut ihr eigenes Amt als Hindernis für die konfessionelle Einheit bezeichnet. Das bezieht sich aber gleicherweise auf die Binnenstruktur des Katholizismus. Zwar ist es zutreffend, dass von alters her dem römischen Bischof Vorbild- und Leitfunktionen im Dienst der Wahrung der Einheit und Vielfalt der Kirche nach dem Muster des Erstapostels Petrus zugesprochen worden sind. Diese waren aber bis ins 19. Jahrhundert hinein weit entfernt von dem autokratischen und zentralistischen Führungsstil der Päpste, wie er durch das Erste Vaticanum theoretisiert, von den Päpsten seit Pius IX. praktiziert worden war. Er ist also nicht uraltes Traditionsgut, sondern gerade einmal anderthalb Jahrhunderte alt. Die Bischöfe auf dem jüngsten Konzil suchten die eigentliche Tradition einer mit römischer Hilfe zu wahrenden Balance zwischen Einheit und Vielheit dadurch zu erneuern, dass sie Zuordnung wie Eigenständigkeit der bischöflichen Ortskirchen mit der durch Rom repräsentierten Universalkirche herausarbeiteten. Ein zentraler Text steht *Lumen gentium* 26: „Diese Kirche Christi ist wahrhaft in allen rechtmäßigen Ortsgemeinschaften der Gläubigen anwesend, die in Verbindung mit ihren Hirten im Neuen Testament auch selbst Kirchen heißen. Sie sind nämlich je an ihrem Ort, im Heiligen Geist und mit großer Zuversicht (vgl. 1 Thess 1,5), das von Gott gerufene neue Volk“. Man hat später das bereits das ganze erste Jahrtausend geltende ekklesiologische Leitbild mit dem Terminus *communio – Gemeinschaft* bezeichnet. Dahinter steht das ursprünglich in der katholischen Soziallehre entworfene Subsidiaritätsprinzip, das sich auch in der heutigen Gesellschaft großer Akzeptanz erfreut. Es besagt kurz und bündig: Die Oberinstanz soll nur dann und dort eingreifen, wo die Unterinstanz nachweislich überfordert ist. Für die Glaubensgemeinschaft bedeutet dies: Die Kompetenz der einzelnen kirchlichen Organisationsebenen von der Pfarrei über die Diözesen bis zu den Teilkirchenverbänden (Bischofskonferenzen) wird vergrößert, fundiert und effizient eingesetzt. Die Glaubensgemeinschaft insgesamt gewinnt damit an Flexibilität und Einsatzkraft, nicht zuletzt an Akzeptanz bei den Gliedern und an Glaubwürdigkeit bei den Menschen im Umfeld. Im bisherigen Kirchenverständnis können alle Aktionen auf teilkirchlicher Ebene abgeblockt werden mit dem resignierenden Hinweis auf die „Weltkirche“, die andere Sorgen und Präferenzen habe. Per Saldo geschieht dann gar nichts; die Missstände und Unzuträglichkeiten belasten nach wie vor erst die Teilkirche und über sie am Ende auch die Gesamtkirche. Am ekklesialen Immobilismus ändert sich nichts – die eigentliche missionarische Aufgabe bleibt unerledigt.

Die kommunionale Grundstruktur der Kirche darf aber nicht allein auf der Bischofsebene realisiert werden – was im Übrigen bis heute auch gar nicht geschehen ist. So war einmal die internationale Bischofssynode als kollegiales Instrument der Kirchenleitung

zusammen mit dem Papst gedacht. Bald aber degenerierte sie zu seinem unverbindlichen Ratsgremium, dessen Ansichten er sich nach Belieben zu eigen machen konnte oder nicht. Möglicherweise ist der von Papst Franziskus berufene Achterrat aus Kardinälen ein erstes Signal der Korrektur. Auch die Kurienreform legitimiert sich letzten Endes aus dem Postulat der Kommunionalität. Doch weiter: Kommunionalität hat auch das Strukturprinzip in den Bistümern, den Pfarreien, den kirchlichen Zweckverbänden zu werden bzw. zu sein. Im Hintergrund steht das ungelöste Problem der Bedeutung und Zuordnung der beiden großen Gruppen in der Kirche, der Kleriker und der Laien, bei diesen speziell nochmals die Geschlechterfrage. Welche Bedeutung haben die Frauen in der Kirche?

3. Korrelationalität von Kirche und Welt

Die Glieder der Kirche sind allemal auch Glieder nichtkirchlicher Organisationen, jedenfalls immer des Staates. Die Beziehungen zwischen ihr und ihnen, besonders dem Staat, sind daher ein Fundamentalproblem der Kirche. Gewöhnlich wurde es in Theorie und Praxis als Konkurrenzverhältnis betrachtet, bei dem sich je nachdem Kirche oder Staat als Suprem-Institution ausgaben. Spätestens seit dem Brief von Papst Gelasius I. an Kaiser Anastasios (394) beanspruchte die Kirche respektive der Papst die Oberhoheit über den Staat, sofern er praktisch verlangte, dass die katholische Lehr- und Lebensweisung oberste politische Verbindlichkeit zu beanspruchen habe. Noch 1961 – das Konzil stand also schon an – lautete der erste Satz einer im Übrigen sehr innovatorischen Enzyklika: „Mater et magistra gentium a Christo Jesu ... Catholica Ecclesia constituta est" – nach der offiziellen Übersetzung des Vatikans: „Mutter und Lehrmeisterin der Völker ist die katholische Kirche". Dieser Anspruch freilich wurde seit Jahrhunderten begleitet von deren beständigen Rückzugsgefechten, für alle sichtbar in den leidvollen Kontroversen zwischen Theologie und Naturwissenschaften. Der berüchtigte „Fall Galilei" ist nur eine von vielen Auseinandersetzungen, bei denen die Kirche den Kürzeren zog.

Das Konzil steuert diesem Oberhoheitsdenken entschieden entgegen. Es stellt prinzipiell die Autorität der Kirche nicht in Frage, stellt ihr aber die Autonomie der irdischen Wirklichkeiten zur Seite. Daraus ergibt sich eine gegenseitige Bezogenheit, eine Korrelationalität beider Größen. Programmatisch sagt Nr. 33 von *Gaudium et spes*, es sei der Wunsch der Kirche, „das Licht der Offenbarung mit der Sachkenntnis aller Menschen in Verbindung zu bringen, damit der Weg, den die Menschheit neuerdings nimmt, erhellt werde". Statt hierarchologisch denkt die Kirchenversammlung dialogisch: Sie spricht vom „Ineinander des irdischen und himmlischen Gemeinwesens" und vom „gegenseitigen Dialog" (Nr. 40). Im vierten Kapitel werden sorgsam die Beiträge der Kirche für Individuum (Nr. 41) und Gesellschaft (Nr. 42) aufgelistet. Dann fährt es fort, die Kir-

che sei sich „auch darüber im Klaren, wie viel sie selbst der Geschichte und Entwicklung der Menschheit verdankt“ – und das wird auf nahezu zweieineinhalb Druckseiten entfaltet (Nr. 44). Das Konzil benennt auch ein Diagnoseinstrument dafür: Die Kirche müsse die *signa temporis* – „die Zeichen der Zeit“ erkennen. Ein solches ist zum Beispiel „der wachsende und unwiderstehliche Sinn für die Solidarität aller Völker“ (*Apostolicam actuositatem*, Nr. 14) oder der Ökumenismus (*Unitatis redintegratio*, Nr. 4) – an insgesamt fünf Stellen begegnet der Hinweis.

Wer das Geschehen gerade in Deutschland in den letzten Jahren beobachtet hat, weiß sofort, welche Brisanz mit dieser Sicht verbunden ist. Sofort fallen einem die ethischen Kontroversen ein von der Abtreibungsfrage bis zur Homosexuellen-Debatte. Viele bezweifeln, ob die nach-konziliare offizielle Kirche dem konziliaren Programm wirklich gefolgt sei. Jedenfalls wird man vernünftigerweise einräumen müssen, dass in einer globalisierten Welt Herausforderungen ergehen, die nicht mehr von einer einzelnen Gruppe, sondern nur von der gesamten Menschheit unter Einbeziehung aller denkbaren Aspekte einer Lösung zugeführt werden können. Uns ist beispielsweise bewusst geworden, dass die ökologische Frage nicht mehr nur technisch, sondern ebenso notwendig auch moralisch zu beantworten ist. Das heißt: Im gegenseitigen Austausch der Meinungen und Impulse zwischen Technik und Religion allein scheint die Hoffnung auf eine solche Antwort möglich. Die von der vatikanischen Kirchenversammlung statuierte Korrelationalität von Kirche und Welt eröffnet nicht nur große Chancen – sie ermöglich überhaupt erst, dass uns Chancen offenstehen, die dann natürlich kooperativ zu nutzen sind.

4. Dialogcharakter der Kirche

Von der Natur der Sache her ist die eben apostrophierte Korrelationalität von Kirche und Welt unausweichlich erst einmal dialogisch: Beide haben sich auf Augenhöhe und symmetrisch über die Wirklichkeit auszutauschen. Das Zweite Vatikanische Konzil sieht jedoch in der Dialogizität ein wesentliches Merkmal der Kirche überhaupt. Im Register der Rahner-Vorgrimler'schen Textausgabe finden wir 20 Spiegelstriche mit Belegstellen; ihnen gesellen sich weitere 18, fast ebenso viele, unter dem Lemma *Gespräch* bei. Mit wem soll die Kirche ins Gespräch kommen? Genannt werden u.a. *alle Menschen, Nichtchristen, Atheisten, die kirchlichen Gruppen (Jugend, Eltern, Klerus, Laien), getrennte Christen, Juden.* Lassen Sie mich eine sehr grundsätzliche Passage herausgreifen, nicht zufällig aus dem Dokument, das mit dem Herzblut der Väter geschrieben wurde, aus *Gaudium et spes*: Das Konzil kann, lesen wir in Nr. 3, ziemlich am Anfang als Programmansage, im Namen des Volkes Gottes die „Verbundenheit, Achtung und Liebe gegenüber der ganzen Menschheitsfamilie, der dieses ja selbst eingefügt ist, nicht beredter bekunden als dadurch, dass es mit ihr in einen Dialog eintritt“. Dessen Ziel: „Es geht um die Rettung der menschlichen Person, es geht

um den rechten Aufbau der menschlichen Gesellschaft". Den Vätern war auch vor fünfzig Jahren wohl bewusst, dass das hehre, doch folgenlose Worte bleiben würden, wenn nicht dieser universale Dialog gegliedert, strukturiert wird. Die Kirche als Religionsgemeinschaft hat dann logischerweise im Kontext der Religionen anzufangen. Diese verhalten sich aus kirchlicher Perspektive wie konzentrische Kreise: Im Zentrum steht sie selber. Sie muss also auch nach innen dialogisch sein; daher die Bedeutung, die der Laienfrage und der Bischofskollegialität zukommt. In einem weiteren Kreis stehen die christlichen Denominationen und Konfessionen, der gewaltig ausgefächerte Baum der Christenheiten. *Ökumenismus* ist das Stichwort für die zwischenkirchlichen Unternehmungen. Ihm wird erstmals ein eigenes konziliares Dokument gewidmet (das Dekret *Unitatis redintegratio*). Es schließt sich der Kreis der nichtchristlichen Religionen an. Anlass der konkreten Beschäftigung mit diesem Thema war eigentlich die Absicht, den Juden christliche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der Holocaust lag gerade einmal zwei Jahrzehnte zurück. Es erwies sich, dass sie sachlich wie auch damals politisch nur durch die Aufnahme des Religionen-Komplexes realisiert werden konnte. Daraus ist die nur sechs Seiten umfassende, aber hoch brisante Erklärung *Nostra aetate* über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen entstanden. Den äußersten Kreis bilden die Atheisten. Der universale Dialog „schließt unsererseits niemanden aus, weder jene, die hohe Güter der Humanität pflegen, noch jene, die Gegner der Kirche sind" (GS 92). Eine Folge dieser Haltung ist endlich das abschließende Dokument des Text-Corpus, die Erklärung *Dignitatis humanae* über die Religionsfreiheit vom 07. Dezember 1965, dem letzten Arbeitstag der Versammlung in St. Peter. Wenn man die „Würde der menschlichen Person" *(dignitas humanae personae)* ernst nimmt, dann muss man in der menschlichen Gesellschaft die Freiheit „auf die geistigen Werte des Menschen und am meisten auf das (beziehen), was zur freien Übung der Religion in der menschlichen Gesellschaft gehört" (Nr. 1).

Wir haben eben auf die globalen Probleme und deren ethische Komponente angespielt. De facto sind die großen Religionen derzeit die einzigen ebenfalls globalen Institutionen, welche moralische Kompetenz nicht nur beanspruchen, sondern grundsätzlich bei ihren Gliedern auch besitzen. Um diesen Einfluss auch wirklich tatkräftig ausüben zu können, müssen sie sich untereinander so weit als möglich zu verständigen, zu einem wenigstens fundamentalen Konsens zu kommen suchen. Von christlicher Seite ist das durchaus möglich. Nach der berühmten Gerichtsrede bei Mt 25 ist das entscheidende Heilskriterium die praktische Lebenshilfe für die Mitmenschen jeglicher Couleur: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan" (Mt 25,40 und 45). Davor verlieren die unterschiedlichen und gewiss nicht auf einen gemeinsamen Nenner zu bringenden Dogmatiken der Religionen erheblich an Gewicht – was mitnichten heißt, dass sie bedeutungslos sind oder sein würden. Der vom Konzil angemahnte Dialog hat daher erhebliche Auswirkungen auf den Frieden, die Freiheit und die Einheit der menschlichen Gesellschaft.

Zweifellos wird hier das Erneuerungs- und Reformgut des Zweiten Vatikanischen Konzils am sichtbarsten. So ist es selbstverständlich, dass sich auf diesen Punkt die Angriffe der Konzilsgegner konzentrieren, allen voran und mit der relativ größten Stoßkraft die schon erwähnten Piusbrüder. Religionsfreiheit, Ökumenismus, Religionendialog sind für sie schlankweg Häresien, die in der abgelaufenen Geschichte stets gebrandmarkt worden, jetzt aber zur kirchlichen Lehre deklariert würden. Der Begriff „Dialog" ist demnach ein Unbegriff, der im kirchlichen Vokabular keinen Platz finden dürfe. Dieser Vorwurf macht dann Sinn, wenn man die neuzeitliche Wagenburgmentalität der römisch-katholischen Kirche zum kanonischen Leitbild theologischen Denkens und kirchlichen Handelns erklärt. Er übersieht freilich, dass dieser Partikularismus und Traditionalismus zutiefst dem biblischen und altkirchlichen Denken bis an die Schwelle zur Neuzeit widerspricht. Zu den Wesensaussagen über die Kirche gehören seit der Ausbildung der Glaubensbekenntnisse die Apostolizität und die Katholizität. Diese beiden Kirchenattribute besagen: Die Gemeinschaft der Christusgläubigen ist gebunden an die Urbotschaft der Apostel, das in sich vielgestaltig und offen ist – man denke allein an die Vierzahl der Evangelien, und verpflichtet zur menschheitsweiten Ausbreitung dieser Botschaft, die also plastisch zu sein hat für alle Kulturen, Denkformen, Weltbilder, Lebensverwirklichungen in der Geschichte. Das Schifflein Petri hat keine gemütlichen Hafenrundfahrten zu absolvieren, sondern hinauszufahren bis an die Enden der Erde.

Wie also stehen die Aktien der Kirche? Das Zweite Konzil im Vatikan hat nach seinen Möglichkeiten, im Rahmen seiner Einsicht, im Blick auf die konkrete geschichtliche Stunde vor einem Halbjahrhundert versucht, der von ihrem Herrn vorgegebenen Aufgabe gerecht zu werden. Ob und wie weit ihm solches final gelungen ist, vermögen wir heute noch nicht abschließend zu beurteilen. Das ist an sich, blickt man auf die Kirchenversammlungen vorher, sehr normal. Es hat immer bis zu einem Jahrhundert gedauert, ehe sie sich durchgesetzt haben. Wir sind also nicht im zeitlichen Verzug. Wirklich nicht? Die Abläufe scheinen sich zu beschleunigen, die Entwicklungen legen ein rasantes Tempo vor, neue weltpolitisch einflussreiche Kräfte drängen nach vorn. Haben wir viel Zeit? Christinnen und Christen wissen eines: Alle Zeit liegt in Gottes Händen. Die Zeichen mehren sich, dass die Kirche begreift, dass sie nur auf den Spuren des Zweiten Vatikanischen Konzils Kirche in der und für die Zeit bleiben kann. Die Bischöfe haben das in der Dogmatischen Konstitution *Dei Verbum* über die göttliche Offenbarung in Anlehnung an Augustinus so gesagt: „Damit die ganze Welt im Hören auf die Botschaft des Heiles glaubt, im Glauben hofft und in der Hoffnung liebt" (Nr. 1). Der Rückblick auf das Konzil eröffnet in der Tat Perspektiven für die Zukunft von Gesellschaft und Kirche. Wer Verantwortung hat, muss sie nutzen.

Friedensethische Reflexionen

„Kirche als Friedensakteur. Teil des Problems oder Teil der Lösung?“

Reinhard Kardinal Marx

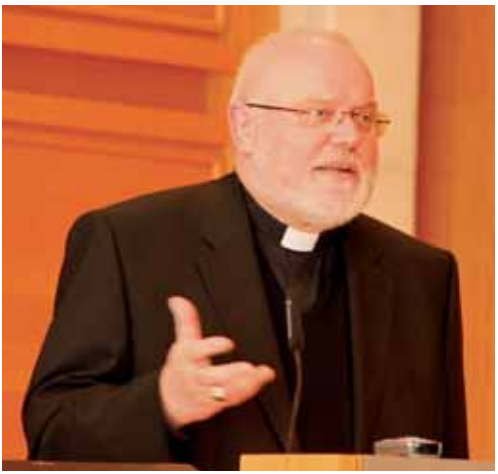
Statement bei der Festveranstaltung von Justitia et Pax zu 50 Jahre Pacem in Terris in Berlin am 10. April 2013

Mein Beitrag ist überschrieben mit „Kirche als Friedensakteur. Teil des Problems oder Teil der Lösung“. Würde man den landläufigen säkularen Vorurteilen Kirche und religiöse Gemeinschaften gegenüber glauben, wäre die Sache einfach und klar. Sie ahnen schon, dass ich mich einer solchen Auffassung nicht anschließen werde. Allerdings werde ich auch den naheliegenden Gegenirrtum vermeiden, ungebrochen zu behaupten, die Kirche sei nur Teil der Lösung. Lassen sie uns also gemeinsam einen Blick auf die Lage werfen.

Es gehört unverzichtbar zum Selbstverständnis der Kirche, konstruktiv an der Überwindung von Konflikten und der Schaffung von Frieden mitzuwirken. Denn die Kirche *hat* nicht einfach eine Friedenslehre. Sie *ist* von ihrem Innersten her Friedenslehre, konkretes heilsames, sakramentales Zeichen der Überwindung der Gewalt, praktische Eröffnung eines Horizonts der Veränderung und der Versöhnung.

Der Anlass für diese Tagung, die Enzyklika Pacem in Terris, ist ein gutes Beispiel dafür. Als Papst Johannes XXIII. die Enzyklika 1963 veröffentlichte, da fielen seine Worte in eine Zeit der akuten Kriegsbedrohung. Nicht allein die Drohung eines erneuten Weltkriegs – diesmal zwischen den verfeindeten Blöcken in Ost und West ausgefochten – prägte die Szenerie; auch der II. Weltkrieg mit all seinen verheerenden materiellen und psychologischen Auswirkungen war in einer Weise präsent, wie wir es uns heute nur schwer vorstellen können. Zugleich hatte sich die Kirche in der Auseinandersetzung mit der kommunistischen Herausforderung seit dem 19. Jahrhundert klar positioniert. In der ideologischen Gefechtslage des Kalten Kriegs, der zum heißen Krieg mit unvorhersehbaren Folgen für die gesamt Menschheit zu werden drohte, war die Kirche klar verortet. Wollte man nicht zum Teil der wachsenden Polarisierung werden, so galt es, Worte und Taten zu finden, die über diese Situation konstruktiv hinauswiesen. Pacem in Terris mit seiner in der Sache kompromisslosen aber im Ton zum ernsthaften Dialog einladenden Sprache, war ein solches Wort und eine solche Tat.

Immer wieder sieht sich die Kirche auch heute vor eine ähnliche Herausforderung gestellt: praktisch wirksames Zeugnis vom Horizont der Gewaltüberwindung abzulegen,



Reinhard Kardinal Marx bei seinem Vortrag

wie es im Kreuz in größtmöglicher Radikalität geschehen ist. Es ist nicht eine Frage dieser oder jener Auffassung. Es ist für uns eine Frage der Identität.

Zahlreiche Beispiele und tapfere Zeugnisse in der Weltkirche unterstreichen mit ihrer Praxis dieses Selbstverständnis. An dieser Stelle seien nur der Einsatz von Erzbischof Kaigama in Jos in Nigeria zur Verständigung zwischen Christen und Muslimen und zur Überwindung der Konfliktursachen sowie die vielfältigen Initiativen von Männern und Frauen zur Versöhnung zwischen Deutschland und Polen über die Blockgrenzen hinweg erwähnen. Es gäbe unzählige eindrucksvolle Beispiele. Nicht selten wurden sie auch mit dem Martyrium bekräftigt. Die ethische und theologische Ausrichtung auf einen gerechten Frieden ist in der Kirche unbestritten.

Das Leitbild des Gerechten Friedens zielt auf die Errichtung einer sozialen, wirtschaftlichen und politischen Ordnung, die der Menschenwürde gerecht wird. Diese unveräußerliche Menschenwürde ruht darauf, dass wir als Gottes Ebenbilder geschaffen wurden. Jegliche menschliche Ordnung hat ihren Zweck in der Schaffung und Sicherung von menschenwürdigen Lebensumständen. Nicht die Menschen haben diesen Ordnungen und ihren scheinbar übergeordneten Zwecken zu dienen; sondern die gesellschaftlichen, d.h. die politischen und wirtschaftlichen Ordnungen haben den Menschen zu dienen. Zu Zeiten von Johannes XXI- II. war es noch atemberaubend neu. Heute ist es Teil unseres Selbstverständnisses zu sagen: Die Menschenrechte sind der rechtliche Ausdruck der Menschenwürde und wie diese unveräußerlich und unteilbar. Politisches Handeln, das nicht Maß an ihnen nimmt, verfehlt seine humanen Ziele. Auch die Kirche hat dies in langen und schmerzhaften Prozessen erst lernen müssen. Aber wir haben, wie an der Frage der Menschenrechte erkennbar, gelernt. Die Friedenslehre ist im Lichte der Offenbarung verarbeitete historische Erfahrung. In einem systematischen Sinne gibt sie erst seit Benedikt dem XV., der in ihr auf dem Grund der bestehenden sozialethischen Traditionen die Erfahrungen des I. Weltkriegs reflektierte. Dieser Lernprozess ist nicht abgeschlossen. Er lebt von der kontinuierlichen Reflexion unserer praktischen Erfahrungen. Auch wenn die Schlussfolgerungen aus diesen Einsichten nicht immer konsequent und mutig genug sind. Man darf weiterhin gespannt sein.

Es gehört zu diesen Erfahrungen, dass sich Ortskirchen oftmals nur zögerlich und gelegentlich widerwillig, den Herausforderungen stellen, die mit gewaltförmigen Konflikten und ihren Folgen aufgerufen sind. Die daraus resultierenden Glaubwürdigkeitsprobleme sind ernst. Es griffe hingegen zu kurz, diese Diskrepanz von Lehre und Praxis, nur unter der Rubrik von Angst, persönlichem Versagen und Lauheit zu verhandeln. Die Beobachtung weist vielmehr auf die ernstzunehmende Widerständigkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse hin, von denen wir ein Teil sind.

Aus friedensethischer Perspektive führt die Frage nach dem Umgang mit Konflikten zur Gerechtigkeitsfrage sowie zur Frage nach der Überwindung von Gewalt und ihren Ursachen. Nicht die Konflikte als solche sind in aller Regel das Problem sondern deren Grundlagen sowie die Formen ihres Austrags. Daher müssen wir nach den *Konfliktursachen* sowie der *Konfliktdynamik* fragen. Dabei ist mir insbesondere diese doppelte Perspektive wichtig. Mit den Konfliktursachen kommt der Veränderungshorizont, mit der Konfliktdynamik der konkrete Handlungsspielraum in den Blick. Vernachlässigt man die Ursachen, so wird man früher oder später einfach nur an der Fortschreibung der bestehenden Verhältnisse mitwirken. Vernachlässigt man die Konfliktdynamik werden Reden und Handeln illusorisch, oberflächlich und in einem gefährlichen Sinne unpolitisch. Die Arbeitsteilung in „Propheten“ und „Realpolitiker“, zu der auch in der Kirche immer mal wieder Zuflucht genommen wird, wird der Herausforderung letztlich nicht gerecht. Sie weicht ihr in Wahrheit aus.

Einer der zentralen Ausgangspunkte unseres Denkens und damit Handelns in der Friedensfrage ist die tief in der biblischen Tradition verankerte Auffassung von der spezifischen Wirkmächtigkeit von Gewalt und Gewalterfahrung. Dazu gehört, dass alle Beteiligten – wenn auch in unterschiedlicher Weise – durch die Gewalt und ihre Folgen geprägt werden. Gewalt wirkt fort in den Spuren, die sie bei Tätern, Opfern und Zuschauern hinterlässt. Sie prägt in ihren Folgen die Handlungs- und Wahrnehmungsmuster aller Beteiligten. Sie schreibt sich ein in das Gedächtnis der Opfer und ihrer Angehörigen; nicht selten in der Versuchung zur Gegengewalt. Die Auswirkungen der Gewalt auf die Opfer sind weitestgehend evident. Oft wird allerdings unterschätzt, dass auch das Bewusstsein der Täter und ihrer Angehörigen und Nachkommen durch die Gewaltausübung geformt und geprägt wird. Dies tritt einem mal in Form wütender oder kalter Leugnung, mal als mehr oder minder bewusste Scham entgegen. Wie auch immer: Es gilt auch diese Formen der Abwehr ernst zunehmen. Nur so können sie überwunden werden.

Durch Gewalt belastete Geschichte ist, daran herrscht gerade auch mit Blick auf europäische Erfahrungen kein Zweifel, ein Sprengsatz an den Fundamenten der Gesellschaften und im Zusammenleben der Völker. Die Halbwertzeiten von Gewaltauswirkungen sind immens. Nicht selten geht die Gewaltprägung so weit in die alltägliche Weltwahr-

nehmung ein, dass sie nicht einmal als solche erkannt wird. Gewalt und Gegengewalt perpetuieren sich in solchen Konstellationen, ohne dass die Akteure aus ihrer tragischen Verstrickung herauszutreten vermöchten. Die historischen Erfahrungen mit Gewalt lassen die Priorität der Gewaltprävention augenscheinlich werden.

Friedenshandeln und christliches allzumal ist immer Beziehungsarbeit. Daher hat sie die Störungen der gesellschaftlichen Beziehungen in den Blick zu nehmen. Diese Störungen können vielfältiger Natur sein, Ausbeutung und ungerechte Wirtschaftsstrukturen gehören ebenso dazu wie Erinnerungen an erlittenes Unrecht. Gewaltprozessen wohnt zudem eine Tendenz zu tiefgehenden Verstrickungen inne, die eine klare und eindeutige Definition von Opfern und Tätern schwierig machen. Die Störungen sind daher keineswegs immer auf den ersten Blick erkennbar. Sie tarnen sich häufig mit dem Schleier der Gewöhnung und dem Anschein der Normalität.

Eine der ersten Aufgaben kirchlichen Friedenshandeln ist es daher, eine *differenzierte Wahrnehmung* der Gewaltförmigkeit der gesellschaftlichen Bedingungen zu fördern. Es reicht nicht, Gewalt abstrakt abzulehnen, man muss sie konkret in den Blick nehmen. Es gilt, der Versuchung zu widerstehen, sich ins rein Prinzipielle zu flüchten. Die Hilflosigkeit so mancher kirchlichen Verlautbarung zu Konflikt und Gewalt ist auf die mangelhafte Bereitschaft zurückzuführen, sich den konkreten Anfragen und Anfeindungen wirklich zu stellen. Es ist so verführerisch einfach, im Prinzip Recht zu haben. Es ist weitaus schwieriger, sich zu konkreten Nöten und Begrenzungen in Beziehung zu setzen. Es ist so verführerisch einfach zu verurteilen – wiewohl es gelegentlich sein muss -, es ist hingegen viel schwieriger, die Frage nach den konkreten Veränderungspotentialen zu stellen und dann die bisweilen erforderlichen Kompromisse in ihrer Spannung zu ertragen; und eben nicht schön zu reden. Ein schwieriger Balanceakt zwischen Korruption und Weltflucht. Das Leitbild des Gerechten Frieden kann hier sehr hilfreich sein, um in all den Abwägungen nicht die Orientierung zu verlieren.

Wie gesagt, Friedenshandeln ist Beziehungsarbeit in einem umfassenden Sinne. Sie zielt daher auf Veränderung – auch die eigene. Sie kann also auch nicht bei dem dunklen Hinweis auf die Gewaltdurchdrungenheit der Welt stehen bleiben. Sie hat ebenso die Potentiale der Veränderung in den Blick zu nehmen. Der Motor der Veränderung ist immer der Mensch. Es kommt daher wesentlich darauf an, wie wir vom Menschen – seinen Möglichkeiten und Grenzen – denken. Ansatzpunkt der Gewaltüberwindung sind die *konkreten Erfahrungen* und *Identitäten* der Betroffenen.

Gewaltüberwindung erfordert neben der Aufklärung der strukturellen und historischen Bedingungen von Gewalt und Konflikt vor allem auch die Rückbindung des Gewaltphänomens an konkretes menschliches Handeln, an konkrete menschliche Schuld. Denn

dies ermöglicht, die oftmals als übermächtig erlebte Gewalt, ohne sie zu verharmlosen, auf ihre wirklichen Maße zurückzuführen.

In der Rückbindung des Gewaltphänomens an menschliches Freiheitshandeln und menschliche Schuldfähigkeit liegt ein wesentlicher Schlüssel für wirksames Friedens- und Versöhnungshandeln. Denn mit ihr ist entgegen der scheinbaren Unausweichlichkeit der Gewalt die Umkehrfähigkeit angesprochen.

Der Logik von Gewalt und Schuld steht die biblische Zusage Gottes an sein Volk und die Gottesebenbildlichkeit des Menschen gegenüber. Dieser fromme und schöne Gedanke von der Unzerstörbarkeit der Freiheit bekommt eine für konkretes Friedenshandeln orientierende Bedeutung, wenn man ihn über das Individuelle hinaus auf die Sphäre des Politischen anwendet. Er stärkt unseren Möglichkeitssinn. Will man aber verhindern, dass Menschen überfordert werden, muss etwas Zweites hinzukommen: Die Einsicht, dass wir vor jeder persönlichen Schuld in Zusammenhänge gestellt sind, die durch Gewalt und Schuld geprägt sind und die unser Handeln entscheidend mitbestimmen. Diese Einsicht ist traditionell in der Lehre von der Erbsünde beheimatet. Nur wer diese menschliche Grundsituation annimmt, wird ihr nicht erliegen.

Immer wieder begegnen wir der verführerischen Tendenz, die schmerzhafte Erinnerung an Gewalt in Vorstellungen von einer Rückkehr zur Normalität aufzulösen. Kirchliches Friedenshandeln hingegen bringt *geduldig* und *selbstkritisch* die Strukturen sowie die konkreten Geschichten der Gewalt zur Sprache. Zu diesen Geschichten gehört auch, dass man sich bisweilen vor die Alternative gestellt sehen kann, Gewalt zuzulassen oder

um Schlimmeres zu verhindern selbst Gewalt anzuwenden. Auch diese ggf. legitime Gewalt richtet Schaden an, für deren Folgen Verantwortung übernommen werden muss.

Dabei gilt es, verschiedenen Versuchungen zu widerstehen: Wohlfeiles allgemeines Schuldbekennen ist fehl am Platz. Denn es bleibt an der Oberfläche und stellt sich nicht der konkreten Schuld. Das Drängen nach Schlussstrichen ist ebenso verführerisch. Wer den Mantel des Schweigens über die Verhältnisse legt, deckt sie. Zudem bleibt er den vielfältig Schuldverstrickten die schmerzhaft kritischen Fragen schuldig, die diese zu ihrer menschlichen Erneuerung benötigen, auch wenn sie es zumeist nicht wahrhaben wollen. Ungeachtet aller Verlockung: Schlussstriche ziehen ist irreal und verdeckt die zu behandelnden Wunden anstatt an ihrer Heilung mitzuwirken.

Gerade unter den Bedingungen einer auf kurzfristig vorweisbare Erfolge ausgerichteten Politik, wie sie in den westlichen, stark am Mediendiskurs orientierten Gesellschaften prägend ist, gilt es, auf eine Auseinandersetzung mit dem Gewalt- und Friedensproblem in einer längerfristigen Perspektive zu drängen. Und langfristig denken kann die Kirche, wie kaum eine andere Institution. Den Tendenzen zu plakativen Schwarz-Weiß-Darstellungen ist ein Gespür für die Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Grautöne entgegenzusetzen. Diese Schwarz-Weiß-Darstellungen sind zumeist Ausdruck eines tiefen Unbehagens, das schnellstmöglich die Dinge auf den Punkt bringen will. Und sei es auf den falschen.

Ohne die Fähigkeit zur Unterscheidung der Grautöne werden wir den ernsten Problemen der politischen und der wirtschaftlichen Verstrickungen nicht Herr werden. Nicht selten sehen wir uns dabei Ambivalenzen gegenüber, die sich nicht einfach auflösen lassen. Kirchliches Friedenshandeln nimmt diese Ambivalenzen ernst, ohne sich mit ihnen zufrieden zu geben. In ihnen kommt unsere unhintergehbare Verstrickung in die Verhältnisse zu Ausdruck. Aber je genauer wir die Verhältnisse in den Blick bekommen und unseren eigenen Platz in ihnen verstehen, umso größer wird unsere Einsicht in die Veränderbarkeit eben dieser Verhältnisse.

Solches auf der selbstkritischen Analyse von Ursachen, Strukturen und Auswirkungen von Gewalt basierendes Handeln braucht neben der Schärfe seiner Analyse vor allem eins: konkrete Teilnahme am Prozess der gesellschaftlichen Selbstaufklärung und Veränderung. Dabei kommt der nicht selten spannungsreichen praktischen Solidarität mit den Opfern zentrale Bedeutung zu. So weit wie möglich, ist ihre Würde wieder aufzurichten. Es geht nicht um eine Form paternalistischer Zuwendung. Es ist vielmehr für das Verständnis der konkreten Gewaltgeprägtheit der Gegenwart unverzichtbar, die Perspektiven der Opfer in den Prozess der Gewaltüberwindung einzubeziehen. Die gesellschaftliche Überwindung der Gewalt geht von den Opfern, den Schwachen und Leidenden aus. Wer von

Versöhnung reden will, darf vom Unversöhnten nicht Schweigen. Wer sich Vergebung wünscht, wird um die Frage nach der Schuld nicht umhinkommen. Es ist wesentlich die Kirche, die diese zutiefst humanen Horizonte offen hält. Mir will scheinen, dass unsere so scheinbar selbstgewiss pragmatisch säkulare gesellschaftliche Wirklichkeit, ohne diesen Horizont ärmer wäre. Gerade hier hat sich der lange Atem des der christlichen Friedensethik zu Grunde liegenden Gewaltverständnisses zu erweisen. Das glaubende Wissen darum, dass nicht wir es sind, die Frieden, Vergebung und Versöhnung herbeiführen, hilft uns das rechte Maß zu finden. Es ist letztlich der Heilige selbst, der uns, soweit wir es zulassen, in den Dienst nimmt. Dieses glaubende Wissen kann uns davor schützen, unsere Möglichkeiten zu überschätzen, oder sie zu vernachlässigen. In der Praxis setzt es kraftvolle Hoffnung frei, die sich aus rein rationaler Perspektive nur schwer begründen ließe. Die Kirche als Anwältin und Mehrerin dieser begründeten Hoffnung auf tiefgehenden Wandel ist ein Dienst an Allen. Und war das gewaltfreie christliche Zeugnis vieler in Polen, der DDR und anderorts gegen die kommunistischen Regime nicht auch ein solcher Dienst?

Wie aus meinen kursorischen Ausführungen hoffentlich deutlich wurde: Es fehlt nicht an Einsichten. Allerdings steht diesen Einsichten all zu oft – auch in der Kirche – eine unbefriedigende, manchmal sogar eine beschämende Praxis gegenüber. Nun sagt das säkulare Vorurteil, in der ihm eigenen Selbstgerechtigkeit: Nun wir haben es immer gewusst. So sind sie. Wort und Tat sind bei ihnen weit getrennte Welten.

So berechtigt die Klage über diese Umstände zu oft ist, es hieße dem Ernst des Problems auszuweichen, wollte man so tun, als ob die Kirche außerhalb oder oberhalb der geschichtlichen Verhältnisse agieren könnte. Dem ist natürlich nicht so. Auch die Kirche ist den gesellschaftlichen Konflikten, der Gewalt und ihren Folgen ausgesetzt. Es stellt sich daher die Frage, wie die Ortskirchen zu Akteuren der Gewaltüberwindung werden können.

Mit Blick auf die geforderte Auseinandersetzung und insbesondere die praktische Solidarität mit den Opfern ist es von zentraler Bedeutung, dass kirchliche Akteure ein gewisses Maß an Glaubwürdigkeit besitzen. Diese allerdings wird im Konfliktgeschehen häufig beschädigt. Die korrumpierenden Auswirkungen von Diktaturen aber anders auch von Wohlstandsgesellschaften betreffen auch die Kirche. Dies zu leugnen hieße, die Verhältnisse zu verharmlosen. Die Stärkung gelegentlich sogar die Rückgewinnung der Glaubwürdigkeit erfordert in aller Regel einen schmerzhaften Prozess des Sichehrlichmachens gegenüber der eigenen Rolle sowie den Leistungen und dem Versagen der Glieder der Kirche.

Da hilft nur, die Kirche in die gegenüber der Gesellschaft geforderte selbstkritische Sichtung mit einzubeziehen und mit gutem Beispiel voranzugehen. Wer, wenn nicht wir, sollte sich voller Hoffnung den eigenen Fehlern ehrlich stellen können? Nur wer seine eigene geschichtliche wie auch persönliche Verwobenheit bzw. Verstrickung in die Gewaltverhältnisse konkret bekennt und aufarbeitet, kann ein glaubwürdiges Zeugnis bei der Überwindung von Gewalt ablegen. In welcher Weise dies in den verschiedenen Kontexten geschehen kann, wird jeweils sehr von den konkreten Umständen abhängen. Die Rolle und Stärke der Kirche in der jeweiligen Geschichte und Gesellschaft spielen dabei ebenso eine Rolle wie die Art und Phase des Konflikts, um den es geht. Es macht eben einen gravierenden Unterschied, ob man es mit einer Minderheitenkirche zu tun hat, die selbst verfolgt wurde, oder mit einer Mehrheitskirche, die sich nicht ausreichend gegen Verfolgungen anderer zu Wehr gesetzt, sie vielleicht sogar still schweigend gebilligt hat, um nur zwei der zahlreichen Varianten zu nennen. So oder so sind die Kirche und ihre Glieder Teil der durch die Gewaltgeschichte geschaffenen Beziehungs- und Deutungssysteme, die für die aktuelle Konfliktdynamik von Bedeutung sind. Somit sind sie Teil des Problems. Dieser Befund ist für die Beteiligten – leicht nachvollziehbar – alles andere als erfreulich. Ich bin froh, dass die Würzburger Synode aber auch wiederholt die deutschen Bischöfe entsprechende Worte gefunden haben.

Die Aufklärung der Verstrickung in und des Geprägtseins durch die Gewalt und ihre Folgen ist auch dann erforderlich, wenn sich die Kirchen in einer Verfolgungssituation befunden haben. Insbesondere nach Phasen der Repression wird das unbestritten schwierige und schmerzhafte Fragen oftmals als Fortsetzung der Verfolgung erlebt und als solche abgewehrt. Kritische Fragen nach Verstrickung und unheilvoller Prägung werden von den Betroffenen häufig als generelle Infragestellung ihrer Leiden wahrgenommen. Durch die Überbetonung der Opferrolle und der Leiden geraten die Täteranteile schnell aus dem Blick. Die erforderlichen kritischen Fragen nach den systemischen Zusammenhängen können unter solchen Bedingungen nur unter großen Mühen zu Gehör gebracht werden.

Diese Erfahrung zeigt: dieselben Versuchungen und Irrwege, die sich so leicht für die jeweiligen Gesellschaften konstatieren lassen, sind auch in der Kirche abzuwehren und konstruktiv zu beantworten. Ekklesiologische Hinweise auf den mystischen und heiligmäßigen Charakter der Kirche helfen in diesem Zusammenhang leider nicht weiter. Sie nehmen vielmehr häufig die Funktion eines Verdrängungsarguments an. Nicht selten wird dann unter Verweis auf den mystischen und heiligmäßigen Charakter der Kirche die Relevanz der selbstkritischen Befassung mit der Institution Kirche generell bestritten. Dabei werden die Märtyrer der Kirche oftmals als Ausweis des tadellosen Verhaltens der Kirche funktionalisiert, während die Kirche in ihrer Gesamtheit mit den Märtyrern überidentifiziert wird. Diese verständlichen Abwehrmuster weisen auf den hohen Grad der Verunsicherung durch die Infragestellung hin. Sie beantworten allerdings nicht die Frage.

Hüten wir uns aber vor Herablassung gegenüber jenen, die in schmerzhaften Erneuerungsprozessen zögern. Der geforderte Wandel geht nicht ohne Schmerzen und Zweifel ab. Erneuerung ist kein Spaziergang über eine sonnenbeschienene Blumenwiese.

Die Kirche in ihrer sozialen Verfasstheit thront nicht über der Geschichte. Sie pilgert vielmehr als Volk Gottes durch die Geschichte und ist dabei denselben Versuchungen ausgesetzt, wie alle Menschen. Leider erliegt sie diesen Versuchungen zuweilen auch. Aber dieses existentielle Ausgesetztsein ist die Voraussetzung für ein konkretes und glaubhaftes Zeugnis.

Nicht blutleere Prinzipien, sondern geteiltes und im Lichte des Evangeliums gedeutetes reales Leben kann jenen Möglichkeitssinn schaffen, der ein Durchbrechen der Gewaltgeschichte Wirklichkeit werden lässt. Das Wort der polnischen Bischöfe an die deutschen Bischöfe 1965 „Wir vergeben und bitten um Vergebung“ stellt in diesem Zusammenhang nach wie vor ein leuchtendes Beispiel dar. Erst in der aktiven Teilnahme am Prozess der Gewaltüberwindung kann das tiefere Friedensverständnis zur wirksamen Entfaltung kommen.

Die Kirche muss um ihres Ureigensten willen eine verlässliche Anwältin einer adäquaten Rede von Versöhnung sein, die nicht billig über die Leiden der Opfer hinweg geht. Denn die Rede von Frieden und Versöhnung verkommt unmittelbar zur kontraproduktiven Propaganda, wenn in ihr nicht auch das Bewusstsein für das lang anhaltend Unabgegoltene und nach menschlichem Ermessen tendenziell nicht mehr Versöhnbare zum Ausdruck kommt. Mit dem Verderben der Worte verderben auch oft die Hoffnungen. Die Verteidigung der Hoffnung ist daher kein Akt der Beruhigung. Sie ist vielmehr ein Akt des sich Nichtabfindens mit den Verhältnissen. Nicht die Gewalt, nicht das Kreuz wird das letzte Wort haben. Wer diese Hoffnung redlich vertreten will, muss es mit festem Blick auf die Kreuze dieser Welt tun. Dann wächst jene Glaubwürdigkeit, die neue Horizonte erschließt.

In diesem Sinne ist auch das Schuldbekenntnis, dass Johannes Paul II. im Jahr 2000 für die Kirche abgelegt hat, ein solches Hoffnungszeichen. Es sagt: wir haben mehr zu erwarten als müden Pragmatismus, der sich nicht um die Opfer schert.

Die enorme Expertise und Erfahrung, die die Ortskirchen in den unterschiedlichsten kulturellen und politischen Kontexten in der Auseinandersetzung mit Gewalt gesammelt haben, stellt ein großes Potential zur Förderung von Prozessen der Gewaltüberwindung dar. Wir können weltweit viel von einander lernen. Nicht weniges dabei von unseren Fehlern. Und ich freue mich sagen zu können: Wir lernen auch viel voneinander.

Kirchliches Friedenshandeln steht zunehmend vor einer weiteren Herausforderung: Immer wieder sind in Konfliktkonstellationen Bemühungen seitens der Politik zu beobachten, Religion zu instrumentalisieren. Man versucht, den jeweiligen Interessen mittels der Funktionalisierung religiöser Gefühle und Symbole stärkere Geltung zu verschaffen. Religion wird häufig zur Mobilisierung von Menschen in Konflikten missbraucht. Der Faktor Religion ist real.

Damit reagiert Politik auf den durch die existentielle Bedrohung durch Konflikteskalation, Gewaltdynamik und Leidenserfahrung gesteigerten Bedarf an Sinn und Deutung. Gerade religiöse Symbole, die immer auch von der Auseinandersetzung von Gut und Böse handeln, stellen spezifische Deutungsangebote parat. Diese können die aktuelle Konfliktwahrnehmung zuspitzen und überformen. Ist die Auseinandersetzung aber erst einmal in die Perspektive unausweichlicher und letztlich unverhandelbarer Gut-Böse-Konfrontation gerückt, ist es nicht weit bis zur heilsgeschichtlichen Verklärung und Rechtfertigung von Gewalt. Hier sind der Missbrauch des Opfergedankens sowie Märtyrerideologien zu erwähnen. Solcher Perversion von Religion entgegenzutreten, ist Sache der Religionsgemeinschaften im Allgemeinen und der Kirche im Besonderen. Der spezifischen nicht selten von apokalyptischen Bildern angetriebenen Religiosität des Krieges und der Gewalt ist mit der Unterscheidung der Geister entschieden zu begegnen. Viele Ortskirchen stehen vor dem praktischen Problem, wie sie der großen Gefahr entgegentreten können, in Wahrnehmung und Tat so in Gewaltprozesse einbezogen zu werden, dass sie sie eher fördern, als überwinden helfen. Johannes Paul II. hat vor dem Irakkrieg 2004 durch sein Zeugnis wesentlich dazu beigetragen, dass aus diesem Krieg kein Krieg zwischen Christentum und Islam wurde. Ich denke, wir können nicht nur in dieser Frage noch viel von ihm lernen. Kirchliches Friedenshandeln ist gefordert, über den Verweis auf seinen normativen Friedensanspruch hinaus, die eigene friedensethische Perspektive gegen säkulare und pseudoreligiöse Heilsvorstellungen aber auch Versuchungen aus den eigenen Reihen stark zu machen.

Soll die am Leitbild des „gerechten Friedens" orientierte Friedensethik konstruktiv relevant werden, so ist es unabdingbar, sowohl den „falschen Propheten" der Gewalt als auch der pragmatisch daherkommenden Resignation im Umgang mit der Gewalt mit präziser Analyse sowie einer kontinuierlichen und erkennbaren Praxis entgegenzutreten. Ein gereiftes Verständnis von der eigenen Verwobenheit in die jeweiligen Konflikte gehört dabei zur notwendigen Grundausstattung.

Dass die Kirche dabei semper reformanda ist, ist wahrlich Teil des Problems und zugleich Teil der Lösung.

Allgemeines – Grundsätzliches

„Friedensstifter sein“ hat viel mit der Tätigkeit von Streitkräften zu tun

Thomas de Maizière

Rede auf dem Ökumenischen Neujahrsempfang der Militärseelsorge an der Universität der Bundeswehr München am 16. Januar 2013

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich bedanke mich für die Einladung. Es ist ein schöner Brauch, dass die Militärseelsorge mit einem Empfang gemeinsam mit der Universität der Bundeswehr und vielen Repräsentanten des öffentlichen Lebens das neue Jahr beginnt.

Meinen Start ins neue Jahr markierte, was das Soldatische angeht, in der vergangenen Woche der alljährliche internationale Soldatengottesdienst zum Weltfriedenstag im Kölner Dom. Kardinal Frings hat diese Tradition begründet und sein Nachfolger Kardinal Meisner setzt sie fort. Gemeinsam mit über tausend Soldaten haben wir nachgedacht über das Leitwort, das der Papst dem diesjährigen Weltfriedenstag gegeben hat: *„Selig sind die Friedenstiftenden“*. Diese Übersetzung der entsprechenden Seligpreisung aus der Bergpredigt stammt aus der Einheitsübersetzung. In der Luther-Übersetzung heißt es hingegen: *„Selig sind die Friedfertigen“*. In diesem Fall gefällt mir, als Verteidigungsminister und auch als Christ, die Übersetzung der Einheitsübersetzung mehr.

„Friedfertig sein“, das suggeriert, es reiche aus, sich zurückzulehnen, friedlich gesinnt, sozusagen *„fertig für den Frieden“* zu sein. Ich kann mir aber kaum vorstellen, dass es so gemeint ist. *„Friedensstifter sein“* bringt zum Ausdruck, dass wir mitunter auch aktiv werden müssen, damit Frieden möglich ist. Das hat viel mit der Tätigkeit von Streitkräften, mit dem gemeinsamen Auftrag von Soldaten und zivilen Mitarbeitern in einer Armee zu tun. Nun heißt es in der Bergpredigt an anderer Stelle auch: *„Selig, die keine Gewalt anwenden“*. Alleine die Zusammenschau dieser beiden Stellen aus der Bergpredigt zeigt, vor welche schwierigen moralischen Fragen wir bei der Anwendung militärischer Mittel gestellt sind. Begriffe wie *„Friedenserzwingung“* verdeutlichen den inhaltlichen Konflikt zwischen dem Wunsch nach Frieden und der Frage, welche Mittel legitim sind, diesen Wunsch in die Realität umzusetzen.

Ich kann dieses grundsätzliche Thema heute Abend aus Zeitgründen nicht vertiefen, will aber die Gelegenheit nutzen, mich bei der Militärseelsorge dafür zu bedanken, dass

sie die Soldaten in diesen Fragen begleitet. Bei meinen Besuchen an Standorten und in den Einsatzkontingenten versuche ich jedes Mal, mit den Militärseelsorgen zu sprechen. Natürlich spreche ich auch mit den Soldatinnen und Soldaten über die Militärseelsorge, insbesondere im Einsatz. Was ich da an inhaltlicher Substanz und professioneller Haltung bei den Seelsorgern erlebe, ist wirklich beeindruckend. Das gilt im Besonderen für den Ton der Militärgeistlichen. Der ist anders als die betuliche Art, die man in unseren Kirchen auch erleben kann. Unsere Militärseelsorger verhalten sich gegenüber Soldaten anders. Da herrscht ein frischer Ton, ein aufmunternder Ton im besten Sinne des Wortes, nicht bloß ein mitleidiger, übertrieben emphatischer Ton, sondern ein begleitender Ton, ein stärkender Ton, mit klarer und bewusster Stimme. Das finde ich gut, das finden die Soldaten gut. Wir freuen uns darüber, dass die Kirchen ihre guten Seelsorger zu uns schicken. Das soll auch so bleiben. Darum bitte ich auch die Verantwortlichen in den Diözesen und Landeskirchen. Wie wohl ich manchmal denke, dass diese Leute und dieser Ton auch den normalen Gemeinden gut tun würden.

Die besondere Qualität unserer Militärseelsorge ist auch nötig, weil viele Soldatinnen und Soldaten und zivile Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gar nicht mehr kirchlich gebunden sind. In den diversen Landesteilen ist das natürlich unterschiedlich. Aber das Bemerkenswerte ist doch, dass die Militärseelsorger überall als Ansprechpartner gefragt sind. Sicherlich ist es zu viel verlangt, von Militärseelsorgern zu erwarten, dass sie allen den Zugang zum Glauben eröffnen. Das mag in dem einen oder anderen Fall gelingen. Aber vor allem schaffen sie den Zugang zu Grundfragen, zu orientierenden Fragen: Was machen wir hier eigentlich? Warum ist das unser Auftrag? Wie komme ich zurecht mit der mangelnden Intimität, mit der ständigen Gemeinsamkeit, auch mit der Routine? Jeder weiß, dass Einsätze nicht von morgens bis abends spannend sind, sondern auch eine quälende Langeweile haben können. Wie geht man damit um? Wie kommt man mit dem Alleinsein klar? Wie geht man mit der Trennung von Angehörigen um? Und wie mit der Erfahrung völlig anderer Kulturen? Bei all diesen Fragen sind Seelsorger sehr wichtige Gesprächspartner. Für diesen wichtigen Dienst meinen herzlichen Dank.

Ebenso danken will ich für das, was unsere Kirchen im sogenannten „Lebenskundlichen Unterricht“ leisten. Diesen Unterricht leistet die Militärseelsorge seit Jahren mit beachtlicher Beständigkeit, Qualität und – im besten Sinne des Wortes – Geräuschlosigkeit. Und mit Erfolg, wenn man die niedrige Zahl an – nennen wir es mal – „ethischen Zwischenfällen“ in den Blick nimmt, die wir in der Bundeswehr im Vergleich zu anderen Armeen verzeichnen. Das hat natürlich viel mit der umfassenden Vorbereitung auf den Dienst und auf die Einsätze zu tun. Aber eben auch mit dem, was die Soldaten an ethischer Bildung im Lebenskundlichen durch die Militärseelsorger mitgegeben bekommen. Das ist ein großer, unverzichtbarer und wichtiger Beitrag der Militärseelsorge.

Die Militärseelsorge schafft es, einen wichtigen Unterschied zu machen und durchzuhalten: Sie segnet weder Waffen noch Einsätze, sondern die Soldaten und ihren Dienst. Dahinter steht eine uralte Diskussion, die bis heute Bedeutung hat. Der Schriftführer der Bremischen Kirche und Friedensbeauftragte meiner evangelischen Kirche hat viele Probleme mit dem Einsatz in Afghanistan. Aber nachdem er vor Ort in Afghanistan war, sagte er mir: *„Wenn schon Einsätze, dann mit diesen Soldaten“*. Das hat mich berührt. Weswegen sage ich das? Weil ich glaube, dass wir bei allen kritischen Diskussionen über Einsatz oder Nicht- Einsatz zwischen den politischen Entscheidungen einerseits und dem Dienst des Soldaten andererseits unterscheiden müssen. Ich bin zuversichtlich, denn inzwischen hat die Bevölkerung ein gutes Gespür dafür entwickelt, zu trennen zwischen der politischen Bewertung eines Einsatzes und dem, was die Soldaten leisten. Das ist richtig. Diese Anerkennung verdienen unsere Soldaten.

Meine Damen und Herren, liebe Mitarbeiter und Soldaten!

Da ich hier so viele Zuhörer in Uniform sehe, will ich gerne die Soldatinnen und Soldaten zu dem Punkt „Anerkennung und Wertschätzung der Gesellschaft“ direkt ansprechen. Der ehemalige Bundespräsident Horst Köhler hat seinerzeit das Wort vom *„freundlichen Desinteresse“* geprägt. Ich selbst höre oft von Soldaten: *„Unser Dienst wird nicht anerkannt. Wir wünschen uns mehr Wertschätzung“*. Bei vielen Veranstaltungen, wo nur wenige Soldaten anwesend sind, spreche ich nicht darüber. Aber bei Veranstaltungen, wo so viele Soldaten sind wie hier heute Abend, will ich folgenden Gedanken gerne vortragen: Als ich in den 1970er Jahren in Freiburg und Münster studiert habe, hat sich niemand darüber aufgeregt, wenn an einer Wand stand: *„Soldaten sind Mörder“*. Anfang der 1980er Jahre demonstrierten Hunderttausende gegen die Nachrüstung. Heute gibt es nichts Vergleichbares mehr. Es gibt keine Massendemonstrationen gegen die Bundeswehr.

Im Gegenteil, die Bundeswehr ist sehr angesehen, wie sämtliche Umfragen belegen. Nun gibt es Umfragen für alles. Das heißt noch nicht viel. Aber ganz gleich, welche Umfrage Sie nehmen: Wenn es um Respekt für Institutionen geht, landet die Bundeswehr immer unter den ersten fünf, sechs, sieben Plätzen, mit der Justiz, mit der Polizei und mit den Ärzten. Weit vor den Politikern – worüber man durchaus diskutieren kann. Und weit vor den Journalisten.

Die Bundeswehr genießt ein unglaublich hohes Ansehen. Das kommt auch im hohen Ansehen des Soldatenberufs zum Ausdruck. Was will man eigentlich mehr in der Bundeswehr? Bei einer Umfrage über die beliebtesten Arbeitgeber in Deutschland – und das schließt den Vergleich mit Unternehmen wie BMW, SAP und Volkswagen ebenso ein wie den Vergleich mit dem Tischler um die Ecke – steht die Bundeswehr auf Platz drei. Und

das gilt für das Ranking derer, die sich bewerben, ebenso wie für das Ranking der anderen Arbeitgeber. Was will man eigentlich mehr?

Ich habe seinerzeit als sächsischer Finanzminister gemeinsam mit Bertelsmann eine Studie gemacht über das Ansehen von Finanzbeamten. Das war sehr interessant und aufschlussreich: Da wurde die Bevölkerung befragt, was sie von Finanzbeamten hält. Und das Ergebnis war: Finanzbeamte haben ein hohes Ansehen in der Bevölkerung. Das erscheint durchaus konsequent: Sie alle erstellen eine Steuererklärung und akzeptieren dann – mehr oder weniger – die Berechnungen eines Steuerbeamten des gehobenen Dienstes. Sie vertrauen den Finanzbehörden, und das mit Recht: Es gibt nahezu kaum einen Bestechungsskandal in der Geschichte der Finanzverwaltung. Und das, obwohl Mitarbeiter des gehobenen Dienstes die Steuererklärung von Millionären oder Milliardären prüfen. Das Ergebnis der Prüfung gilt als gesetzt. Das zeigt: Finanzbeamte genießen ein hohes Ansehen in der Bevölkerung. Fragt man aber den Finanzbeamten selbst, wie er sein öffentliches Ansehen einschätzt, erhält man die pessimistischsten Vermutungen. Es gibt also eine große Diskrepanz zwischen Fremdwahrnehmung und Eigenwahrnehmung.

Inzwischen habe ich den Eindruck, das gilt auch für die Bundeswehr. Wir haben bei uns eine nach oben hin offene Zuwendungsskala. Wir sind süchtig nach Anerkennung. Und das ist falsch. Wenn sie jemandem jeden Tag sagen, wie gut er ist, glaubt er das irgendwann auch. Umgekehrt gilt aber auch: Wenn ein Kind seine Eltern fünf Mal am Tag fragt, ob sie es noch lieb haben, geht das den Eltern spätestens nach der vierten Frage auf den Geist. Wenn also die Bundeswehr immerzu nach öffentlicher Wertschätzung fragt, geht das der Gesellschaft irgendwann auf den Geist. Wer dagegen selbstbewusst auftritt, überzeugt ist von seinem Auftrag und von seinem Dienst, der erfährt Wertschätzung wie von selbst. Wir haben das heute beim Verabschiedungsappell in Bad Reichenhall erlebt: Junge Hauptgefreite und Stabsgefreite, die voller Selbstbewusstsein sind, voller Kraft, voller Stolz, bei allem klammen Gefühl vor dem Einsatz. Wenn diese jungen Frauen und Männer davon erzählen, dass sie jetzt nach Afghanistan gehen, da folgt der Respekt, die Anerkennung wie von selbst. Sie entstehen automatisch durch die Art ihres Auftretens. Hören wir also auf, nach Anerkennung zu gieren. Die könnte kaum besser sein. Erzählen wir von unserer Arbeit, seien wir stolz auf das, was wir leisten. Dann erfolgt die Wertschätzung auf dem Fuße. Ich jedenfalls bin fest davon überzeugt, dass das so ist.

Dazu gehört auch, dass wir offen über unsere Arbeit reden, und in einer angemessenen Sprache. Wir haben jahrelang eine verdruckste Sprache gesprochen, die verschleiernd war. Ein Beispiel: „Wir bringen Wirkmittel zum Einsatz“. Kein Mensch spricht so, warum reden wir so? Warum sprechen wir davon, dass wir „Wirkung erzielen“, wenn wir genauso davon sprechen könnten, dass wir treffen? Statt von einem „unbemannten Luftfahrzeug“ zu sprechen, sollten wir „Drohne“ sagen. Wenn wir so sprechen, versteht

man uns auch. Der katholische Militärbischof Overbeck hat nach seinem Amtsantritt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung ein sehr bemerkenswertes Interview gegeben. Darin sagte er mit Blick auf den Dienst des Soldaten: *„Sterben und Töten gehört dazu.“* Seitdem sage ich das auch. Vorher war ich nicht darauf gekommen, das so zu benennen. Das hat auch mich nachdenklich gemacht. Das soll nicht heißen, dass Sterben und Töten selbstverständlich sind und jeden Tag stattfinden. Ihr Eintreten bleibt ein ethisches Problem, hat Tränen und Schmerz zur Folge. Militärische Gewalt bleibt ultima ratio, sei es nun das letzte oder äußerste Mittel. Aber diese nüchterne und realistische Beschreibung, wie sie Bischof Overbeck gewählt hat, ist nicht nur zutreffend. Sie fördert auch die Anerkennung des Auftrags des Bundeswehr und des Dienstes der Soldaten.

Die Werbung für die Bundeswehr sollte dem auch angemessen sein. Natürlich ist es falsch zu sagen: *„Das wird ein ganz großes Abenteuer“*. Genauso falsch ist es, mit dem möglichen LKW-Führerschein zu winken und mögliche Einsätze auszublenden. Die Bundeswehr ist eine Armee im Einsatz. Der Einsatz gehört dazu. Der Dienst im Einsatz zeichnet sich durch eine große Bandbreite auf: Das geht vom Schützen über das Kämpfen bis zum Helfen. Wir bohren Brunnen und wir vermitteln, aber wir kämpfen auch. Das alles gehört heute zum Dienst des Soldaten dazu. Das bedeutet die Begegnung mit einer fremden Kultur ebenso wie die Verpflichtung, Dienst zu schieben in einem vielleicht langweiligen Grundbetrieb. Der Dienst in der Bundeswehr kann ebenso wie jeder andere Beruf nicht immer spannend sein. Mein Vater hat mir mit auf den Weg gegeben: 80 bis 90 Prozent eines jeden Berufes sind Routine. Such dir deinen Beruf danach aus, ob dich die letzten 10 Prozent interessieren. Eine kluge Regel, wie ich finde. Eine nüchterne Beschreibung des Dienstes, auch in den Einsätzen, ist gegenüber jungen Leuten ein überzeugendes Argument. Das bestätigen die Karrierecenter genauso wie die Jugendoffiziere.

Auch die Resonanz auf unsere neue Kernbotschaft „Wir. Dienen. Deutschland.“ bestätigt diesen Befund. Wir haben diese Botschaft selbst entwickelt. Mit 14 Prozent Bekanntheitsgrad in der Bevölkerung ist sie nach einem Jahr verhältnismäßig bekannt. Die einen sagen, nach nur einem Jahr sei das sehr viel. Ich sage, das ist mir noch zu wenig. In jedem Fall gilt: Die positiven Werte aus den Tests vor der Veröffentlichung der Botschaft passen zu denen ein Jahr später. 60 bis 70 Prozent der Befragten halten „Wir.Dienen. Deutschland.“ für eine gute Kernbotschaft für die Bundeswehr. Mancher hat seinerzeit befürchtet, das sei nichts für junge Leute, die mit altmodischen Begriffen wie „Dienen“ nichts anfangen könnten. Fakt ist: Die Resonanz bei jungen Leuten im Alter bis 30 Jahre fiel und fällt um 5 bis 10 Prozent sogar noch besser aus. Das ist sensationell. Ich sage das auch mit ein wenig Stolz, weil ich davon überzeugt bin, dass eine Werbeagentur eine so authentische Kernbotschaft nicht zustande bekommen hätte. Auf Authentizität kommt es jedoch an, wenn wir mit und über Soldaten sprechen.

Soldaten sind die einzige Berufsgruppe, die in ihrem Eid dazu verpflichtet werden, tapfer zu sein. Sie sind nicht die Einzigen, die sich in Gefahr begeben. Auch ein ziviler Kampfmittelbeseitiger begibt sich in Gefahr. Auch ein Polizist, der in eine Schule reingeht, in der ein Amokläufer um sich schießt, begibt sich in Gefahr. Aber sich für die Ausübung des Dienstes sozusagen dauerhaft in gewaltsame Situationen, Strukturen und Systeme zu begeben, verbunden mit der Pflicht, gegebenenfalls töten oder sterben zu müssen, das ist einzig dem Soldatenberuf eigen. Das verdient eine hohe Wertschätzung in der Öffentlichkeit. Diese erreichen wir am besten dadurch, dass wir sie nicht ständig einfordern, sondern überzeugend davon sprechen, was wir tun. Das sollten wir uns noch stärker als bisher vornehmen.

Meine Damen und Herren!

Die Bundeswehr ist eine Armee im Einsatz. Sie ist es bereits seit vielen Jahren. Über 300.000 Mal schon wurde ein Marschbefehl erteilt. Viele Soldaten der Bundeswehr waren bereits mehrfach im Einsatz. Und viele von denen, die im Einsatz waren, sind nicht mehr bei der Bundeswehr. Es ist mir ein Anliegen, dass sie für das, was sie getan haben, Wertschätzung erfahren – auch über ihre aktive Zeit in der Bundeswehr hinaus. Das ist etwas anderes als Reservist zu sein oder einem Reservistenverband anzugehören. Vor diesem Hintergrund und mit diesem Ziel habe ich die Veteranendiskussion begonnen. Dazu möchte ich heute Abend ein paar Anmerkungen machen.

Natürlich kennen fast alle Nationen einen Veteranenbegriff, auch und insbesondere Amerika und Großbritannien. Doch es gibt zentrale Unterschiede. Einen, auf den mich der Kollege Abgeordnete Erdel, selbst Reservist, hingewiesen hat, will ich kurz erläutern, weil er sehr gut veranschaulicht, wie sehr die Veteranenkultur von der nationalen Geschichte geprägt ist: In Amerika verbindet die Bevölkerung mit dem Begriff des Veteranen einen Sieg. In Deutschland hingegen ist mit dem Begriff des Veteranen nicht nur der Krieg, sondern eine Niederlage verbunden, eine militärische Niederlage und – noch viel schwerwiegender – eine politische und moralische Niederlage. Vor diesem Hintergrund – und nicht nur wegen der problematischen Aufarbeitung unserer Vergangenheit in den 50er, 60er, 70er Jahren – tun wir uns in Deutschland schwer mit dem Begriff des Veteranen.

In anderen Ländern wie etwa in den Niederlanden oder in den skandinavischen Ländern wurzelt die Veteranenkultur weniger tief in der Geschichte, sondern ist stärker an das internationale Engagement in den letzten Jahrzehnten gebunden. Ich denke, dass wir eine Diskussion darüber führen sollten, ob das nicht etwas ist, was auch die Verankerung der Bundeswehr als Einsatzarmee in der Gesellschaft verlangt.

Das wiederum setzt ein gemeinsames Verständnis davon voraus, was wir unter „Veteran“ verstehen. Ich habe mich nach langen und vielfältigen Beratungen dafür entschieden, ausgeschiedene Soldaten mit Einsatzbezug als Veteran zu bezeichnen. Die Definition im Einzelnen habe ich heute Nachmittag in Bad Reichenhall formuliert. Ich will nun auf zwei wichtige Gegenargumente eingehen, die aus meiner Sicht im Wesentlichen Abgrenzungsprobleme darstellen.

Den einen, hierzu gehört etwa der evangelische Militärbischof Dutzmann, ist meine Definition zu soldatisch. Sie verweisen auf den Einsatz von Entwicklungshelfern und Polizisten und werben deshalb für einen weiter gefassten Begriff wie etwa „Einsatzrückkehrer“. Ich glaube nicht, dass ein solcher Begriff sich durchzusetzen vermag. Und ich glaube nicht, dass eine spezifische Würdigung der Soldaten einen Ausschluss anderer Gruppen bedeutet. Nichts spricht dagegen, dass diese Gruppen ihre jeweiligen Einsatzrückkehrer ebenfalls ehren. Aber der Dienst des Soldaten, das Soldatische ist und bleibt etwas Spezifisches und Besonderes.

Das zweite Argument gegen die von mir vorgestellte Definition richtet den Blick auf die Verhältnisse innerhalb der Truppe. Die Frage lautet: Sind diejenigen, die nicht im Einsatz sind, weniger wert? Was ist mit dem Personalbeauftragten, mit dem Beobachter eines Radars, der vielleicht in den Einsatz wollte, aber nicht konnte? Ist er deshalb ein schlechterer Soldat? Wenn wir ehrlich sind, verbirgt sich hinter dieser Frage auch eine Generationenfrage. Meine Antwort ist: Diese Diskussion müssen wir aushalten. Denn die Unterscheidung zwischen denen, die im Einsatz sind und denen, die es nicht sind, gibt es auch unabhängig von der Frage, ob wir von Veteranen sprechen oder nicht. Die einen bekommen einen Auslandsverwendungszuschlag, die anderen nicht. Um nun bei der Frage nach dem Veteranenstatus dieser Diskussion aus dem Weg zu gehen, wird vorgeschlagen, alle ausgeschiedenen Soldaten als Veteranen zu bezeichnen. Ich glaube, das wird nicht funktionieren, schon weil die Bevölkerung es nicht akzeptieren wird. Mit dem Begriff des Veteranen verbinden sich Attribute wie „erfahren“, „erprobt“, „kampferprobt“. Deshalb ist die Einsatzerfahrung von zentraler Bedeutung. In meinen Augen stellt das auch keine Herabwürdigung von anderen Soldaten oder ehemaligen Soldaten dar. Wir haben überall in der Bundeswehr faktische Hierarchiestufen. Die Angehörigen des Kommandos Spezielle Kräfte halten sich für die besten Soldaten, ob nun zu Recht oder zu Unrecht. Intern wurden immer schon Unterschiede gemacht: Früher waren die Panzerleute voller Selbstbewusstsein und die Pioniere galten vielen als nicht so wichtig in der Armee. Das hat sich mit Blick auf aktuelle Einsätze in den Augen vieler umgekehrt. Ähnliches trifft für die Fernmelder zu. Als ich noch dabei war, galten die als die „Kabelaffen“. Sie trugen eine Trommel, liefen durch das Gelände und warfen ein Kabel hin und her. Und dann war der Auftrag erfüllt. Heute ist das Fernmeldewesen als Führungsunterstützung hoch angesehen, zumal in einer technisch geprägten Bundeswehr. Mit all diesen Beispielen

will ich sagen: Es ist eine Selbsttäuschung, wenn wir davon ausgehen, es gebe keine informellen Hierarchien in der Bundeswehr. Das wird durch den Veteranenbegriff auch nicht besser oder schlechter. Aber der Veteranenbegriff kann dazu dienen, dass wir der Gesellschaft die Rolle der Bundeswehr besser vermitteln. Und das führt mich zu meinem letzten Punkt in dem Zusammenhang.

Ich werde – auch von den Abgeordneten – oft danach gefragt, wo nun das Veteranenkonzept bleibe. Die Bundeswehr setze doch auf Konzepte und setze diese dann auch um. Wir würden das auch bei diesem Thema tun, so sei die Bundeswehr. Aber das ist nicht mein Punkt. Ich frage: Was nützt es denn, wenn wir als Bundeswehr stolz auf unsere Veteranen sind? Das sind wir doch sowieso. Der entscheidende Punkt ist doch viel mehr, dass die Bevölkerung stolz auf ihre Veteranen ist, dass die Gesellschaft Ideen entwickelt, wie sie ihre Veteranen ehren kann.

Ich will Ihnen ein Beispiel sagen. Sie finden in Amerika auf Bussen und auf Fahrzeugen anderer öffentlicher Dienste Aufkleber, auf denen den Angehörigen der Streitkräfte für ihren Dienst gedankt wird. Öffentliche Veranstaltungen werden begonnen mit einem Dank an die anwesenden Soldaten. Eine solche Kultur werden wir wohl nie erreichen, jedenfalls nicht in den nächsten 10 bis 20 Jahren. Das ist vielleicht auch nicht nötig und entspricht nicht unserer Kultur. In jedem Fall aber macht es keinen Sinn, dass ich als Verteidigungsminister aus dem Öffentlichkeitsetat des Ministeriums heraus Werbeflächen miete, um den Soldaten für ihren Dienst zu danken. Ich bin der Inhaber der Befehls- und Kommandogewalt. Die Soldaten wissen, dass ich ihren Dienst schätze. Aus demselben Grund trage ich auch keine gelbe Schleife. Ich freue mich über jedes Bekenntnis zur Bundeswehr. Aber ich bin der Verteidigungsminister. Der Bundestrainer Jogi Löw würde auch nie auf die Idee kommen, öffentlich zu erklären: „Ich bin für die deutsche Nationalmannschaft."

Als Bundeswehr wollen und sollen wir nicht unsere eigene Wertschätzung durch die Gesellschaft organisieren. Gesellschaftliche Anerkennung muss von der Gesellschaft selbst kommen. Dabei fangen wir jedoch nicht bei Null an: Oft höre ich, die Bundeswehr müsse integriert werden in der Gesellschaft. Ich verwende diesen Sprachgebrauch nicht mehr. Die Bundeswehr ist integriert in der Gesellschaft. Integration bedeutet doch, etwas bisher Fremdes einzugliedern. Ist das unser Verständnis vom Verhältnis der Bundeswehr und der Gesellschaft? Das war vielleicht so in den 50er und in den 60er Jahren, vielleicht noch in den 70ern. Aber heute gilt: Die Bundeswehr muss ihren Platz in der Mitte der Gesellschaft behalten und nicht suchen. Das ist etwas ganz anderes als die Integration in der Gesellschaft. Und wie geht das? Wir müssen die Hand reichen und die Gesellschaft muss sie ergreifen. Kleine Gesten, Tag für Tag.

In der liturgiefreudigen katholischen Kirche gibt es den aus meiner Sicht wunderbaren Brauch des Friedensgrußes. Da greift man über die Bänke, gibt wildfremden Leuten die Hand und sagt: „Friede sei mit dir!“. Das ist eine gegenseitige Bestätigung und eine gegenseitige Verpflichtung. Ähnliches gilt für Bundeswehr und Gesellschaft: Auch und gerade nach Aussetzung der Wehrpflicht ist die Aufgabe, dass die Bundeswehr ihren Platz in der Gesellschaft behält, nicht Aufgabe der Bundeswehr allein, höchstens zur Hälfte. Die andere Hälfte ist Aufgabe der Gesamtgesellschaft. Und da sollte die Bundeswehr auch nicht ständig Nachhilfe geben. Das muss funktionieren. Vor diesem Hintergrund lehne ich auch ab, die Gesamtverantwortung dafür zu haben, dass die Bundeswehr ihren Platz in der Mitte der Gesellschaft hat.

Ich komme zurück zum Veteranenbegriff. Da gilt das auch. Wir werden diese Diskussion weiter betreiben, Schritt für Schritt, nicht pompös, nicht in einem 10-Punkte-Plan. Ich habe der Opposition im Deutschen Bundestag versprochen, dieses Thema nicht zum Gegenstand einer parteipolitischen Auseinandersetzung zu machen, gerade auch im Wahljahr. Da liegt niemandem dran und das wird dem Thema nicht gerecht. Trotz aller mir dazu bekannten Befindlichkeiten innerhalb und außerhalb der Bundeswehr halte ich dieses Anliegen für ein zentrales Thema, um die Anforderungen an die Bundeswehr als Einsatzarmee zu verdeutlichen und die Gesellschaft dazu zu bringen, über ihren Umgang mit Einsatzsoldaten und Veteranen nachzudenken. Ich kann und werde Ideen beisteuern, aber die Bundeswehr sitzt da nicht im Führerhaus.

Meine Damen und Herren!

Das waren ein paar Überlegungen zu Beginn eines neuen Jahres. Ich habe begonnen mit einem Dank an die Militärseelsorge für diesen Empfang. Ich habe ihn genutzt für einen Diskussionsbeitrag über das Selbstverständnis der Bundeswehr, für einen kritischen Blick nach innen und auf das Verhältnis von Bundeswehr und Gesellschaft. Schließen will ich damit, dass ich Ihnen ein gutes neues Jahr wünsche. Ich hoffe, dass viele, aber nicht alle Ihre Wünsche in Erfüllung gehen. Wenn im Leben alle Wünsche in Erfüllung gehen, ist man meistens tot. Es wäre jedenfalls im Sinne einer Motivationsstrategie nicht gut, wenn alle Wünsche in Erfüllung gingen. Einen Wunsch aber will ich besonders betonen, auch vor dem Hintergrund des Verabschiedungsappells heute Nachmittag in Bad Reichenhall. Wenn man Soldaten in den Einsatz verabschiedet, dann sagt man einen Wunsch mit Ernst und nicht als Floskel: Bleiben Sie gesund! Herzlichen Dank.

Gedenke – Ein Imperativ in Zeiten der Bedrängnis und Entscheidung

Thomas R. Elßner

Vortrag in der Synagoge von Koblenz am 10. November 2013

Gedenke – so lautet ein Ruf, ja ein unüberhörbarer Aufruf an mehreren Stellen in der Hebräischen Bibel bzw. im TaNaCh, der Bibel des Volkes Israel, von und an unterschiedliche Personen. Sieht man sich die betreffenden Bibelstellen einmal in ihrem Original an, so kann man dabei fast wie immer Erstaunliches entdecken. So lassen sich mindestens 37 Stellen finden, welche die Aufforderung „Gedenke" enthalten. Von diesen wiederum überliefern nur sieben Textstellen das Wort „Gedenke", wenn man so will, in ihrer orthographischen Vollform (רוֹכז) im Unterschied zu den anderen Textbelegen (plene -defektiv). Derartige Hinweise, die scheinbar unbedeutend sind und daher vielleicht schnell übersehen werden können, lohnen in Anlehnung an talmudisch- rabbinische Auslegungsmethoden, die auf jedes noch so kleine Detail präzise achten, der genaueren Betrachtung. Dabei beschränke ich mich auf die drei bzw. vier Textstellen von „Gedenke" (רוֹכז), die in der Tora vorkommen.

Zum ersten Mal überhaupt ergeht der Ruf „Gedenke" in der Hebräischen Bibel von Mose aus im Buch Schemot, Christinnen und Christen besser bekannt als Buch Exodus, im Kapitel 13,3: „Und es sprach Mosche zum Volk: Gedenke dieses Tages, an welchem ihr aus Ägypten gezogen seid, aus dem Haus der Knechtschaft; denn mit starker Hand ließ euch der Ewige aus diesem herausführen." Dieses hier so inhaltsschwere „Gedenke" lässt sich wie in den folgenden drei Stellen in der Tora ebenso etwas anders übersetzen. Denn bei dieser Form kann es sich, das sei Insidern gesagt, auch um einen Infinitiv handeln. Dieser spricht nicht eine männliche oder weibliche Person und / oder Gruppe an, sondern grundsätzlich alle gleich, die als Adressaten im Blick sind, und zwar das ganze Volk Israel. Von daher könnte man übersetzen: „Zu gedenken ist stets an diesen Tag, an welchem ihr aus Ägypten gezogen seid." Auf diese Weise wird die Aufforderung, zu einer nunmehr keinen Widerspruch duldenden Ist-Aussage. An diesen Tag des Auszugs aus Ägypten, aus dem Sklavenhaus, ist zu denken. Punkt. Der Zeitpunkt, an dem Mosche diese Aufforderung zur Gehör bringt, ist präzise der Tag in der Bibel, an welchem Israel gerade im Begriff steht, das Sklavenhaus Ägypten zu verlassen. Das heißt: In dem Moment, in dem das Volk Israel sich gerade auf den Weg aus Ägypten macht, es noch nicht einmal verlassen hat, wird bereits gedenkendes Erinnern eingefordert, und zwar von dem, der im Auftrag des Ewigen das Volk aus der Knechtschaft führt, Mosche. Das eine solche

Aufforderung gerade jetzt erschallt, lässt sich vermutlich mit der erfahrungsgesättigten Besorgnis erklären, dass das aktuell zu erfahrende Befreiungshandeln Gottes schnell, zu schnell in den Hintergrund rücken, vielleicht sogar vergessen werden könnte. Eine solche Besorgnis können auch wir unter einem anderen Vorzeichen immer wieder spüren, und zwar vielleicht heute drängender denn je. Denn nicht nur gute Erfahrungen prägen unser Leben, sondern auch schmerzhaft bittere. Auch dieser gilt es zu gedenken. So mehren sich nicht wenige Stimmen, welche die Shoa historisch einordnen wollen, das heißt, die die Shoa aus allein geschichtlicher Perspektive zur Kenntnis nehmen wollen, zumal die Zeitzeugen, ein in diesem Zusammenhang recht euphemistischer Begriff, doch immer weniger werden. Diese fragen ebenfalls angesichts der unaufhaltsam, scheinbar gleichgültig dahinfließenden Zeit bedrückend drängend: Sind am Ende all die uns zugefügten Demütigungen, Schmerzen, Leiden, ja die nahezu völlige Vernichtung eines/unseres Volkes schlicht und einfach bald vergessen, werden diese bestenfalls nur noch zum Untersuchungsgegenstand für Historiker und Promovenden. Einige haben vor dem Hintergrund dieser und ähnlich bedrückender Erfahrungen und Fragen den Glauben an Gerechtigkeit und Recht, an Gott, einen liebenden zumal, verloren – meist aber nicht erst seit heute. Wer aber wöllte sich auch anmaßen, auch die andere, ebenfalls bedrängende Frage zu beantworten, die stets eine brennende Wunde ist und bleiben wird: Warum hat der Ewige dies alles zugelassen? Warum?, warum?, warum? hämmert es im Kopf.

Letztlich ist der Anruf des „Gedenke“ in zweifacher Hinsicht zu verstehen: Zum einen ist der Mensch insofern gefährdet, als er selbst Erfahrungen der Befreiung zu vergessen scheint. Zum anderen haben bisher – auch das lässt sich an geschichtlichen Verläufen ablesen – von Menschen geformte und geführte tyrannische und verbrecherische Systeme nicht das letzte Wort behalten. Das hat Israel in seiner Geschichte immer wieder erfahren. Jene verbrecherischen Taten aber dürfen niemals in Vergessenheit geraten.

Das zweite „Gedenke“ findet sich in den Zehn Worten (תרשע סירבדה), Christen nennen sie etwa wörtlich übersetzt Dekalog, und zwar näherhin in der Exodusfassung Kap. 20,8. Während Israel am Sinai lagert, lässt der Ewige sich mit den Worten vernehmen: „Gedenke (Sg.! Inf. abs. qal.) des Tags des Sabbats, ihn zu heiligen“. Begründet wird dies mit Worten des ersten Schöpfungsberichts der Bibel. Danach schuf Gott in sechs Tagen die Welt, am siebten Tag aber ruhte er. Dieses göttliche Tun setzt unüberbietbare Maßstäbe, so dass der Mensch, HaAdam, zwar gleichfalls sechs Tage arbeiten darf, aber im Sinne einer Imitatio Dei am siebten Tag ebenso zu ruhen habe. Denn dieser Tag ist ein Tag für den Ewigen. Dies betrifft sowohl die Angehörigen des Volkes Israels als auch die sogenannten Fremden, die in diesem Volk leben. Denn nicht nur Israel, sondern auch die, die in Israels Toren weilen (Ex 20,10; Ex 12,38), haben zu ruhen bzw. dürfen coram Deo, vor Gott, zur Ruhe kommen. Diese Forderung lässt sich außerdem so verstehen, dass es für Menschen notwendig ist, Zeiten des Gedenkens zu haben und sie zu halten,

und zwar strukturiert, d.h. zu festgelegten, stets wiederkehrenden Zeiten, was zudem Verlässlichkeit und Anker im Fluss der Zeit bedeutet. Auch der, der von keinen religiösen Hintergrundannahmen ausgeht, wird dem zustimmen können, dass es festgelegte Zeiten des gemeinsamen Innehaltens und des gemeinsamen Gedenkens in einer Gesellschaft und für eine Gesellschaft braucht. Wie man jedoch in einer zunehmend säkularen Gesellschaft für ein solches Gedenken öffentlich akzeptierte Zeiten und Räume eröffnet, wird seit einiger Zeit in unterschiedlichen Foren diskutiert. An dieser Stelle möge einstweilen der durchaus nicht ganz einfach fassbare Begriff der sog. Zivilreligion stellvertretend für jene Debatte genannt werden.

Erlaubt sei mir, dass ich die dritte Stelle in der Tora des Ausrufs „Gedenke" heute übergehe. Denn dieses „Gedenke" nimmt Bezug auf eine innergemeindliche Auseinandersetzung der Auszugsgeneration bzw. auf einen innerfamiliären Konflikt (vgl. Dtn 24,9), da mischt man sich nicht ein, zumal an einem solchen Tag wie diesen heute.

Um so mehr ist dafür das vierte „Gedenke" der Tora von Interesse. Im Buch Deuteronomium (סירבדה) heißt es: „Gedenke (Sg.! Inf. abs. qal.) dessen, was dir getan hat Amalek auf dem Weg, als ihr aus Ägypten zoget" (Dtn 25,17). Amalek hat die „ganze Gemeinde der Kinder Israels" (Ex 17,1), die altehrwürdige vorchristliche griechische Übersetzung liest „Synagoge der Söhne Israels" (συναγωγη υιων Ισραηλ), auf ihrem Auszug aus Ägypten in einer Situation der Schwäche angegriffen (vgl. Dtn 25,18). So ist Amalek zum Feind Israels schlechthin geworden, und Amalek hat in der Geschichte viele Gesichter gehabt und Nachahmer gefunden.

Gerade zu einem Zeitpunkt, als die Kinder Israel kurz vor dem Einzug ins verheißene Land stehen – und davon handelt das Buch Deuteronomium – ergeht noch einmal die Aufforderung an Israel, an Amalek zu gedenken (Dtn 25,17-19). Warum ausgerechnet jetzt? Gibt es nichts Wichtigeres? Der Gedanke könnte der sein: So wie ein Leben im verheißenen Land vielleicht schnell die Heimtücke Amaleks vergessen machen kann, so andauernd bleibt leider auch die drohende Gefahr für die Kinder Israels bestehen, aus unterschiedlichen Gründen, auf verschiedenen Ebenen. Am Ende der Forderung, Amaleks zu gedenken, findet sich ein scheinbares Paradoxon (Dtn 25,19). Zum einen wird gefordert: „Du sollst das Andenken an Amalek unter dem Himmel auslöschen." Und zum anderen heißt es kurz und knapp: „Vergiss auf gar keinen Fall" (אל תכשת). Wie lässt sich dieser Widerspruch verstehen? Auslöschen einerseits, gedenke andererseits. Hier offenbart sich ein vom Leben und vom Leiden oft gezeichneter Spannungsbogen. Verständlich ist, dass die Namen derjenigen, die Israel schwersten Schaden zugefügt haben, ausgetilgt werden müssten. Den Namen auszutilgen bedeutete im Altertum, den betreffenden Namensträger der ewigen Strafe des Vergessens, der demnatio memoriae, anheimfallen zu lassen; ihn aus dem Buch der Geschichte, des Gedächtnisses zu tilgen. Denn im Namen

lebt der Namensträger fort. Aber Israel weiß auch, wer vergisst, kann schnell wieder erneuten Gefahren, mitunter schlimmeren als bisher, ausgesetzt sein, zumal Vergessen auch den Tätern hilft, ihre Untaten und Verbrechen vergessen zu machen. Dennoch kann es als eine schreiende Ungerechtigkeit empfunden werden, dass die Millionen, die gequält, gefoltert und ermordet wurden, meist namenslos für die meisten Menschen bleiben werden; hingegen selbst Schulkinder die verbrecherischen Täter auch heute noch mit Namen und Adresse kennen. Dieser Spannungsbogen, wir ahnen es, lässt sich nicht einfach lösen; ihn gilt es auszuhalten, wenngleich auch schmerzlich.

Was bleibt? Diese Frage lässt sich schwer beantworten, aber die Hebräische Bibel, die Bibel Israels, und ihre Übersetzungen weisen uns einen Weg, der den des Sisyphos gleicht: Gedenke – זכור.

Autorenverzeichnis

Beinert, Dr. Wolfgang
Professor (em.) für Dogmatik und Dogmengeschichte an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Regensburg

Elssner, Prof. Dr. Thomas R.
Wissenschaftlicher Dozent für Katholische Theologie, Zentrum Innere Führung, Koblenz

Marx, Reinhard Kardinal
Kardinal, Erzbischof der Erzdiözese München und Freising, Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz

Maizière, Thomas de
Bundesminister der Verteidigung (bis Dezember 2013), Bundesminister des Inneren seit Dezember 2013

Overbeck, Dr. Franz-Josef
Bischof von Essen, Katholischer Militärbischof für die deutsche Bundeswehr

Wakenhut, Walter
Apostolischer Protonotar, Militärgeneralvikar a.D.

Impressum

Die Zeitschrift „Militärseelsorge“ wird herausgegeben vom Katholischen Militärbischofsamt, Berlin.

Schriftleitung:

Dipl.-Theol. Lothar Bendel, Leitender Wissenschaftlicher Direktor i.K.,
Referatsleiter im Katholischen Militärbischofsamt, Berlin

Geschäftsführung:

Manfred Suermann M.A., Wiss. Referent

Anschrift von Schriftleitung und Redaktion:

Katholisches Militärbischofsamt
Am Weidendamm 2
10117 Berlin
Postfach 64 02 26
10048 Berlin
Tel. / [Fax]:
0 30 / 2 06 17-200 [-299] (Bendel)
0 30 / 2 06 17-230 [-299] (Suermann)

E-Mail:

lotharbendel@bundeswehr.org
manfredsuermann@bundeswehr.org

Internet: www.kmba.de
www.katholische-militaerseelsorge.de

Stand des vorliegenden Textes:

01.08.2014

Technischer Satz und Druck: Messner Medien GmbH, Rheinbach
ISSN 0047 – 7362

Namentlich gezeichnete Beiträge geben die persönliche Meinung des Verfassers wieder und stimmen nicht unbedingt mit der Meinung des Herausgebers überein.
Alle Rechte vorbehalten.